P. f. M. Bude O.F.M.

Altschlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins und der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- u. Frühgeschichte

herausgegeben von

Hans Seger

Band 4 / Heft 1–3

Breslau
Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins
Vertreten durch Ferdinand Hirt, Verlagsbuchhandlung in Breslau 6, Königsplatz 1
1932

1180 „D"

Inhalt:

Seite

M. Jahn: Die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes 1
F. Geschwendt: Siedlungsgeschichtliche Beobachtungen im Oder-Weidetal bei Groß Breslau 14
E. Petersen: Campignien in Niederschlesien 29
L. F. Zotz: Das Gesteinsmaterial der Campignien-Industrie von Ober Ellguth 44
W. Matthes: Die Entdeckung der Campignienkultur in Oberschlesien 47
E. Petersen: Ein frühes Steinbeil aus Lampersdorf Kr. Oels 63
E. Petersen: Ein eigenartiger jungsteinzeitlicher Gefäßrest aus Opperau Kr. Breslau 66
G. Sage: Gewebereste auf vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien . . . 69
H. Seger: Neue Funde aus der Glockenbecherkultur 83
H. Seger: Die Kettennadel von Gollschau 105
L. F. Zotz: Die Ausgrabung eines fundleeren Hügelgrabes und ihre Bedeutung für die Siedlungskunde 108
M. Jahn: Neue skythische und keltische Funde 112
L. F. Zotz: Wandalische Körperbestattungen der Spätlatènezeit 127
E. Petersen: Neue wandalische Grabfunde aus dem 2.–4. Jahrh. n. Chr. . . 139
L. F. Zotz: Zwei germanische Schwerter aus der slawischen Zeit Schlesiens . . 162
G. Skalský: Zwei Berichtigungen zu Friedensburg: „Die schlesischen Münzen des Mittelalters" 166
Chr. Gündel: Ein mittelalterlicher Goldschatz aus Jauer 179
B. Patzak: Nachrichten über das älteste Leubus 188
M. Hellmich: Nochmals: Vampir oder Hingerichteter? 195
M. Hellmich: Die Burgwälle in Schlesien und der Burghügel in Waldenburg 197
Vermehrung der vorgeschichtlichen Sammlung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer 202
Bücheranzeigen 210
Schlesischer Altertumsverein 226

571(438)(05:061.2)+930.26/85(438)(05:061.2) SL
+069(438)(083.8)+06.055.5:061.2(438=30)
Alt
1174D/IV/1-3
EI2

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu

Altschlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins und der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- u. Frühgeschichte

1932 Band 4 Heft 1–3

Die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes[1)]

Von Martin Jahn

Die Vorgeschichte eines Gebirgslandes zu schreiben, erscheint als ein wenig ertragreiches Beginnen. Gehören doch Bergketten wie die Sudeten nicht zu den geschlossenen Siedelungsgebieten des Menschen der Vorzeit, und auch in frühgeschichtlicher Zeit tritt hierin keine Wandlung ein. Trägt man auf einer Karte alle bekanntgewordenen Siedlungen und Gräberfelder der vorgeschichtlichen Epochen aus dem Sudetengebiet und seiner Umgebung ein, so hebt sich das Gebirge als nahezu fundleere Insel von den es umschließenden, dicht besiedelten Niederungen ab. In Schlesien gehen im allgemeinen Siedlungsreste der vor- und frühgeschichtlichen Zeit nicht über die Höhenlinie von 250 m hinaus. Die höheren Lagen waren von dichtem Urwald bedeckt, soweit die Natur selbst nicht seinem Wachstum Einhalt gebot. Durch die Rodehacke des

---

[1)] Vgl. Max Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923.

Hans Seger, Die Grafschaft Glatz in vorgeschichtlicher Zeit. Glatzer Heimatschriften Band V. Habelschwerdt 1921 S. 124 ff.

Martin Jahn, Die Vorgeschichte des Friedländischen. Band III, 1 der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Friedland 1926 S. 5 ff. — Wieder abgedruckt in der Zeitschrift „Sudeta" II S. 1 ff.

Fritz Geschwendt, Die vorgeschichtlichen Funde des Hirschberger Kessels. Altschlesien III (1931) S. 253 ff.

Josef Pfitzner, Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters. Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung I (1930/31) S. 68 ff. und 167 ff. mit 3 Karten.

Franz Peschel, Vor- und frühgeschichtliche Funde im Altvatergebiet. Altvater, Festschrift zur 50-Jahrfeier des Sudetengebirgsvereines. Freiwaldau 1931 S. 262 ff.

Ernst Hetfleisch, Fundübersicht des nordwestlichen Schlesiens. Ebendort S. 268 ff.

Josef Uwira, Paläolithische und mesolithische Fundstellen im Freiwaldauer Bezirk (Manuskript). Herrn Fachlehrer Uwira verdanke ich außerdem wertvolle Auskünfte über die zahlreichen, von ihm gesammelten Funde.

Menschen wurde der Wald erst zur Zeit der deutschen Kolonisation im 13. und 14. Jahrhundert n. Chr. zurückgedrängt.

Wenn nun die Sudeten auch nicht zu den eigentlichen Siedlungsgebieten der Vorzeit gehören, so blieben sie deshalb dem Menschen doch nicht verschlossen. Weithin streifte er durch die Vorberge dem Wilde nach, und gar oft mag sich der nicht wehrhafte Teil der Bevölkerung aus den benachbarten Dörfern zu Kriegszeiten vor dem anrückenden Feinde in das schützende Dickicht des Waldes geflüchtet haben. Auch erbaute man auf abgelegenen, weite Umschau gewährenden Berggipfeln, die nicht allzuweit von den festen Siedlungen entfernt waren, befestigte Plätze, Fliehburgen, die vorübergehend der Bevölkerung eines Gaues, ihrem Vieh und ihrer wertvolleren Habe Unterschlupf und Schutz gewähren konnten. Endlich verlegte man in alten Zeiten gern die Plätze der Gottesverehrung, die Opferstätten auf bewaldete Höhen in heilige Haine, weil die ungewohnte, wildromantische, fast unheimliche Gegend die Betenden sofort mit einem heiligen Schauer umfing, in dem man die Nähe der Gottheit zu spüren wähnte. Wenn auch die unzähligen „Opferkessel" des Riesen- und Isergebirges, denen man im vorigen Jahrhundert so phantasievolle Deutungen zu geben wußte, als natürliche Verwitterungs- und Auswaschungserscheinungen des zu solchen Beckenbildungen neigenden Granitgesteins hier ausscheiden, so gibt es doch Plätze, wie den sogenannten Opferstein bei Weigsdorf an der sächsisch-friedländischen Grenze, die nachweislich seit alter Zeit den Bewohnern der Umgegend als heilig galten und auf denen vorgeschichtliche Reste festgestellt worden sind.

Alle diese Vorstöße des Menschen in das Waldgebiet erstreckten sich nur auf die Randzone des Gebirges; der Gebirgskern, besonders das eigentliche Hochgebirge, wurde von ihnen nicht betroffen. Aber e i n Beweggrund führte den Menschen auch noch tiefer ins Gebirge und über dieses hinweg: das Verkehrsbedürfnis. Schon seit den Urtagen der Menschheit spielen Handels- und Verkehrsbeziehungen zwischen den Völkern und Stämmen eine viel größere Rolle als man vielfach annimmt. Gar oft führten die Wege, wenn sie sich auch nach Möglichkeit innerhalb des besiedelten Landes hielten, über weite unbewohnte Strecken, durch Wälder und Gebirge. Auch an der Kette der Sudeten machte der Mensch der Vorzeit nicht halt, sondern er ging den Gebirgswässern flußaufwärts nach, bis er geeignete Pässe fand, die ihm ein Überschreiten des Waldgebirges gestatteten. Die Meinung von Geographen, wie Partsch, und Historikern, wie Schulte, daß die Sudeten bis zur Völkerwanderungszeit hinein ein Verkehrshindernis ersten Ranges gebildet hätten, welches nur im Südosten durch die Mährische Pforte und im Nordwesten durch die Lausitzer Senke umgangen werden konnte, wird durch die ärchäologischen Quellen widerlegt. Die Glatzer Pässe in der Mitte der Sudeten spielten im Völkerverkehr eine ganz hervorragende Rolle, die wichtiger war, als die der Oberlausitzer Pässe, und

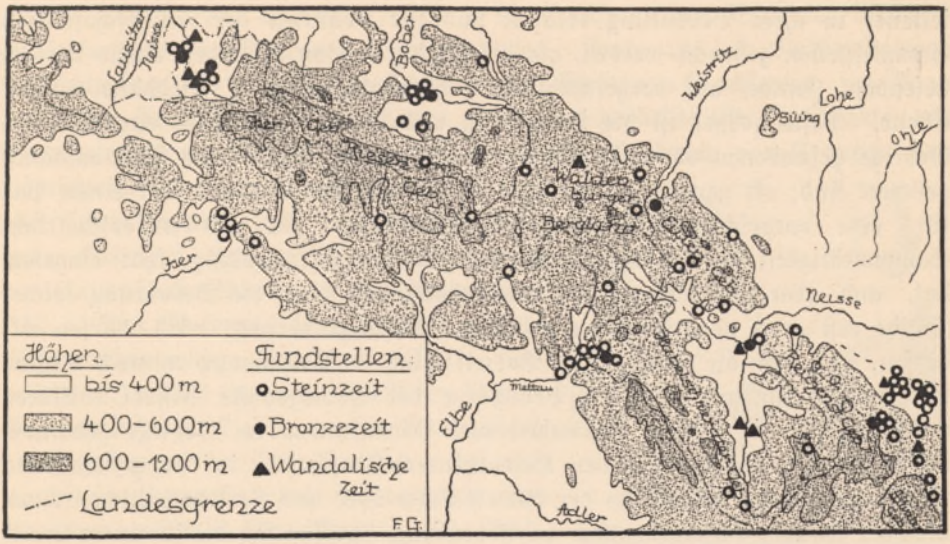


Abb. 1. Die Besiedelung der Sudeten in vor- und frühgeschichtlicher Zeit
Gezeichnet von Dr. Geschwendt

die mitunter sogar die Bedeutung der Mährischen Pforte übertraf. Der Mensch der Vorzeit stellte an die Gangbarkeit der Bergwege nicht so hohe Anforderungen wie der moderne Kulturmensch mit seinen Eisenbahnen und Kraftwagen. Sind doch die alten Verkehrslinien keine gebauten Straßen gewesen, gab es doch in vorgeschichtlicher Zeit kaum Lastwagen, die Frachten auf weite Strecken hin beförderten. Nur ausgetretene Wege und Saumpfade führten durch die Berge, auf denen sich die Reisenden zu Fuß oder auf Tragtieren fortbewegten und auf gleiche Weise auch ihr Reisegut beförderten. Natürlich mögen diese Wege im Winter wochen- und monatelang verschneit und unwegsam gewesen sein. Aber an solche Unterbrechungen des Verkehrs war man in früherer Zeit, wo man im Winter überhaupt nur im Notfalle reiste, gewöhnt.

Da die Wege nicht straßenmäßig gebaut waren, können wir auch keine Reste von ihnen im Gelände aufspüren wie etwa bei den Römerstraßen. Nur mittelbar ist ihr Bestehen und ihr Verlauf — dieser nur in den Hauptzügen — festzulegen: durch Bodenfunde in den sonst siedlungsleeren Paßzonen und durch den Austausch von Kulturformen und Erzeugnissen zwischen den auf beiden Seiten des Gebirges befindlichen Siedlungsgebieten. Funde längs der Bergwege sind naturgemäß außerst selten. Da feste Siedlungen und Gräberfelder der Vorzeit, die reichliche Kulturreste im Erdboden hinterlassen haben, dort oben fehlen, können nur Einzelstücke gefunden werden, die zufällig verloren gegangen oder gelegentlich unter die Erde geraten sind. Erschwerend wirkt, daß diese spärlichen Einzelfunde von der Gebirgsbevölkerung im allgemeinen

seltener in ihrer Bedeutung erkannt und zur Kenntnis der wissenschaftlichen Sammelstellen gebracht werden, als die ständig sich an derselben Stelle wiederholenden Funde auf vorgeschichtlichen Wohnplätzen und Friedhöfen in der Ebene. Desto größer ist die Bedeutung und Beweiskraft jedes einzelnen im Gebirge gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstandes, wenn seine Fundumstände gesichert sind; oft genügt ein einziger Fund, um den Verkehr über einen Paß für eine vorgeschichtliche Epoche nachzuweisen. Da die wissenschaftliche Sammeltätigkeit von Bodenaltertümern erst verhältnismäßig spät eingesetzt hat, und eine Aufklärung der Landbevölkerung über die Bedeutung solcher Funde erst ganz neuerdings in größerem Umfange versucht wird, dürfen wir hoffen, daß sich die Zeugen der Vorzeit auch im Sudetengebiet noch mehren und uns in Zukunft über die Benutzung der Gebirgspässe besser aufklären werden. Bei der großen Seltenheit von Bodenfunden im Gebirge gewinnen die Ergebnisse, die wir aus den Kulturhinterlassenschaften in den geschlossenen Siedlungsgebieten beiderseits der Sudetenkette über den Verkehr zwischen ihnen schöpfen können, außerordentlich an Bedeutung. Lassen sich die in einem Lande gebräuchlichen, ihm eigentümlichen Altsachen oder Formen jenseits der Berge wiederfinden, besonders im Auslaufgebiet eines Passes, gehen auch sonst Beziehungen hin und her, die den weiten Umweg um das Gebirge herum nicht gemacht haben können, weil sie auf diesem Umwege nicht nachweisbar sind, so ergeben sich auch aus solchen Tatsachen sichere Beweise für einen Verkehr und einen Zusammenhang über das Gebirge hinweg. Unter diesen Gesichtspunkten soll im folgenden die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes kurz betrachtet werden.

Während des Eiszeitalters schienen bisher die Sudeten eine wichtige Grenzlinie zu bilden. Die ihrem Südwesthang vorgelagerten Länder Böhmen und Mähren können seit langem eine ganze Reihe von altsteinzeitlichen Fundstellen aufweisen. Aus dem nordöstlich der Sudeten gelegenen Schlesien waren dagegen keine entsprechenden Funde bekannt. Es hatte den Anschein, als ob erst hinter dem Schutzdach der Sudeten, die zwischen dem Südrand des letzten Inlandeises und den böhmisch-mährischen Siedlungsplätzen des Eiszeitmenschen lagen, sich ausreichende Lebensmöglichkeiten für die ersten Siedler boten, während das Land nördlich der Bergkette infolge der Eiswinde zu unwirtlich war. Nach neueren Ergebnissen überschreitet aber die Siedlungsgrenze des Eiszeitmenschen die Sudeten in ihrem Südteil. Die altsteinzeitlichen Fundplätze von Troppau und die weniger gesicherten Funde von Mährisch-Ostrau liegen bereits nördlich der Sudeten. Die Mährische Pforte bildete schon damals ein Einfallstor, durch das die Mammutjäger von Süden ihrem wichtigsten Wilde nordwärts nachzogen. Und selbst in Preußisch-Schlesien sind jetzt zahlreiche Spuren des Eiszeitmenschen nachgewiesen. Die Fundplätze im oberschlesischen Lößgebiet erweitern das Siedlungsgebiet des Menschen über Troppau

hinaus nach Norden und verbreitern so die Brücke zu den östlicheren Altsteinzeitsiedlungen des Krakauer Höhlengebietes. Auch an der Nordwestgrenze Oberschlesiens ist in Mährisch-Schlesien bei Weidenau-Stachlowitz, am Ausgange des Freiwaldauer Paßgebietes, eine jung-paläolithische Fundstätte mit Feuersteingeräten: Abb. 2, nachgewiesen worden, die denen von Troppau und Oberschlesien verwandt sind. Ebenso kamen dort sichere Spuren des Menschen der mittleren Steinzeit zutage, so Kleinsteingeräte aus Sandhübel: Abb. 3 und Alt Rothwasser: Abb. 4. Aus Weidenau scheinen auch größere Steinwerkzeuge der Campignien-Stufe vorzuliegen. Ja selbst im niederschlesischen Bober-Katzbach-Gebirge stieß man in Spalthöhlen des Kitzelberges bei Ober Kauffung auf einwandfreie Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen während der Eiszeit. Die Siedlungsgrenze des Eiszeitmenschen verläuft also nicht parallel zum Sudetenkamm, wie man es erwarten müßte, wenn der Gebirgskamm zur Eiszeit eine so überragende klimatische Bedeutung gehabt hätte. Die Grenze hat vielmehr etwa dieselbe Ostwestrichtung wie der Südrand der Vereisung. Ein großer Teil des Gebietes beiderseits der Sudeten bildete schon zur Eiszeit eine Siedlungseinheit.

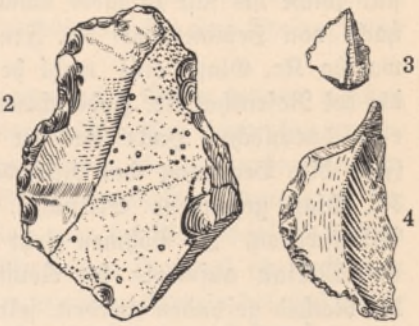


Abb. 2–4. Steingeräte aus Mährisch-Schlesien. Slg. Uwira. $^2/_3$
2 Weidenau-Stachlowitz; 3 Sandhübel; 4 Alt Rothwasser

Während die Sudeten in der Altsteinzeit nach unserer bisherigen Kenntnis vom Menschen nur umgangen, oder höchstens ihre niedrigen Ausläufer durchquert wurden, ändern sich die Verhältnisse zur jüngeren Steinzeit von Grund auf. Mit dem wärmeren Klima war ein anderes, vom Walde beherrschtes Landschaftsbild entstanden, an die Stelle des schweifenden Jägers, Sammlers und Höhlenbewohners war der bodenständige Landmann getreten, der mit dem Pfluge seine Äcker bestellte, auf den Weiden sein Vieh hütete und in geräumigen Holzhäusern wohnte. Nicht nur Böhmen und Mähren, sondern auch ganz Schlesien, soweit es von Natur nicht von siedlungsfeindlichem Wald bedeckt war und günstigen Ackerboden bot, war jetzt besiedelt. Schon in der jüngeren Steinzeit wurden auch die Sudeten vom Menschen durchstreift. Gerade den Neolithiker trieb es in die Berge. Sein wichtigster Werkstoff war in der metallosen Zeit neben Holz und Knochen der Stein. Überall fahndete der damalige Mensch nach festem, gut verwendbarem Gestein. Wie er den leicht spaltenden Feuerstein in den diluvialen Ablagerungen zu finden wußte, so wählte er aus den Bachgeröllen passende Stücke zur Herstellung von Hacken, Äxten, Beilen und Pflugscharen aus. Im Durchschnitt waren unsere Vorfahren vor 5000 Jahren sicher bessere Gesteinskenner als wir Kulturmenschen

des 20. Jahrhunderts. Die Streife nach dem Wild und nach besonders geeigneten Gesteinen führte unternehmungslustige Bahnbrecher sicher tief ins Gebirge und schließlich auch über dieses hinweg. Die gangbaren Paßsenken und Kessel der Sudeten sind damals entdeckt worden. Dies bezeugen besonders augenfällig einzeln im Gebirge gefundene Steingeräte. Die Neiße aufwärts sind solche bis fast zu ihrer Quelle bekannt geworden. Ich nenne eine Steinhacke von Hemmersdorf Kr. Frankenstein, eine Serpentinaxt aus Friedrichswartha Kr. Glatz, eine wohl bei Glatz entdeckte Steinaxt, eine Serpentinaxt, die bei Rosenthal Kr. Habelschwerdt in etwa 700 m Höhe gefunden wurde, und eine durchlochte Hacke aus der Gegend von Mittelwalde Kr. Habelschwerdt. Für die Begehung des Nachoder Passes sprechen drei angeblich bei Lewin Kr. Glatz gefundene Steinäxte, sowie zwei bei Nerbotin entdeckte steinerne Pflugscharen. In Böhmen zieht sich das steinzeitliche Siedlungsgebiet die Elbe und Mettau aufwärts bis Neustadt, und Steingeräte sind bis an die Grenze bei Nachod gefunden worden, selbst in Politz an der Heuscheuer kam noch eines zutage. Aber auch das in der Längsrichtung der Sudeten verlaufende Steinetal zwischen Heuscheuer und Eulengebirge lieferte Reste aus der Steinzeit. In Schwenz Kr. Glatz wurde 460 m hoch ein Serpentinbeil ausgeackert, ebenso bei Köpprich Kr. Neurode in 500 m Höhe der Schneidenteil einer Axt aus dort anstehendem Kohlensandstein: Abb. 7. Auf der Herrschaft des Reichsgrafen von Magnis auf Eckersdorf fanden sich eine steinerne Pflugschar und eine Sandsteinaxt: Abb. 5—6. Im anschließenden Waldenburger Gebirge kamen bei Charlottenbrunn eine Serpentinaxt und bei Dittmannsdorf ein Feuersteinmeißel zutage, am Nordrande des Eulengebirges bei Weigelsdorf ein Steinbeil.

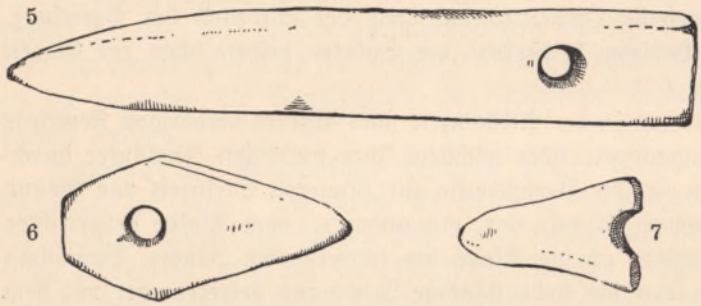


Abb. 5—7. Steingeräte aus der Grafschaft Glatz. 1/3
5—6 Herrschaft Eckersdorf; 7 Köpprich Kr. Neurode
Nach Seger, Volkmer-Festschrift

Aber nicht nur durch das Glatzer Becken hat man zur jüngeren Steinzeit die Sudeten überschrittten, sondern auch auf der östlich anschließenden Nebenstraße, die, von Ottmachau und Neiße ausgehend, südlichen Nebenbächen des Neißeflusses folgt, bei Freiwaldau über den Spornhauer oder Ramsauer Sattel zur March führt und hier in die Hauptstraße Glatz—Habelschwerdt—Mittelwalde mündet. Eine ganze Anzahl von Steingeräten, die im Nordwestzipfel Mährisch-Schlesiens innerhalb dieses Paßgebietes gefunden worden sind,

ſprechen dafür. In Heinersdorf, Ober Hermsdorf, Weidenau ſind Steinäxte, in Groß Kunzendorf ein Walzenbeil entdeckt worden, in Barzdorf nicht weniger als vier Steinäxte, in Buchsdorf eine rohe Steinaxt, in Ober Hermsdorf bearbeitete Feuerſteinabſchläge, in Gurſchdorf zwei dicknackige Steinbeile und eine ſteinerne Armſchutzplatte, in Setzdorf eine fein geglättete Steinaxt und gedengelte Feuerſteinſpäne. Faſt auf der Paßhöhe kamen im Bieletal noch bei Freiwaldau eine Steinaxt und bei Adelsdorf in 500 m Höhe eine Steinaxt und der Reſt eines Feuerſteinſpanes zutage.

Neben dem Glatzer Paß muß auch die Landeshuter Senke benutzt worden ſein; denn auf der Ruine Liebenau bei Schwarzwaldau Kr. Landeshut wurde eine Steinaxt und in Vogelsdorf bei Landeshut am Bober ein ſogenannter Schuhleiſtenkeil gefunden. Ja ſelbſt auf der Grenzhöhe dieſes Talzuges an der Boberquelle, ſchon auf böhmiſcher Seite, ſtieß man bei Albendorf in 750 m Höhe noch auf eine Steinaxt und im anſchließenden Aupatal oberhalb von Freiheit auf ein weiteres Fundſtück. Auch im oberſten Elbtale bei Hohenelbe wurde ein ſteinzeitlicher Einzelfund gemacht. Im Hirſchberger Keſſel ſind eine ganze Reihe von Steinwerkzeugen nachgewieſen worden. Von dreien iſt der nähere Fundort nicht mehr bekannt. Eine Steinaxt fand ſich bei Straupitz, eine andere im Bober am Hausberg bei Hirſchberg, eine dritte in den Teichen bei Giersdorf, eine durchlochte Steinhacke bei Ober Stonsdorf und ein ungeſchliffenes Feuerſteinbeil im Giersdorf-Seidorfer Forſt bei der 700 m hohen Annakapelle. Am Nordrand des Iſergebirges ſind zu beiden Seiten des Wittigtales am Opferſtein bei Weigsdorf eine Steinaxt und ein Steinbeil, bei Raſpenau, oberhalb Friedlands, in 400 m Höhe zugeſchlagene Feuerſteinmeſſer und auf dem 486 m hohen Phonolithkegel, dem Hohen Hain, eine Baſaltaxt nachgewieſen. Der Hohe Hain barg außerdem eine durchlochte Phonolithkeule aus der mittleren Steinzeit. Auch dieſen Funden ſtreckt das gegenüberliegende böhmiſche Siedlungsgebiet die Hand iſeraufwärts entgegen; ſpringt es doch bis zum Durchbruch der Iſer durch die Ausläufer des Jeſchkengebirges bei Klein Skal ins Gebirge vor.

Erweiſen dieſe Funde die Benutzung des Reichenberger, Trautenauer, Nachoder, Mittelwalder und Freiwaldauer Paſſes zur Steinzeit, ſo belehren uns die Kulturen beiderſeits der Sudeten, wie groß die Bedeutung dieſer Übergänge ſchon damals war. Von Beginn der jungſteinzeitlichen Beſiedlung an bilden Böhmen, Mähren und Schleſien eine einheitliche Kulturprovinz. Die Formen der Geräte, der Tongefäße und ihrer Ziermuſter ſind in allen drei Ländern die gleichen. Nach dem bewährten methodiſchen Grundſatz der Siedelungsarchäologie, daß gleiche Kulturen von ſtammesgleichen Völkern herrühren müſſen, wohnten in der geſamten Jungſteinzeit, das heißt im 4. bis 3. Jahrtauſend v. Chr., Abkömmlinge desſelben Blutes diesſeits wie jenſeits der Sudeten. Zuerſt waren es von der Donau nordwärts wandernde Stämme,

die nach ihrer Töpferware „Bandkeramiker" genannt werden. Sie drangen von Mähren und Böhmen hauptsächlich durch die Glatzer Pässe nach Schlesien ein; denn im Delta dieses Paßgebietes, im Kreise Frankenstein, sind bisher die meisten Siedlungen der ältesten Spiral-Mäanderkeramik Schlesiens nachgewiesen worden. Die jüngste Stufe der bandkeramischen Kultur des Sudetengebietes ist wiederum, um nur dieses Beispiel noch zu nennen, in Böhmen so ähnlich der schlesischen, daß die böhmischen Forscher sie nach einem schlesischen Fundort Jordansmühler Kultur nennen. Als dann im Laufe der Steinzeit eine von Norden kommende andersartige Bevölkerung einwanderte und sich mit der alten donauländischen vermischte, verlief dieser Prozeß wiederum beiderseits der Sudeten in gleicher Weise. Auch das am Schluß der Steinzeit von Westeuropa einwandernde Volk der Glockenbecherkultur machte nicht am Fuße der Sudeten halt, sondern zog von Böhmen durch den Glatzer Kessel und den Freiwaldauer Paß (Armschutzplatte von Gurschdorf) nach Schlesien und von Mähren durch die Pforte nach Oberschlesien. Das Sudetengebirge bildete also zur Steinzeit keine Völkergrenze, sondern gleichsam das Rückgrat eines einheitlichen Sudetenkulturkreises, in dem es zwar örtliche Schattierungen, gewissermaßen kulturelle Mundarten, aber keine grundsätzlichen Verschiedenheiten gab.

In der Bronzezeit bietet sich uns das gleiche Bild der Kultureinheit diesseits und jenseits der Sudeten. Die in der Steinzeit entstandene Mischbevölkerung beherrscht während der ganzen Bronzezeit und frühen Eisenzeit gleichermaßen die Länder Mähren, Böhmen und Schlesien. Zu Beginn der Bronzezeit spiegelt sich die Gleichheit der Sudetenkultur besonders schön im Formenschatz der damals üblichen Hockergräber wieder, den wir in Schlesien nach einem böhmischen Fundplatz als Aunjetitzer Typus zu bezeichnen pflegen. Auch die anthropologische Untersuchung der Skelette hat ergeben, daß in den drei Ländern derselbe Menschenschlag lebte. Damals bildeten die Glatzer Pässe die Hauptverbindungslinie des Sudetengebietes. Nirgends finden sich in Schlesien die Aunjetitzer Hocker so häufig wie im mittelschlesischen Lößbecken zwischen Breslau und dem Glatzer Kessel. Der Verkehr erreicht mit dem Beginn der Bronzezeit einen besonderen Aufschwung, weil das neue Metall von weither, meist aus Ungarn und dem Ostalpengebiet, eingeführt werden mußte. Besonders kennzeichnend für die damalige überragende Bedeutung der Glatzer Pässe ist die Verteilung der ältesten Metallgeräte, der Werkzeuge und Waffen aus reinem Kupfer, in Schlesien. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen wurde nämlich auf der Linie Glatz—Breslau gefunden. Die kulturelle und völkische Einheit des Sudetengebietes läßt sich auch in der Folgezeit nachweisen in der die Aunjetitzer Stufe ablösenden Hügelgräberkultur, in der Zeit der Buckelurnen und jüngeren Urnenfelder. Ich weise nur darauf hin, daß seit langem von böhmischen und mährischen Fachleuten die jüngeren Urnenfelder Ostböhmens und Mährens als „Urnengräber des schlesischen Typus" be-

zeichnet werden, um die nahe Verwandtschaft der Kultur und Bewohner beiderseits der Sudeten zum Ausdruck zu bringen. Der geographische Mittelpunkt dieses Kulturkreises sind die unbesiedelten, aber viel durchwanderten Höhen am Südrand des Glatzer Kessels, die einzige Stelle, wo sich die Flußgebiete der Donau, Oder und Elbe und damit die drei Glieder des Sudetenlandes berühren.

Bodenaltertümer der Bronzezeit und frühen Eisenzeit sind in den Sudeten viel seltener gefunden worden, als Steinzeitreste. Trotzdem besitzen wir ein Zeugnis für den Glatzer Durchgangsverkehr in einer Bronzesichel böhmischer Art: Abb. 9, die mitten im Nachoder Paß bei Lewin Kr. Glatz entdeckt worden ist. Ein noch schärferes Schlaglicht auf die Größe des damaligen Verkehrs durch

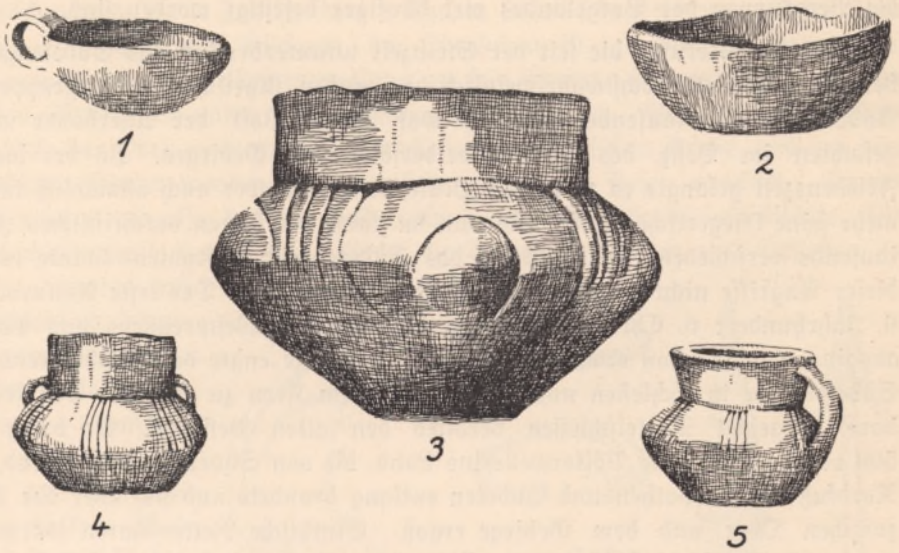


Abb. 8. Bronzezeitliche Tongefäße aus der Grafschaft Glatz. Etwa $^1/_6$
1–2 Glatz, Gartenstraße; 3–5 Herrschaft Eckersdorf. Nach Seger, Volkmer-Festschrift

die Glatzer Pässe wirft die Auffindung von Urnengräbern der jüngsten Bronzezeit in Glatz selbst, in einer Höhe von 300 m. Die etwa 30 bis 40 hier nachgewiesenen Tongefäße: Abb. $8_{/1-2}$, deuten darauf hin, daß an diesem Kreuzungspunkt des Mittelwalder und des Nachoder Passes, mitten im Waldgebirge eine kleine Siedlung bestanden haben muß, deren Entstehung wohl nur auf den zahlreichen Paßverkehr zurückzuführen ist. In Gurschdorf bei Friedeberg im Freiwaldauer Paßgebiet sind zwei Bronzesicheln, eine Bronzeaxt und einige kleine Ringe aus dünnem Bronzedraht zusammenliegend gefunden worden; wohl das Versteck eines Bronzehändlers. Auf der ganzen preußischen Seite der Sudeten ist mir außer einem einzeln bei Michelsdorf im Eulengebirge aufgelesenen Bronzeringteil nur noch ein gesicherter Fundplatz dieser Epoche bekannt. In Hartau bei

Hirschberg wurden in 345 m Höhe Spuren eines früheisenzeitlichen Gräberfeldes nachgewiesen, die dafür sprechen, daß damals auch der Hirschberger Kessel zum Teil besiedelt war. Können wir doch ganz allgemein im Laufe der Bronzezeit eine Ausbreitung des geschlossenen Siedlungsgebietes in Schlesien gegenüber der Steinzeit feststellen und aus der Zahl der Funde auf eine größere Bevölkerungsdichte schließen. Im Isergebirge ergab jetzt auch das Wittigtal wieder Funde an den schon oben erwähnten Fundstellen. In der Gegend des Weigsdorfer Opfersteins ist ein früheisenzeitliches Urnenfeld entdeckt worden und den Bergkegel des Hohen Hains krönen die Ruinen einer Steinsburg von etwa 100 m Durchmesser, deren Ringmauer 4,50 m breit war. Es ist bisher die einzige vorgeschichtliche Fliehburg aus dem Sudetengebirge selbst, während die Bergkuppen des Vorgeländes viel häufiger befestigt worden sind.

Die Bevölkerung, die seit der Steinzeit ununterbrochen das Sudetengebiet bewohnte, gehörte höchstwahrscheinlich der großen illyrischen Völkergruppe an. Anderthalb Jahrtausende hindurch war dieses Volk der Ackerbauer unangefochten im Besitz des Landes beiderseits des Gebirges. In der langen Friedenszeit gelangte es zu großer Blüte, es verlor aber auch allmählich immer mehr seine kriegerische Kraft. Als nun im Laufe des letzten vorchristlichen Jahrtausends verschiedene Völkerstürme das Sudetenreich bedrohten, konnte es sich dieser Angriffe nicht erwehren und zerfiel vollkommen. Der erste Ansturm im 6. Jahrhundert v. Chr., der von den Ostgermanen Westpreußens und Posens ausging, machte schon etwa am Oberlaufe halt und engte den Machtbereich der Sudetenleute in Schlesien nur ein, ohne ihn im Kern zu treffen. Das fruchtbare Lößgebiet Mittelschlesien verblieb den alten Besitzern. Da brach um 500 v. Chr. eine neue Völkerwelle ins Land, die von Südrußland kommend, am Nordfuß der Karpathen und Sudeten entlang brandete und sich über das Land zwischen Oder und dem Gebirge ergoß. Skythische Reiterscharen waren es, welche die illyrischen Festungen in Flammen aufgehen ließen und Schlesien und die Lausitz brandschatzten. Jetzt scheint der Sudetenkamm zum ersten Male einen Damm gebildet zu haben, der diese Völkerbewegung ablenkte; nur durch die mährische Pforte drängte sich ein Trupp nach Mähren hinein. Da das Heer der Skythen nur aus Reiterei bestand, ist ihre Abneigung vor der Durchquerung eines Gebirges erklärlich. Viel sicherer erschien ihnen der Vormarsch in der Ebene, wo sie die Stärke ihrer Truppengattung voll ausnutzen konnten. Dazu kommt, daß die Skythenzüge nicht zu einer dauernden Festsetzung im Lande führten, sondern in der Hauptsache unstete Beutefahrten waren, vergleichbar den Hunnen- und Mongoleneinfällen der geschichtlichen Zeit. Die Skythen zermürbten daher zwar die Lebenskraft des überalterten Illyrierstaates nordöstlich der Sudeten, vernichteten ihn aber nicht. Die Aufgabe, dem Sudetenreich den Fangstoß zu geben, fiel einem dritten, von Westen kommenden Eroberervolke zu, den Kelten. Um 400 v. Chr. überschritten sie den Böhmer-

wald und bemächtigten sich Böhmens und Mährens. Wie gering die Bedeutung der Sudeten als Hindernis für die Wanderung eines Siedelungsboden suchenden Volkes anzuschlagen ist, zeigt die Tatsache, daß die Kelten ohne jeden Aufenthalt sofort von Böhmen nach Mittelschlesien und von Mähren nach Oberschlesien weiter drangen. Ein das böhmische und schlesische Fundgebiet verknüpfender Fund von keltischen Bronzeringen: Abb. 10—12, ist wiederum im Glatzer Kessel gehoben worden. So trat an die Stelle des illyrischen Sudetenstaates ein neues keltisches Reich, für das die Sudeten abermals nicht ein Grenzwall oder ein Außenpanzer waren, sondern die alle Teile zusammenhaltende Wirbelsäule. Erst an der Oder, an der Grenze des Ostgermanengebietes, fand das neue Reich sein Ende. Schlesien, das doch geographisch eine natürliche Einheit bildet, ist politisch vom 6. bis 1. Jahrhundert v. Chr. in seiner Längsrichtung geteilt. Und gerade sein natürliches Rückgrat, der Oderstrom, ist zur Grenzlinie geworden. So unnatürlich diese Machtverteilung zu sein scheint, sie wiederholt sich im frühen Mittelalter unter ganz anderen Verhältnissen. Auch damals gehörte der links der Oder gelegene Teil Schlesiens zur böhmischen Krone, und an dem schlesischen Strom wurden die Grenzfestungen gegen Polen errichtet. Immer wieder sehen wir also, daß das Sudetenland eine kulturelle Einheit bildete. Die Hinterlassenschaft der Kelten stimmt in Böhmen, Mähren und Schlesien so genau überein, daß es schwer fällt, Stammesunterschiede — kulturelle Mundarten — zwischen den nördlichen Bojern und den südlichen Volkern (Walchen) innerhalb dieses Kulturkreises auf archäologischem Wege nachzuweisen.

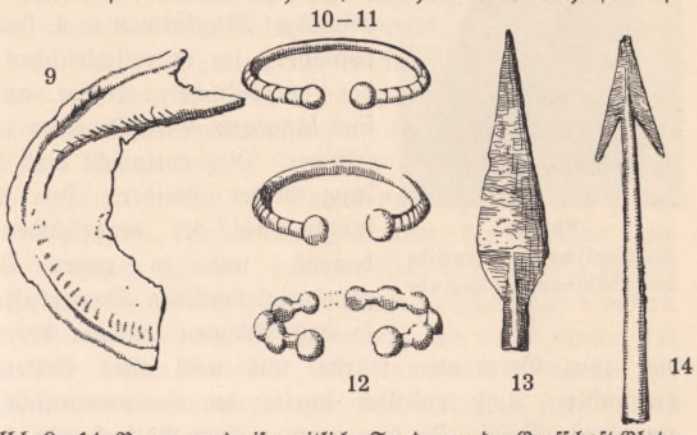


Abb. 9–14. Bronze- und eisenzeitliche Funde aus der Grafschaft Glatz
Etwa 1/3. Nach Seger, Volkmer-Festschrift
9 Bronzesichel von Lewin; 10–14 Herrschaft Eckersdorf;
10–12 Keltische Bronzeringe; 13–14 Germanische Eisenlanzenspitzen

Die Kelten konnten sich nicht allzulange ihrer illyrischen Erbschaft erfreuen. Im Laufe des letzten vorchristlichen Jahrhunderts wurden sie von Germanen aus dem Sudetengebiet herausgedrängt. In Böhmen und Mähren setzten sich von Westen kommende swebische Stämme der Markomannen und Quaden an ihre Stelle, in Schlesien von Norden einwandernde Ostgermanen wandalischen Stammes. Die Sudeten wurden dadurch zu einer Stammesgrenze, die ostgermanisches Gebiet von westgermanischem trennte. Aber zu ihren beiden

Seiten ſiedelten Angehörige desſelben Germanenvolkes, herrſchte die gleiche Germanenkultur. Die Unterſchiede in den Kulturformen diesſeits und jenſeits der Berge ſind nicht allzugroß. Es ſind die örtlichen Schattierungen, die feinen Stammesunterſchiede, die wir auch ſchon zur Stein- und Bronzezeit im Sudetenreich erkennen konnten, die aber die Blutsverwandtſchaft, den großen gemeinſamen Zug des Ganzen nicht zu verwiſchen vermögen. Ihre große Vermittlerrolle hat die Glatzer Senke auch im Germanenreich nicht eingebüßt. Der markomanniſche Einfluß auf die ſchleſiſche Kultur iſt im 1. Jahrhundert n. Chr. ſo groß, daß man im Gebiet zwiſchen Glatz und Breslau faſt von einer markomanniſch-wandaliſchen Miſchkultur ſprechen und den Beigabeninhalt mancher ſchleſiſcher Gräber als rein markomanniſch bezeichnen kann. Ich erwähne nur wenige Beiſpiele. Der ſwebiſchen Elbkultur, einſchließlich der markomanniſchen, iſt eine Gefäßgruppe eigentümlich, deren mäanderartige Muſter mit einem Rädchen eingeritzt ſind. Die Oſtgermanen hingegen führten die Ornamente auf ihren Gefäßen in gezogenen Linien aus. Im oſtgermaniſchen Schleſien treffen wir auf Gräberfeldern und Siedelungen neben den linienverzierten einheimiſchen Gefäßen eine ganze Anzahl böhmiſcher, rädchenverzierter Keramik an. Böhmiſche Gewandnadeln, Schnallen, Trinkhornbeſchläge, Ringformen u. a. finden ſich in großer Zahl beſonders im mittelſchleſiſchen Lößgebiet. Einflüſſe der wandaliſchen Kultur auf die markomanniſche ſind hingegen, wenigſtens im 1. Jahrhundert n. Chr., ſeltener. Dies entſpricht auch der geſchichtlichen Stellung beider Länder. Das Markomannenreich gelangte, auf der vorgefundenen Keltenkultur aufbauend und in enger Verbindung mit der provinzialrömiſchen Donaukultur zu ſchneller Blüte, ſo daß Böhmen damals der kulturelle Mittelpunkt von ganz Germanien wurde und nach allen Seiten ſtarke Einflußwellen ausſandte. Auch politiſch ſpielte der markomanniſche Staat unter Marbod eine große Rolle. Zu dem germaniſchen Völkerbunde, der ſich unter Marbods Leitung bildete, gehörten bezeichnenderweiſe auch die ſchleſiſchen Wandalen, die damals noch nicht in unmittelbare Berührung mit dem römiſchen Reiche gekommen waren und daher deſto engeren Anſchluß an den weiter fortgeſchrittenen böhmiſchen Bruderſtaat ſuchten. Im Laufe der Jahrhunderte kehrte ſich freilich das Verhältnis um. Die Vormachtſtellung Böhmens brach zuſammen. Infolge der Wanderung der Goten zum Schwarzen Meer erlangten die Oſtgermanen die kulturelle Führung unter den Germanen. Oſtgermaniſche Stilformen fanden daher ſeit dem 3. Jahrhundert n. Chr. immer ſtärkeren Eingang in Böhmen und Mähren.

Abb. 15.
Germaniſche Tonpyramide aus Weidenau, Kaolingrube
1/3

Auch durch Bodenfunde läßt sich ein Verkehr über das Glatzer Paßgebiet zur Germanenzeit belegen. Wie zur Steinzeit die einzeln im Gebirge gefundenen Steingeräte Verkehrswege aufdecken halfen, so dienen uns jetzt römische Münzen als Wegweiser. In einem Garten von Glatz wurde eine römische Bronzemünze gefunden, in der Gegend von Habelschwerdt ein Denar von Trajan und bei Weisbrodt Kr. Habelschwerdt, unmittelbar an der Neiße in 360 m Höhe, eine Bronzemünze Vespasians. Stellt man hierzu eine eiserne Lanzenspitze und einen eisernen Wurfspeer: Abb. 13—14, die im Glatzer Kessel zutage gekommen sind, und zieht in Betracht, daß sonst reine Gebirgsfunde in Preußisch Schlesien fehlen, abgesehen etwa von einer Bronzemünze des Vitellius, die 500 m hoch am Sattelwald bei Liebersdorf Kr. Landeshut lag, so erhellt die Bedeutung des Glatzer Paßverkehrs auch hieraus zur Genüge. Für die Benutzung der Freiwaldauer Straße sprechen drei in Barzdorf gefundene Bronzemünzen des Marc Aurel, des Gordianus Africanus und Konstantins des Großen. In Weidenau sind die Reste einer wandalischen Siedlung des 4. Jahrhunderts n. Chr. (Gefäßreste und Tonpyramiden: Abb. 15—16) gefunden worden. Vielleicht ist in diesem Zusammenhange auch auf die in Böhmischdorf bei Freiwaldau einzeln im Walde in 45 cm Tiefe entdeckte Wurflanze von fränkischer Form erwähnenswert. Betont sei weiterhin, daß auch für das Wittigtal im Isergebirge durch einige römische Münzfunde aus Priedlanz, Friedland und Mildenau ein Verkehr durch das Gebirge erwiesen wird.

Die weiteren Schicksale des Sudetengebietes, die Auswanderung der Wandalen und Markomannen zur Völkerwanderungszeit, die beide nur Reste in der Heimat zurückließen, die Einwanderung slawischer Stämme und schließlich die deutsche Kolonisation gehören bereits ins Gebiet der Geschichte und sollen uns hier nicht mehr beschäftigen. Unser Überblick über die so lange Vorgeschichte hat uns klar vor Augen geführt, daß die Sudeten nie ein starrer Grenzwall waren, daß sie nie eine Scheidewand bildeten zwischen den Ländern zu ihren Füßen. So verschieden auch die Völker waren, die nacheinander im Sudetengebiet siedelten, stets lebten diesseits und jenseits der Sudeten zu gleicher Zeit auch Menschen gleichen Stammes und gleicher Kultur, stets bildete das Sudetengebiet eine geschlossene Einheit.

Abb. 16. Randstück einer germanischen Krause aus Weidenau
Etwa $^1/_3$

Siedlungsgeschichtliche Beobachtungen im Oder-Weidetal bei Groß Breslau

Von Fritz Geschwendt

Das zu untersuchende Gebiet liegt nordöstlich der Hauptstadt von Niederschlesien, umfaßt einen Teil von Groß Breslau und dehnt sich vom heutigen Oberlauf über die Weide[1]) bis zum rechten Ufer des Odertales[2]) und in Teile des Vorlandes des mittelschlesischen Landrückens[3]) aus. Die Karte: Abb. 1 gibt einen Überblick über das etwa 58 qkm umfassende, zu vier Fünftel ins schlesische Odertal entfallende Gebiet. Im Nordosten, auf einer Linie von Kryschanowitz, Bischwitz, Glockschütz, Hundsfeld und Görlitz, hebt sich der rechte Rand des Oder-Weidetales etwas deutlicher im Gelände ab[4]), während der südliche Talrand durch den im Gebiete der Altstadt aufgehäuften mittelalterlichen und neuzeitlichen Bauschutt begraben liegt[5]). Das Tal ist zum größten Teile mit Alluvionen ausgefüllt[6]); nur einige Inseln diluvialer Aufschüttung[7]) bei Kawallen-Friedewalde, Carlowitz-Schottwitz und Lilienthal-Pohlanowitz ragen, dem Auge nur wenig wahrnehmbar, aus dem durch Anschwemmung entstandenen, fast tischebenen Boden hervor: Taf. II, 1.

Gerade im Odertal waren vorgeschichtliche Siedlungen wegen der ungebändigten Stromverhältnisse kaum zu erwarten. Kennen wir doch aus eigener Erinnerung die schweren Hochwässer von 1903 und 1930. Die mittleren und kleineren werden in Breslau-Stadt dank des Hochwasserschutzes nicht so stark bemerkt, aber die Landwirtschaft verschiedener Teile des Oder- und noch mehr des Weidegebietes hat beinahe alljährlich unter den schädigenden Hochwässern zu leiden. Auch die moderne Stadtplanung kann für Gegenwart

---

[1]) Die Weide fließt hier schon im eigentlichen Odertale.

[2]) Meßtischblatt 1 : 25 000 Nr. 2828 Breslau-Nord; Generalstabskarte 1 : 100 000 Nr. 424 Breslau.

[3]) Czajka, Der schlesische Landrücken, eine Landeskunde Nordschlesiens. Teil I Breslau 1931.

[4]) Vgl. die Fliegeraufnahme in Bachmann-Mai, Denkschrift des Landkreises Breslau, 1925 S. 11 Abb. 8.

[5]) Prof. Dr. Seger stellte bei einer Grundgrabung auf der Albrechtstraße fest, daß der mittelalterliche Bauschutt eine Stärke von 8 m aufweist. (Vgl. Ortsakten des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege.)

[6]) Lepsius, Geologische Karte des Deutschen Reiches, Blatt 21 Breslau; vgl. auch Geologische Karte von Preußen, Blatt Kattern, Lieferung 179.

[7]) Olbricht, Heimatkunde von Breslau. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1912. — Derselbe, Die geologisch-geographischen Grundlagen für die Entwicklung der Stadt Breslau. „Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau" Teil I, Breslau 1930, S. 5 f. — Die geologischen Unterlagen zu der Karte: Abb. 1 stellte mir Prof. Dr. Wiegers vor der Veröffentlichung der geologisch-agronomischen Karte Breslau-Nord zur Verfügung, wofür ihm herzlichst gedankt sei. Nur durch diese genauen Unterlagen war die Lokalisierung der Fundstellen auf Diluvium oder Alluvium möglich.

Abb. 1. Fundkarte des Oder-Weidetales bei Groß Breslau
Vgl. die Fliegeraufnahme Taf. I

und Zukunft weiteste Teile unseres Gebietes nur als Grünflächen und Überschwemmungsgebiet erklären[8]). Die bis in die Neuzeit hinein währende Ungebundenheit der Stromverhältnisse mit häufiger Verlagerung oder Verstopfung des Flußbettes durch Baumriesen, Sand und Schottermassen hatte monatelange

[8]) Behrendt-Fuchs, Die Stadt Breslau und die Eingemeindung ihres Erweiterungsgebietes. Breslau 1925. S. 9 Abb. 6. — Ein sehr anschauliches Bild ergibt die Fliegeraufnahme Taf. I.

Überflutungen und die Entstehung zahlreicher Altwässer und Tümpel zur Folge[9]). So besaßen z. B. die Augustiner-Chorherren auf dem Sande das Fährrecht vom heutigen Ritterplatz nach dem 5—6 km entfernten Marktflecken Hundsfeld. Damit ist bewiesen, daß in regelmäßig wiederkehrenden Abschnitten der Verkehr in unserem Untersuchungsgebiete nur durch den Kahn aufrechterhalten werden konnte. Überträgt man nun die mittelalterlichen Stromverhältnisse auf das Altertum, so erscheint eine Besiedlung des Oder-Weidetales durch den von keiner Überbevölkerung gedrängten Vorzeitmenschen nicht nur wenig wahrscheinlich, sondern aus natürlichen Gründen nahezu ausgeschlossen.

Diesen Gedankengängen folgten Partsch und Fedde bei der landschaftskundlichen Schilderung des urzeitlichen Odertales bei Breslau[10]) und in der Brieger Gegend[11]). Beide Arbeiten wurden in Zeiten geschrieben, in denen Funde aus Flußtälern, Niederungen und Sümpfen nur wenige bekannt waren. Daher gelangte auch Hellmich zu dem Schluß[12]), daß der vorgeschichtliche Mensch die Überschwemmungen ausgesetzten Niederungen streng gemieden und die trockenen Hochufer der Flüsse zur Anlage seiner Siedlungen gewählt habe. So habe ich selbst in einer Sonderarbeit[13]) die reichen Funde aus der alten Oder südlich von Rosenthal und Carlowitz als zufällig beim Übergang über eine Furt verloren gegangene Einzelstücke aufgefaßt. Diese Ansicht muß nach dem heute vorliegenden Tatsachenmaterial einer gründlichen Nachprüfung unterzogen werden.

Wir geben zunächst ein Verzeichnis der Funde in zeitlicher Anordnung. Die Funde aus dem Gebiete von Groß Breslau erhalten zur leichteren Auffindung auf der Karte in der Liste einen näheren Hinweis auf die Örtlichkeit, die aus den Landkreisen Breslau, Oels und Trebnitz werden mit Gemarkungsnamen und Kreisangabe versehen. Auf beiden Kärtchen sind die Gemarkungs- und Kreisgrenzen weggelassen, um das Kartenbild nicht zu belasten. Die große Menge des Fundmaterials verbot seine eingehende Vorlegung und Besprechung, zumal siedlungskundliche Fragen, aber nicht die Funde an sich, erörtert werden; die Fundstellen und ihre Verteilung stehen im Mittelpunkte der Betrachtung, und es genügen daher die Angaben über Fundart, zeitliche Stellung der Fundstücke und den Fundort. Die Abbildungen sind aus allen Zeitstufen gewählt.

---

[9]) Leonhardt, Der Stromlauf der mittleren Oder. Inaug.-Dissert. Breslau 1893.

[10]) Partsch, Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk. II. Teil, 2. Heft, S. 365.

[11]) Fedde, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Brieg. Inaugural-Dissertation. Breslau 1908. S. 11.

[12]) Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923. S. 3.

[13]) Geschwendt, Breslau in der Urzeit. Breslau 1922. Ebenso J. Richter, Das vorgeschichtliche Breslau. Breslauer Zeitung, 13. 1. 1912.

Phot. Aerokarthogr. Institut Breslau

Fliegeraufnahme des Weidegeländes zwischen Breslau – Friedewalde und Breslau – Hundsfeld
Die Orientierung wird durch den Weidefluß, die Kunststraße Breslau – Hundsfeld
und die Bahnlinien Schottwitz – Hundsfeld und Schottwitz – Cawallen erleichtert

Zu S. 14ff.

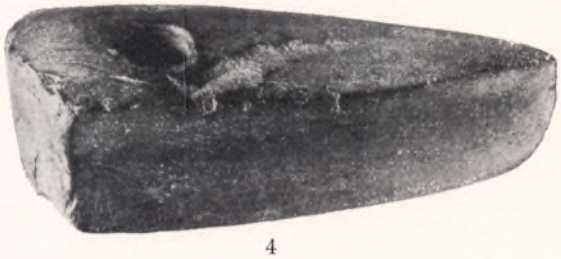
WOJEW. BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

1 Phot. Poklekowski

2

3

5



4

6

Zu S. 14 ff.

1 Blick auf das Gelände zwischen Lilienthal und Pohlanowitz von Carlowitz aus (Standpunkt auf einer Düne am Teiche südlich der Fundstelle 22); 2 Breslau-Bartheln. $^1/_8$; 3 Breslau-Cawallen. $^1/_3$; 4 Breslau-Rosenthal. $^1/_4$; 5 Breslau-Nord. $^1/_6$; 6 Glockschütz Kr. Trebnitz. $^1/_3$

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

Übersicht über die Funde[14]

Mittlere Steinzeit

Breslau-Kawallen: Hirschhornaxt (Mus. Bresl. Inv. Nr. 1431 : 28), Hirschhornaxt (Mus. Breslau Inv. Nr. 1441 : 28), Taf. II,3. Tonscherben (Mus. Bresl. Inv. Nr. 1444 : 28), Zugespitzter Knochen (Mus. Bresl. Inv. Nr. 1448 : 28), Hirschhornmeißel (Mus. Bresl. Inv. Nr. 1449 : 28), Viele Knochen von Hirsch, Bär, Hirschgeweihstücke (Fst. 1)[15].

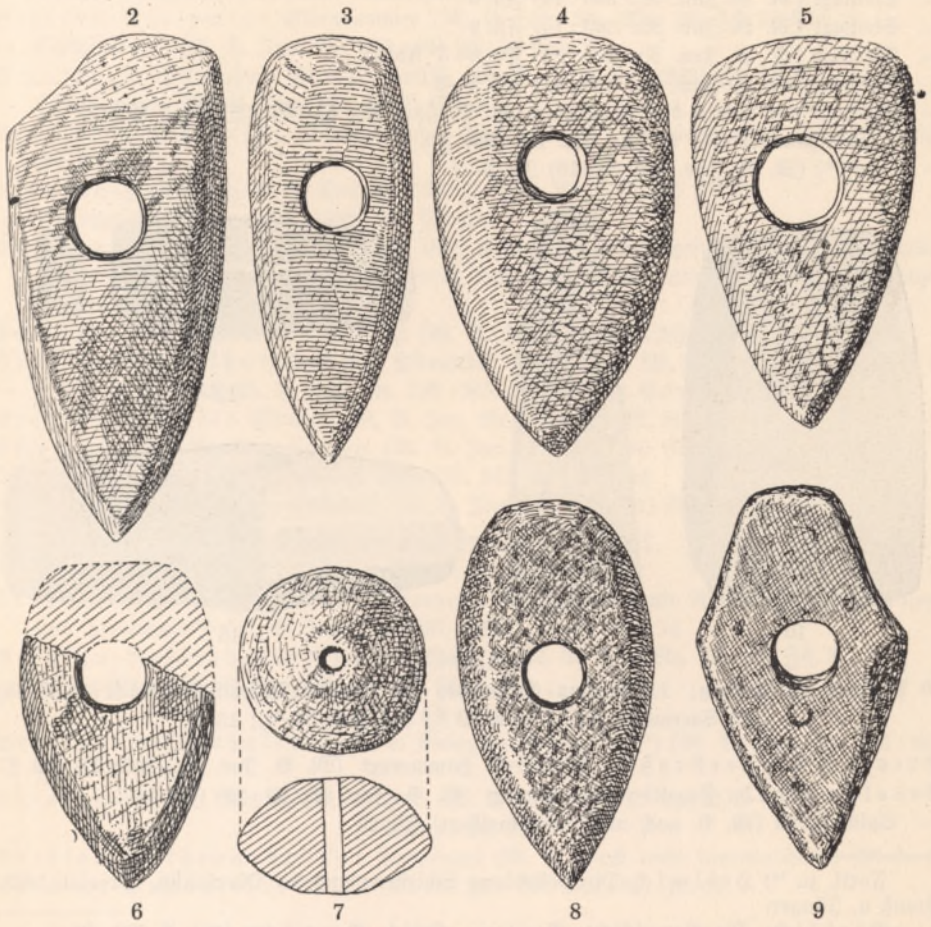


Abb. 2–9. 1/2 nat. Gr.

2 u. 3 Breslau-Carlowitz; 4 Pohlanowitz Kr. Breslau; 5 Schottwitz Kr. Breslau; 6 Breslau-Leerbeutel; 7 Breslau-Hatzfeldweg; 8 Breslau-Rosenthaler Brücke (190:24); 9 Breslau-Leerbeutel (270:13)

---

[14]) Die Funde des Gebietes werden in folgenden allgemeineren Arbeiten behandelt:
Schmude, Breslau. Eine Heimatkunde. Breslau 1921. Hirt.
Geschwendt, Breslau in der Urzeit. Ein Beitrag zur Siedelungskunde. Breslau 1922. Böhm u. Taußig.

Jüngere Steinzeit

Breslau-Hatzfeldtweg: Spinnwirtel (Mus. Bresl.[16]), noch nicht inventarisiert) Fst. 2 Abb. 7

Breslau-Rosenthaler Brücke: Steinaxt mit Resten des Holzstieles (M. B. Inv. Nr. 510 : 12) Fst. 5—7

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 194 : 13) Fst. 5

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 259 : 13) Fst. 5

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 348 : 14) Fst. 9

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 349 : 14) Fst. 9

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 190 : 24) Fst. 5—7 Abb. 8

— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 368 : 11) Fst. 5—6

— Steinaxt mit Resten des Holzstieles (M. B. Inv. Nr. 54—55 : 08) Fst. 3 Abb. 12

— 1 Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 180 : 96) Fst. 4

— Topf[16a]) (M. B. Inv. Nr. 26 : 10) Fst. 5—7

10 11 12 13

Abb. 10—13

10 Bischwitz Kr. Trebnitz; 11 Breslau-Grüneiche; 12 Breslau-Rosenthaler Brücke (54/55:08) 13 Sacrau Kr. Oels; 11 u. 12 1/3 nat. Gr.; 10 2/3; 13 1/2

Breslau-Klosterstraße: Fazettierte Hammeraxt (M. B. Inv. Nr. 143 : 27) Fst. 17

Breslau-Nord: Fazettierte Hammeraxt (M. B. Inv. Nr. 69 : 29) Fst. 5—7

— Spinnwirtel (M. B. noch nicht inventarisiert) Fst. 23

Forts. zu [14]) Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens und der Oberlausitz. Breslau 1923. Preuß u. Jünger.

Boehlich, Die Vorgeschichte Breslaus. Schles. Monatshefte 1925 S. 290—96.

Ritschke, Urgeschichtliches aus dem Gebiete des Fürstentums Oels, Heimatkalender für das frühere Fürstentum Oels, 1926 und 27.

Jahn, Breslau in der Vorzeit. In „Komm, ich zeige Dir Breslau". Prakt. Wissen von Alt- und Neu-Breslau. 2. Heft S. 64—70 und Karte 2. Breslau 1929. Kerns Verlag.

[15]) Die Fundstelle liegt zum Teil auf dem rechten Weideufer, also schon auf Gemarkung Görlitz Kr. Oels.

[16]) Von jetzt ab bedeutet M. B. = Museum Breslau.

[16a]) Seger, Auf Spuren alter Siedlungen. 5. Breslau-Nord. „Altschlesien" Bd. I S. 75 und Taf. VI 18.

Breslau-Oſt: Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 105 : 27) Fſt. 16
— Halbe Steinaxt (Privatbeſitz) Sekundäre Fundſtelle bei 12
— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 33 : 24) Fſt. 42
Breslau-Leerbeutel: Hammeraxt (M. B. Inv. Nr. 856 : 28) Fſt. 14
— Steinaxtbruchſtück (M. B., noch nicht inventariſiert) Fſt. 15 Abb. 6
— Scherben der Schnurkeramik (M. B. Inv. Nr. 109 : 16) Fſt. 58
Breslau-Stadt, genaue Fundſtelle unbekannt: Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 106 : 27)
— Genaue Fundſtelle unbekannt: Knaufhammer (Muſ. Berlin Ie 1152)
Breslau-Carlowitz: Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 206 : 26) Fſt. 18 Abb. 3
— Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 493 : 28) Fſt. 19 Abb. 2
Breslau-Grüneiche: Feuerſteinbeil[17]) (M. B. Inv. Nr. 7243) Fſt. 20 Abb. 11
— Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 7244) Fſt. 20
Breslau-Hundsfeld: Steinzeitliche Scherben (M. B., noch nicht inventariſiert) Fſt. 26
Breslau-Hundsfeld[18]): Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 639 : 03) Fſt. 21
— Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 1496 : 28) Fſt. 21
Breslau-Lilienthal: Im Jahre 1818 wurden Steinäxte gefunden. Die Fundſtelle konnte trotz eifrigen Nachforſchens durch Lehrer Hoffmann aus Roſenthal nicht mehr ermittelt werden.
Breslau-Pohlanowitz: Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 136 : 24) Fſt. 22 Abb. 4
Breslau-Roſenthal: Steinerne Pflugſchar (M. B. Inv. Nr. 938 : 25) Fſt. 24 Taf. II, 4
— Steinaxt (Nachguß M. B. Inv. Nr. 180 : 96), Original in Privatbeſitz (Fſt. 4)
Breslau-Zimpel: Flintaxt (M. B. Inv. Nr. 384 : 09) Fſt. 25
Schottwitz Kr. Breslau: Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 831 : 28) Fſt. 37 Abb. 5
Sacrau Kr. Oels: Steinaxt (M. B. Inv. Nr. 341 : 02) Abb. 13
Biſchwitz Kr. Trebnitz[19]): Steinbeil (M. B. Inv. Nr. 470 : 01) Abb. 10

Bronze- und frühe Eiſenzeit

Periode I

Breslau-Scheitniger Park: Bronzener Verwahrfund mit Randäxten, Armſpiralen und Armringen[20]) (M. B. Inv. Nr. 5297—5306) Fſt. 59 Abb. 14
Breslau-Roſenthaler Brücke: Dolch[21]) (M. B. Inv. Nr. 33 : 08) Fſt. 3
— Schlauchkrug (M. B. Inv. Nr. 26 : 10) Fſt. 5—7

Periode II—III

Breslau-Roſenthaler Brücke: Bronzene Lanzenſpitze[22]) (M. B. Inv. Nr. 149 : 12) Fſt. 5—7 Abb. 15
Breslau-Nord: Terrine (M. B. Inv. Nr. 309 : 98) Fſt. 27 Taf. II, 5

Periode III

Breslau-Rathenaubrücke: Lappenaxt (M. B., noch nicht inventariſiert) Fſt. 3—6
Breslau-Hundsfeld: Gefäße (M. B. Inv. Nr. 249 : 81) Fſt. 60

---

[17]) Schleſ. Vorzeit III, 1881 S. 180 (Biefel). — Mertins, Wegweiſer . . . S. 32 u. Abb. 41. — Seger, Schleſien, Eberts Reallexikon Bd. XI Taf. 79 k.

[18]) Kruſe, Budorgis. — Büſchings wöch. Nachrichten IV 7. S. A. Leipzig 1819.

[19]) Nicht Kreis Oels, ſondern Trebnitz. Vgl. Schleſ. Vorzeit N. F. Bd. III S. 13 Abb. 36.

[20]) Mertins, Depotfunde der Bronzezeit in Schleſien. Schleſ. Vorzeit VI, 1896 S. 309. — Mertins, Kupfer- und Bronzefunde, Schleſ. Vorzeit VII, 1899 S. 356 u. 514.

[21]) Seger, Schleſien, Eberts Reallexikon Bd. XI Taf. 82 b. — Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schleſien. Berlin 1926. Taf. 26 e — Schleſ. Vorzeit III 75.

[22]) Seger, Schleſien, a. a. O. Bd. XI Taf. 84 x (nach P. III datiert). — Richthofen a. a. O. Berlin 1926 Taf. 26 a (mit Vorbehalt nach P. II datiert).

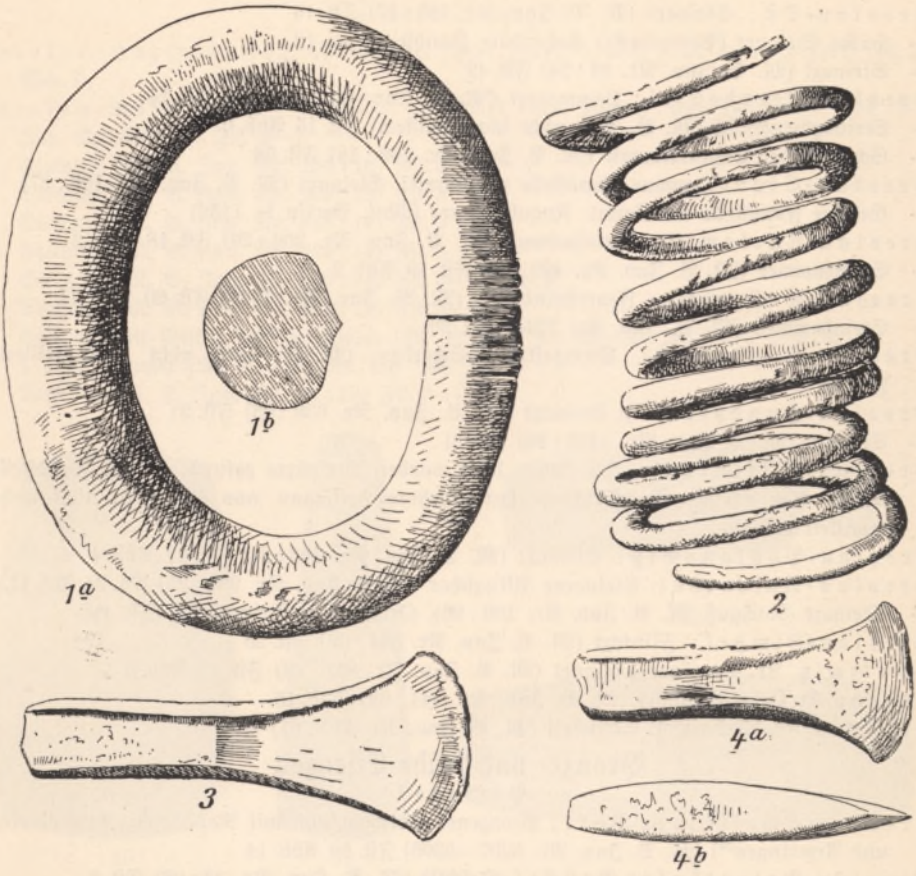


Abb. 14. Verwahrfund aus Breslau-Scheitniger Park. 1/2 nat. Gr.
Die Abb. enthält nur Proben des reichen Fundes

Periode IV

Breslau-Rosenthaler Brücke: Bronzemesser[23]) (M. B. Inv. Nr. 502 : 12) Fst. 6—7
Breslau-Hundsfeld: Scherben (M. B., Inv. Nr. noch nicht inventarisiert) Fst. 28 — Neu eingelieferte, noch nicht inventarisierte Scherben (Periode IV und V) Fst. 29
Biſchwitz Kr. Trebnitz[24]): Gefäß und Bronzenadel (M. B. Inv. Nr. 668/69 : 26) Fst. 31
Glockſchütz Kr. Trebnitz: 2 Gefäße (M. B. Inv. Nr. 9406—7 : 86)
Pawelwitz Kr. Trebnitz: Scherben (noch nicht inventarisiert) Fst. 32

---

[23]) Seger, Eberts Reallexikon XI, Taf. 85 w. — Derſelbe, „Altſchleſien" Bd. I S. 37. — „Altſchleſien" Bd. III S. 210 (Peterſen).

[24]) Dreſcher, Schleſ. Vorzeit I, 4., 5., 7., 8. Bericht. — Schleſ. Prov.-Blätter N. F. III 1864 S. 361.

Periode IV—V

Breslau-Neue Adalbertstraße: Urnengrab mit bronzener Lanzenspitze; Siedlungsgrube mit Scherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 33
Breslau-Nord: Bronzenes Tüllenbeil[25]) (M. B. Inv. Nr. 391 : 11) Fst. 8
Breslau-Hundsfeld: Gefäße (M. B. Inv. Nr. 6716) Fst. 60
Bischwitz Kr. Trebnitz: Bronzearmringe und Gefäße (M. B. Inv. Nr. 2369—78 : 28) Fst. 34

Periode V

Breslau-Hundsfeld: Scherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 28—29
Breslau-Kawallen-Friedewalde[26]): 4 Gefäße (M. B. Inv. Nr. 1275—78) Fst. 35

Periode V—VI

Glockschütz Kr. Trebnitz: Tönerne Schalen (M. B. Inv. Nr. 9406 bis 17 : 86) Fst. 36

Periode VI (frühe Eisenzeit)

Breslau-Hundsfeld: Scherben (M. B. Inv. Nr. 1504 : 28) Fst. 38
— Scherben (M. B. Inv. Nr. 1499 : 28) Fst. 29
Kryschanowitz Kr. Trebnitz: Tonpyramiden (sogenannte Webegewichte) und Scherben von Vorratsgefäßen und einem anderen Gefäß (noch nicht inventarisiert) Fst. 40
Pawelwitz Kr. Trebnitz: Scherben (noch nicht inventarisiert) Fst. 38
Breslau-Bartheln: Schwarze Vase (M. B. Inv. Nr. 34 : 24) Fst. 39 Taf. II, 2
Breslau-Leerbeutel: Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 142 : 27) Fst. 41
— Steinhammer (M. B. Inv. Nr. 270 : 13) Fst. 41 Abb. 9

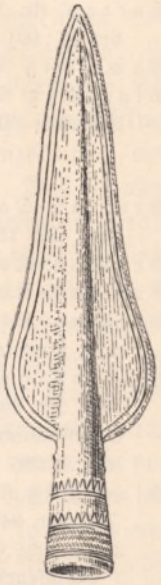


Abb. 15. Breslau-Rosenthaler Brücke 1/3 nat. Gr.

Bronzezeit, genaue Periode unsicher

Breslau-Hundsfeld: Bronzezeitliche Scherben (aus Siedlung), (M. B. Inv. Nr. 1503 : 28) Fst. 56
Breslau-Kawallen: Scherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 62
Breslau-Schwoitsch: Scherben verschiedener Fundstellen (Bronzezeit), (M. B. Inv. Nr. 425—27 : 24) Fst. 29—30
Breslau-Bartheln: Scherben (M. B. Inv. Nr. 313 : 27) Fst. 30
Bischwitz Kr. Trebnitz: Scherben (M. B. Inv. Nr. 1511 : 28)
Glockschütz Kr. Trebnitz[27]): Scherben (M. B. Inv. Nr. 9409—11 : 26)

Germanisch

Breslau (aus einem Oderlauf): Schleifstein (M. B. Inv. Nr. 18 : 24)
Breslau-Scheitniger Park: Kupfermünze (Inschrift: M .. Agrippa .. Cos.) Fst. 43 (Privatbesitz)

---

[25]) Seger, Schlesien, a. a. O. Bd. XI Taf. 84 u.
[26]) Schles. Vorzeit I S. 29. — Neue Schles. Provinzialblätter 1860 S. 170 f.
[27]) Schles. Prov.-Blätter LXXIX 1823, Anhang S. 181—82: Büsching.

Breslau-Hundsfeld: Bodenstück eines Gefäßes (M. B. Inv. Nr. 104 : 25) Fst. 46
— Randscherben eines Gefäßes von großem Umfange (M. B. Inv. Nr. 1497 : 28) Fst. 48
— Drei Scherben (M. B. Inv. Nr. 1498 : 28)
— Fund einer Goldmünze (nicht verbürgte Nachricht)[28])
— Scherben der Spätlatènezeit (M. B. Inv. Nr. 1500 : 28). Neuerdings wurden auch kaiserzeitliche Scherben (noch nicht inventarisiert) gefunden, Fst. 29
Sacrau Kr. Oels: Inventar der Fürstengräber[29]) (Hauptkatalog 1889—1892 und 476 bis 86 : 09) Fst. 47
Pawelwitz Kr. Trebnitz: Scherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 44
Glockschütz Kr. Trebnitz: Scherben (M. B. Inv. Nr. 9408 : 86)
— Scherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 45

Slawische Zeit[30])

Breslau-Dominsel: Holzstücke, Hirschgeweihstange, Gefäße, Tierknochen[31]) (M. B. Inv. Nr. 180/81 : 80, 279—81 : 07, 917 : 25) Fst. 49
Breslau-Kaiserstraße: Kupfergewicht (M. B., noch nicht inventarisiert[32]) Fst. 50
Breslau-Nord: Siedlungsscherben (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 51
Breslau-Bischofswalde: Siedlungsgruben mit Siedlungsresten (M. B., noch nicht inventarisiert) Fst. 52 Abb. 17
Breslau-Hundsfeld: Slawisches Reihengräberfeld. Dabei Eisenmesser (M. B. Inv. Nr. 398 99 : 02) Fst. 53
— Spätslawische Scherben aus einer Abfallgrube, dabei Knochen (M. B. Inv. Nr. 1501/2 : 28) Fst. 54 Abb. 18
Glockschütz Kr. Trebnitz: Skelettreste, Tierknochen, Holzeimerbeschlag, Eisenschlacke (M. B. Inv. Nr. 9412—17 : 86) Fst. 36
— 3 slawische Gefäße und eine Henkelschale (M. B. A. L. XX 1—4) Taf. II, 6
— 7 Schläfenringe (B. c. 62—63 und 77—78)
— Flacher Schleifstein (B. g. 26)

Zeitstellung unsicher

Breslau-Rosenthal: Mündlicher Bericht von einem beinernen Dolch
Breslau-Matthiasstraße: Reste einer kahnartigen Holzlagerung in einem alten Oderlauf (Juli 1924; nicht aufbewahrt) Fst. 13
Breslau-Rathenaubrücke: Einbaum[33]) (Inv. Nr. 321 : 95) Fst. 10
Breslau-Städt. Hafengelände: Einbaum[33]) (Inv. Nr. 251 : 18) Fst. 11

---

[28]) Schles. Vorzeit II, 7. Bericht S. 78.

[29]) Die gesamte Literatur vgl. Boehlich, Bibliographie der schles. Vor- und Frühgeschichte, S. 240 Nr. 3368—3382.

[30]) Der bei Boehlich, Die Vorgeschichte Breslaus S. 296, erwähnte slawische Münzfund von Kawallen stammt nicht aus Breslau-Kawallen, sondern Kawallen Kr. Trebnitz. Vgl. Schles. Vorzeit I 1868 S. 144 (Luchs) — Altschlesien II S. 143 (Seger). — Die in Zeitungsnachrichten öfter erwähnten angeblichen „Urnenfunde" im Gebiete der Altstadt, z. B. Bürgerwerder, Messergasse 14/15 u. 33/35, Schmiedebrücke 21, Neue Sandstraße 17, Dominsel (in höher liegenden Schichten) usw. stammen aus deutsch-mittelalterlichen Bauopferfunden. Vgl. auch Altschlesien Bd. III S. 113 f. (Gündel).

[31]) Göppert, Pfahlbauartige Grundlage der Dominsel in Breslau. Korn, Breslau 1882 (?).

[32]) Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1929 S. 73 (Petersen).

[33]) Hellmich, Einbäume in Schlesien. Schles. Vorzeit N. F. VI S. 30.

Breslau-Scheitnig: Einbaum[34])
Breslau-Hatzfeldtweg: Einbaum[35]) (nicht aufgehoben) Fst. 8
Breslau-Friedewalde-Kawallen: Nachricht von einem zerstörten Burgwall[36])
Breslau-Hundsfeld: Zerstörter Burgwall[36a]) Fst. 55
Schottwitz Kr. Breslau: Der Turmhügel im Park ist nicht mehr frühgeschichtlich, sondern schon deutsch-mittelalterlich (13.—14. Jahrh.) Fst. 57

Beweisen die aufgezählten Funde tatsächlich alle das Vorhandensein von Siedlungen? Sicher doch, daß Menschen sich hier aufgehalten haben; ob sie dauernd siedelten oder sich nur vorübergehend aufhielten, kann durch die Art des Fundes in vielen Fällen erkannt werden. Wir haben Steinäxte, eine Pflugschar, bronzene Waffen und Geräte, Gefäße und Scherben. Einzelfunde von Steinäxten werden immer wieder als zufällige Verluste gedeutet. Daß sie aber nicht von schweifenden Jägern verloren wurden, sondern fast durchweg als Grabbeigaben oder, besonders beschädigte Stücke, als Siedlungsreste aufzufassen sind, ist längst erkannt. Wären sie bei Fahrten im Einbaum über Bord gefallen, so müßte das ein sich ständig wiederholendes Mißgeschick der steinzeitlichen Fischer gewesen sein[36b]). Außerdem würden sie durch das fließende Wasser abgerollt, zumindest zerschrammt worden sein. Nichts derartiges läßt sich beobachten. Ferner: warum sollte dieses Schicksal nur die Werkzeuge der Steinzeit, nicht aber die Bronzeäxte der folgenden Stufen betroffen haben? Und wenn wir von einzelnen gut erhaltenen Steinäxten auf diluvialem Gelände mit Recht annehmen, daß sie Beigaben nicht erkannter Gräber gewesen sind, so ist es nur folgerichtig, daß derselbe Fall auch bei den entsprechenden Funden in der Niederung vorliegt. Die Pflugschar von Breslau-Rosenthal (Fundstelle 24), die Scherben aus Breslau-Leerbeutel (Fundstelle 58) und Breslau-Hundsfeld (Fundstelle 26) und einige Spinnwirtel (Fundstelle 2 und 23) weisen direkt auf Siedlungen hin. Die Funde der ältesten Bronzezeit aus der Gegend von Breslau-Rosenthal (Fundstelle 3, 5—7) lassen schon durch die Lagerung in einer beim Baggern beobachteten mächtigen, dunkel gefärbten Kulturschicht eine Siedlung erkennen. Der Schatzfund aus Scheitnig nimmt eine Sonderstellung ein. Er gehört weder zu den Grab- noch zu den Siedlungsfunden. Für die folgenden Zeiten bis ins frühe Mittelalter hinein liegen in reichem Maße Friedhöfe oder Funde aus solchen vor. Wo Menschen begraben wurden, haben die Lebenden auch in der Nähe gewohnt. Freilich lassen sich nicht immer die zu den Bestattungsplätzen gehörenden Siedlungen feststellen, weil sie durch die spätere Bebauung vielfach überdeckt wurden. Einzelne Funde aber stammen nach dem

---

[34]) Schles. Provinzialblätter N. F. IX 1872 S. 588.
[35]) Hellmich a. a. O. S. 23.
[36]) Ortsakten des Landesamtes.
[36a]) Ortsakten des Landesamtes.
[36b]) Es ist weiterhin auffällig, daß viele Geräte nicht in alten Flußläufen, sondern bei Anlage von neuen Wasserrinnen gefunden wurden (Fst. 3, 19, 14, 58, 42, 39, 20).

Fundberichte beſtimmt aus Siedlungen. Wir dürfen alſo annehmen, daß das Unterſuchungsgebiet in vorgeſchichtlicher Zeit reich beſiedelt war.

Es liegt nahe, die große Zahl von über 60 Fundſtellen mit hunderten von Fundſtücken[37]) damit zu erklären, daß es ſich um das Gebiet des durch Teilung der Oder in mehrere Arme erleichterten Überganges handelt, dem das mittelalterliche Breslau ſeine Entſtehung verdankt. Die zahlreichen Fundſtellen liegen aber regellos über ein weites Gelände verſtreut und laſſen durch keinerlei Häufung eine Furt oder dergleichen erkennen. Die Häufung von Funden ſüdlich der Breslauer Altſtadt[38]), auf den beiden Karten nicht mehr dargeſtellt, ſcheint ein weiteres günſtiges Siedlungsgelände fern des linken Oderufers im heutigen Breslau-Süd anzudeuten. In Wirklichkeit verdanken wir die Kenntnis der zahlreichen Funde im Süden der Stadt der von der 90er Jahren bis zum Beginn des Krieges währenden ausgedehnten Bautätigkeit; die Stadt dehnte ſich damals vor allem nach Süden aus. Mit dieſer Feſtſtellung kommen wir der Urſache des früheren Fehlens von Funden in unſerem Unterſuchungsgebiete näher. Die Talauen und alle feuchteren Stellen des Geländes ſind in der Gegenwart mit Wieſen oder Laubwald bedeckt; die Bodenoberfläche bleibt von der Einwirkung durch Pflug und Spaten meiſt verſchont; der Hausbau meidet gleichfalls möglichſt jene Stellen; zumindeſt werden keine größeren Schachtungen für Keller und Unterbauten vorgenommen. Beim Wege- und Bahnbau finden nie Abſchachtungen und Durchſtiche, ſondern im Gegenteil Aufſchüttungen ſtatt. Das Fehlen von Bodenbewegungen durch landwirtſchaftliche Tätigkeit, die Anlage von Verkehrswegen mittels Aufſchüttung und die früher ſehr geringe Bautätigkeit verurſachen alſo im allgemeinen das Verborgenbleiben der Altertumsreſte in den Niederungen. So lagen die Verhältniſſe auch auf dem dargeſtellten Gelände, bis ſie ſich für die Siedlungsgeſchichte günſtiger geſtalteten. Zahlreiche Ziegeleien und gewaltige Kanalbauten erſchloſſen nun den Untergrund. Die nach dem Kriege ſich auch nach Norden ausdehnende Großſtadt baute Fabriken und legte Siedlungen an. Hunderttauſende von Kubikmetern Kies, Sand, Ton und Lehm wurden gehoben, die Kanäle und der Weidefluß regelmäßig gebaggert und dabei mancher Fund ans Tageslicht gefördert. Die in der Nachkriegszeit einſetzende verſtärkte Heimatpflege lenkte, hier beſonders durch die befruchtende Nähe des Altertumsmuſeums verſtärkt, ihre Tätigkeit auch auf den Schutz der Bodendenkmäler. Es zeigt ſich alſo, daß die Fülle der Funde auf der hier äußerſt geſteigerten Möglichkeit der Auffindung beruht und nicht auf einer beſonderen Anziehungskraft dieſes Geländes während der Vorzeit.

---

[37]) Ein Teil der Funde aus dem vorigen Jahrhundert kann nicht mehr lokaliſiert werden, ſo daß es ſich in Wirklichkeit um weit mehr als 60 Fundſtellen handelt.

[38]) Seger, Altſchleſien Band I S. 71 f. Auf Spuren alter Siedlungen; Breslau, Südvorſtadt. — Geſchwendt a. a. O. Karte 2.

Die nächste Frage ist, ob die Lage der Fundstellen auf dem Diluvium und Alluvium eine Gesetzmäßigkeit erkennen läßt, ob also manche Zeiten ein bestimmtes Gelände bevorzugt, oder ob die Siedler regellos überall gewohnt haben. Für die jüngere Steinzeit läßt sich feststellen, daß die Mehrheit der Fundstellen im Alluvium, also im heutigen Überschwemmungsgebiete, liegen. Diese Tat-

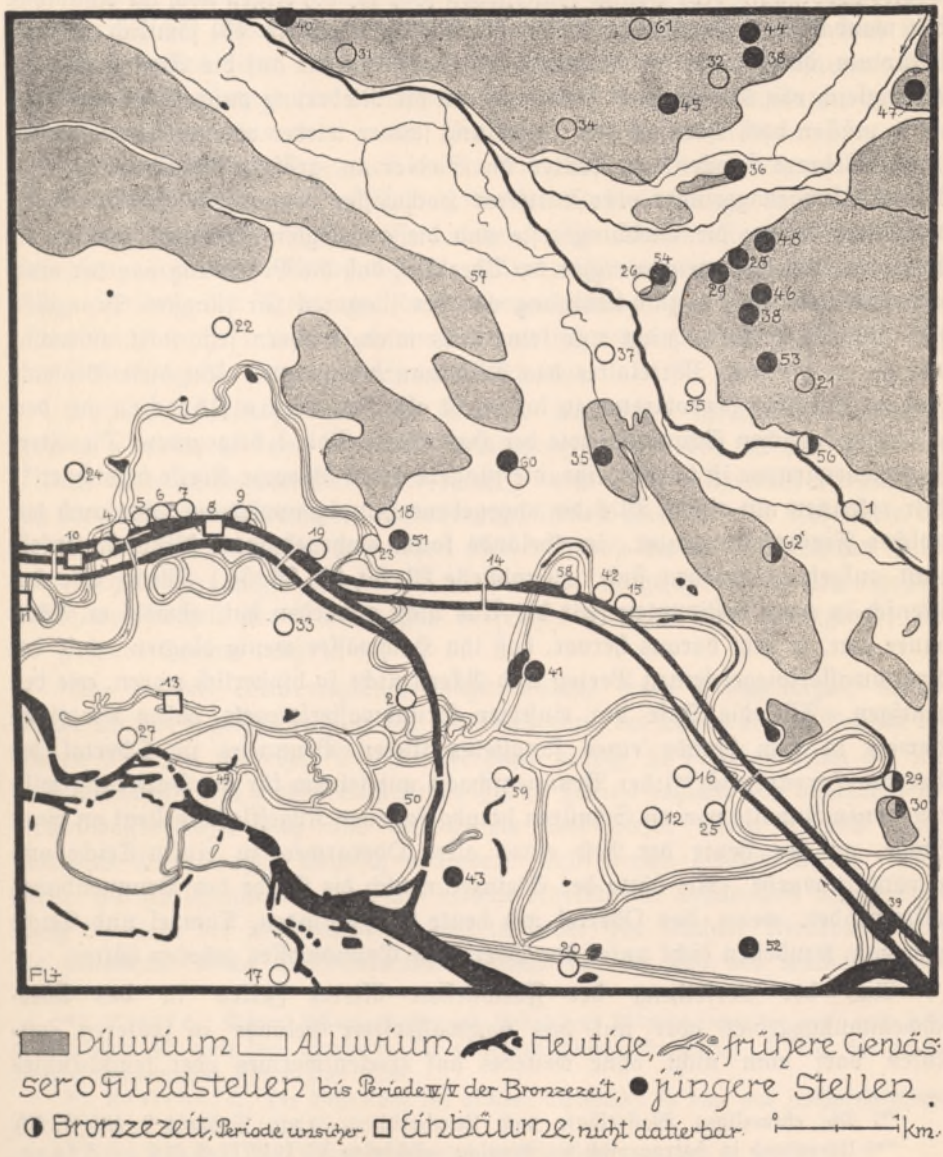


Abb. 16. Das Fundgelände wie Abb. 1, aber ohne heutige Siedlungen, vermehrt durch die Angabe alter Wasserläufe

sache widerspricht der Annahme, daß die Niederung in allen Abschnitten der Vorzeit siedlungsfeindlich war und streng gemieden wurde. Auch die Fundstellen der ältesten, mittleren und jüngeren Bronzezeit bis in den Übergang zur jüngsten liegen überwiegend im heutigen Überschwemmungsgebiet. Von der jüngsten Bronzezeit an wird im Gegensatz dazu das überschwemmungsfreie Gebiet bevorzugt. Nur wenige Fundstellen (39, 41, 60) liegen noch im Alluvium. Die wandalischen Fundstellen finden sich bis auf eine (Nr. 43) sämtlich auf dem Diluvium, desgleichen die Mehrzahl der slawischen bis auf die Stellen 49—52. Wenngleich von der jüngsten Bronzezeit an die Niederung anscheinend gemieden wird, müssen doch Versuche zur Besiedlung immer wieder vorgenommen worden sein. Mehrere Trockenjahre lockten die Siedler an, größere Katastrophen oder Wiederholungen geringer oder mittlerer Hochwässer können die Siedler wieder vertrieben haben: die Siedlungsreste und die angelegten Friedhöfe blieben im Erdboden. Im allgemeinen ergibt der Überblick, daß die Besiedlung von der mittleren Steinzeit an bis zum Übergang von der jüngeren zur jüngsten Bronzezeit das alluviale Gelände nicht nur keinesfalls mied, sondern sehr stark aufsuchte, von da an bis zum Mittelalter das Diluvium bevorzugte. Um diese Beobachtungen deutlicher hervortreten zu lassen, ist als Abb. 16 ein Kärtchen mit derselben geologischen Grundlage wie der Hauptkarte Abb. 1 beigegeben. Die ältere Fundstellengruppe ist durch weiße, die jüngere durch schwarze Kreise bezeichnet[39]). Wir erkennen mit einem Blick die angegebene Hauptgruppierung, aber auch mit welcher Findigkeit winzige, im Gelände kaum wahrnehmbare diluviale Inseln einst aufgesucht worden sind. (Fundstelle 26, 30, 35, 36, 54.) Wenn also der Mensch in einer bestimmten Zeit die Aue nicht gemieden hat, obwohl er Ackerbauer war, so geht daraus hervor, daß ihn Hochwässer wenig plagten, und der Grundwasserspiegel seinen Beeten und Äckern nicht so hinderlich waren, wie den heutigen. Für die Tiefe des einstigen Grundwasserspiegels haben wir einen Beweis in dem Funde eines jungsteinzeitlichen Brunnens im Odertal bei Breslau-Herrnprotsch[39a]): der Brunnenschacht mit seinem für die Datierung willkommenen Inhalte von an Schnüren herabgelassenen Kugelflaschen liegt an einer Stelle, an der heute der Rest eines alten Oderarmes zu einem Teiche umgewandelt wurde. Nie hätte der Steinzeitmensch die Mühe des Brunnenbaues aufgewendet, wenn das Odertal wie heute Flußschlingen, Tümpel und Teiche oder zum mindesten dicht unter der Oberfläche Grundwasser geboten hätte.

Aus der Verteilung der Fundstellen älterer Zeiten in das Überschwemmungsgebiet oder auf das hochwasserfreie Gelände in späteren Zeitstufen darf man nicht ohne weiteres auf trocken-warmes oder feucht-kühles

---

[39]) Die ehemaligen Wasserläufe nach Leonhardt, ... (vgl. Fußnote 9 auf S. 16).

[39a]) Urnenfund in Herrnprotsch bei Breslau. Schlesien VI 1912/13 S. 316. — Seger, Ein Brunnenfund aus der Steinzeit ebd. 1919 N. F. VII S. 90—92. — Jahn, Vorgeschichtliche Funde in Herrnprotsch. Breslauer Gemeindeblatt Nr. 3, 1913.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

Klima ſchließen. Hohe oder niedrige Jahrestemperatur bedeutet nicht gleichzeitig geringe oder reiche Niederſchlagsmengen. Feſt ſteht zunächſt nur, daß anſcheinend von der Mittelſteinzeit an über die jüngere Steinzeit bis zur jüngeren Bronzezeit für die Talaue niedriges Grundwaſſer und geringe Mengen von Flußwaſſer und vielleicht auch wenige oder geringe Hochwäſſer die Regel waren. Von da an bis zum frühen Mittelalter muß die Aue wegen Verſchlechterung der Siedlungsverhältniſſe, wenn auch nicht völlig, ſo doch ſtark gemieden worden ſein. Wenn aber die geobotaniſchen Unterſuchungen über das Klima der Vorzeit für mindeſtens das Ende des Meſolithikums, das geſamte Neolithikum bis weit in die Bronzezeit hinein ein trocken-warmes, für die Zeit vom Ende der Bronzezeit an ein feucht-kühles Klima erkennen laſſen[40]), darf man die anfangs geringe, ſpäter ſtärkere Waſſerführung der Aue als eine Folge der klimatiſchen Verhältniſſe anſehen. Wir können alſo den Wechſel der Beſiedlung mit einer Änderung des Klimas gleichſetzen. Das ſpätere nicht völlige Meiden der Niederung durch Dauerſiedlung läßt erkennen, daß der „Klimaſturz" nicht kataſtrophal eintrat und ſich nicht ſo ſtark auswirkte, daß eine Beſiedlung der Aue gänzlich unmöglich war.

Dieſelben Beobachtungen ſind teilweiſe auch ſchon in anderen Gegenden gemacht worden; es kann dies als Beſtätigung dienen, daß es ſich nicht um örtliche Eigenheiten handelt. Kiekebuſch[41]) wies 1916 allgemein darauf hin, daß die heute überſchwemmten Talauen auf keinen Fall für alle Abſchnitte der Vorzeit für beſiedlungsfrei anzuſehen ſind, und daß die mittelalterlichen Siedlungsverhältniſſe nicht ohne weiteres für die vorgeſchichtliche Zeit gelten. Beſiedlungsfreiheit der Niederungen in früher Eiſenzeit wies Koſtrzewſki für die Poſener Gegend nach[42]).

Am Beiſpiel eines einzelnen Gegenſtandes, eines Bronzeringes, konnte M. M. Lienau[43]) zeigen, daß in der Oderniederung bei Lebus bis zu Beginn der frühen Eiſenzeit niedriger Grundwaſſerſtand vorlag, ſo daß der Ring die nur in luftdurchläſſigem Boden entſtehende grüne Patina erhielt, daß weiterhin der Grundwaſſerſpiegel ſtieg und der größte Teil dieſer erſten Patina durch mooriges Grundwaſſer chemiſch verändert und braun gefärbt wurde. Eine dritte Patina ſcheint eine langſam erneut eintretende Trockenheit anzudeuten. Auch die Lage der unterſuchten Hügel in heute ſehr feuchter Niederung kann die Annahme eines trockenwarmen Klimas für die Zeit der Anlage ſtützen.

---

[40]) Bertſch, Klima, Pflanzendecke und Beſiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit nach dem Ergebniſſe der pollenanalytiſchen Forſchung. XVIII. Bericht der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion 1928.

[41]) Kiekebuſch, Die Beſiedlung des unteren Spreetales in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit. Zeitſchr. f. Ethn. 1916 S. 100 f.

[42]) Koſtrzewſki, Poznan w czasach przedhistorycznych.

[43]) M. M. Lienau, Ein früheiſenzeitlicher Bronzering von ſeltener Art und eigenartiger Patinierung. Studien zur vorgeſchichtl. Archäologie. Kabitzſch, Leipzig 1925, S. 155 f.

Dasselbe beobachtete Götze[44]) schon vorher in derselben Gegend. Das letzte stattliche Hügelgrab aus einer Gruppe von drei, dem Ende der Steinzeit oder der frühen Bronzezeit angehörend, liegt derart in der Niederung, daß die Grabkammer in das Grundwasser hineinreicht. Auch am Erhaltungszustand von Skeletten erkannte Zotz, daß in der jüngeren Stein- und in der frühen Bronzezeit der Boden verhältnismäßig trocken, in der Eisenzeit dagegen stark durchfeuchtet war[45]). Im Kreise Teltow[46]) liegen die jungsteinzeitlichen Siedlungsplätze überall verstreut, nur nicht in den wasserarmen Heidegebieten. In manchen Niederungen häufen sich dagegen die Fundplätze bis über hundert an der Zahl. Von der jüngsten Bronzezeit sagt Hohmann: „In erster Linie sind es die Höhenränder, die zur Ansiedlung bevorzugt werden[47]). Für die slawische Zeit liegen Beobachtungen vor, die auf ein etwas trockneres Klima schließen lassen[48]). Eine wichtige Beobachtung bietet die Fundkarte der Dübener Heide[49]): Über 80 Fundstellen von der Hallstatt- bis zur Thüringerzeit liegen außerhalb der Flußauen, nur zwei im Alluvium[50]); ebenso deutlich wie bei Fundstelle 54 in dem Winkel zwischen

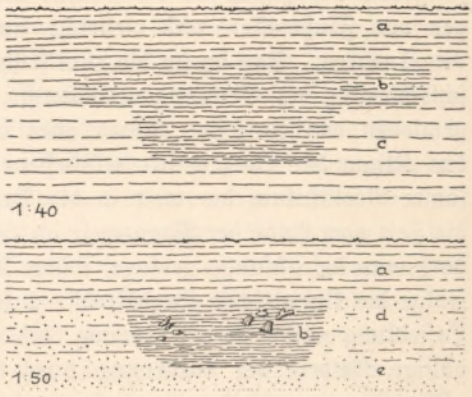


Abb. 17. Slawische Siedlungsgrube aus Breslau-Bischofswalde
Abb. 18. desgl. aus Breslau-Hundsfeld
a Ackerboden, b dunkle Füllung, c Aulehm, d sandiger Lehm, e Sand

[44]) Götze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. Berlin, Meisenbach, Riffarth & Co., 1920 S. 29.

[45]) Zotz, Über den Erhaltungszustand vorgeschichtlicher Körperbestattungen. Wien. Anthr. Mitt. 1932 S. 210 f.

[46]) Hohmann, Die Besiedlung des Teltow in 7 Jahrtausenden. Sonderabdruck aus dem Teltower Kreiskalender 1932. Rohde Nachf., Berlin W 35.

[47]) Hohmann a. a. O. S. 20.

[48]) Hohmann a. a. O. S. 28/29. — Auch in Schlesien könnte das häufige Vorkommen slawischer Siedlungen im Niederungsgelände darauf hindeuten. Nach einer allmählichen Besserung des Klimas über die Zeit der deutschen Rückwanderung hinaus bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein, scheint wiederum eine ungünstige Änderung einzutreten. Darauf beruht vielleicht die Aufgabe vieler Siedlungen, deren Untergang man in Schlesien gern den Hussitenkriegen und dem 30jährigen Kriege zuschrieb, manchmal wohl auch dem Mongoleneinfall des 13. Jahrhunderts (Treblin, Siedlungskunde des Fürstentums Schweidnitz-Jauer, Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Breslau 1907. — Rinaldini, Siedlungsgeschichte, Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur. Wien 1927 S. 145 f.).

[49]) Gandert, Germanen in der Dübener Heide. „Die Dübener Heide", Illustrierte Monatsschrift, Bad Schmiedeberg Bez. Halle, 1927 H. 2.

[50]) Gandert a. a. O. Abb. 22.

Weide und Elsbach und Fundstelle 35 bei Friedewalde, liegen drei Fundstellen auf diluvialen Inseln der Elbau. Auch in dem überschwemmungsfreien Teile des Landkreises Breslau liegen die wandalischen Funde fast durchweg auf leichten Bodenwellen. In der Gemarkung Freyenstein Kr. Ostprignitz[51]) liegen 13 Fundstellen in der Niederung: zwei scheiden wegen Unsicherheit der Angaben über die Art des Fundes aus; von den 11 bestimmbaren Fundstellen sind 10 jungsteinzeitlich.

An einem begrenzten Gebiete konnte nachgewiesen werden, daß die von der Geobotanik aufgestellte Klimafolge mit den Beobachtungen an vorgeschichtlichen Fundstellen in großen Zügen übereinstimmt. Insbesondere zeigt sich aufs deutlichste eine wahrscheinlich in der mittleren Steinzeit beginnende, am Ende der Bronzezeit ausklingende Wärmezeit, die von einem maritimen Klima abgelöst wird. Dauer und zeitliche Lage des Klimaoptimums bleiben unbestimmt, aber keinesfalls tritt die Verschlechterung schon in der jüngeren Steinzeit ein[52]). Der Umfang des behandelten Gebietes — gegen 60 Quadratkilometer —, seine Lage an einem großen europäischen Flusse und die fast ununterbrochen durchgehende Besiedlung verleihen diesen Ergebnissen eine mehr als lokale Bedeutung. Sie beweisen erneut, welchen Gewinn die prähistorische Siedlungskunde und Klimaforschung der Erkenntnis der Landesnatur zu bringen vermag. An der Klimaforschung ist es nunmehr, die ihr von der Siedlungskunde gebotenen Tatsachen auszuwerten.

Aus der Steinzeit

1. Campignien in Niederschlesien

Von Ernst Petersen

Die Forschungen der letzten Jahre haben unsere Erkenntnis über die früheste Besiedelung Schlesiens durch den vorgeschichtlichen Menschen in beträchtlichem Maße erweitert. Gelang es zunächst in Oberschlesien eine beträchtliche Zahl von Siedlungen aus der älteren Steinzeit festzustellen[1]), so folgte Niederschlesien bald mit der Bekanntgabe eines wichtigen Fundplatzes der gleichen Zeit[2]) nach, wodurch die vorgeschichtliche Besiedelung unseres Landes

[51]) Matthes, Urgeschichte des Kreises Ostprignitz. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 1929 S. 136 f. und Karte u 35.

[52]) Groß, Das Problem der nacheiszeitlichen Klima- und Flora-Entwicklung in Nord- und Mitteleuropa. Beihefte zum bot. Zentralblatt XLVII 1930 Abt. II.

[1]) von Richthofen, Altsteinzeitliche Funde in Oberschlesien, Altschlesien II S. 9 ff.; Ders., Altsteinzeitliche Funde aus der Provinz Oberschlesien, Eiszeit und Urgeschichte VII (1930) S. 9 ff.; Wiegers, Die Altsteinzeit in Oberschlesien, Altschlesien III S. 115 ff.

[2]) Jahn, Die ersten Reste des Eiszeitmenschen aus Niederschlesien, Forschungen und Fortschritte VI (1930) S. 89 f.; Zotz, Die altsteinzeitlichen Reste aus den Kauffunger Höhlen, Sudeta VII 1931 S. 1 ff.

um mehrere Jahrtauſende hinausgeſchoben wird. Hand in Hand damit ging die Erforſchung der ſcheinbar zwiſchen älterer und jüngerer Steinzeit liegenden Fundlücke, die heute von den Kulturen der mittleren Steinzeit (Meſolithikum) ausgefüllt wird. Auch hier lieferte zuerſt Oberſchleſien bedeutſame Zeugniſſe in Geſtalt mikrolithiſcher Feuerſteininduſtrie des Tardenoiſien[3]), bis wenige Jahre ſpäter auf niederſchleſiſchem Boden gleichartige Funde in ſolcher Fülle auftraten, daß ihre zuſammenfaſſende Bearbeitung zu einer dringenden Notwendigkeit wurde[4]). Schon etwas früher war der Blick auf eine andere Art mittelſteinzeitlicher Altertümer, rohe „Geröllkeulen" und „Spitzhauen", gelenkt worden[5]), die neben der Kultur des Tardenoiſien einen weiteren frühen Formenkreis verkörpert und Schleſien zum erſten Male in kulturelle Verbindung mit dem nördlichen Europa bringt.

Waren die zuletzt genannten Unterſuchungen über die ſchleſiſche Mittelſteinzeit bereits geeignet, die früher angenommene, jahrtauſendelange Beſiedelungslücke zwiſchen älterer und jüngerer Steinzeit im weſentlichen auszufüllen, ſo ſchienen in unſerer Provinz doch ſolche Altſachen zu fehlen, die in den in Mitteleuropa meiſt als Campignien[6]) bezeichneten Formenkreis gehören und gegenüber der mikrolithiſchen Tardenoiſien-Kultur einen makrolithiſchen Kulturkreis verkörpern, wie er im weſtlichen Oſtſeegebiet in der Kultur der Muſchelhaufen (Kjökkenmöddinger) ſehr ähnlich wiedererkannt werden kann.

Die folgende Unterſuchung will nun auf eine Silexinduſtrie hinweiſen, die bei ſtärkerem Anwachſen des Fundſtoffes möglicherweiſe auch dieſe Fundlücke zu ſchließen vermag. Auch ihre Spuren wurden zuerſt in Oberſchleſien nachgewieſen[7]). um dann jedoch — dank der unermüdlichen Geländearbeit von Landrat a. D. von Roeder-Ober Ellguth — bald auch in der niederſchleſiſchen Schweſterprovinz entdeckt zu werden[8]), und die in beiden Provinzen herrſchende planmäßige Bodendenkmalpflege hat ſchon zur Entdeckung einer ganzen Reihe hierher gehöriger Fundplätze geführt. Es ſcheint, daß der Nachweis dieſer bisher ausnahmslos

---

[3]) von Richthofen, Erſte Funde aus der mittleren Steinzeit, Der Oberſchleſier 1927, Märzheft.

[4]) Zotz, Das Tardenoiſien in Niederſchleſien, Altſchleſien III S. 121 ff.

[5]) Raſchke, Ein Fundſtück der mittleren Steinzeit aus dem Bezirk Friedland, Sudeta IV (1928) S. 16 ff.; von Richthofen, Oberſchleſiſche Urgeſchichtsforſchung und nordiſche Altertumskunde, Aus Oberſchleſiens Urzeit 1 (1929) S. 26 ff.

[6]) Beachtenswerte Einwände gegen den Gebrauch der Campignienſtufe als Bezeichnung eines einheitlichen Formenkreiſes mit Rückſicht auf die Unklarheit der Fundumſtände in dem namengebenden Le Campigny in Frankreich erhebt ſoeben Schwantes in der „Feſtgabe für Anton Schifferer" (Breslau 1931) S. 132 ff. In der vorliegenden Arbeit ſoll „Campignien" den weſt- und mitteleuropäiſchen Formenkreis bezeichnen, der zeitlich mit den älteren däniſchen Muſchelhaufen vom Ertebølle-Typus parallel läuft.

[7]) Nachrichtenblatt für dt. Vzt. VI (1930) S. 161 (Raſchke); Aus Oberſchleſiens Urzeit 8 (1931) S. 10 ff. (Raſchke). Vgl. vor allem den auf S. 47 folgenden Aufſatz von W. Matthes.

[8]) Nachrichtenblatt VI (1930) S. 195 und VII (1931) S. 138 (Peterſen); Forſchungen und Fortſchritte VIII (1932) S. 178 f. (Peterſen).

in Oberflächenstationen gefundenen Kultur infolge der geringen Ansehnlichkeit ihrer Werkzeuge und der vorher noch nicht beobachteten vorherrschenden Verwendung anderer Silexarten als Feuerstein, nämlich von Quarzit, Hornstein und Jaspis und anderer mehr verzögert worden ist. Nachdem jedoch immer neue Fundstellen zum Vorschein kommen und die anfänglich gehegten Zweifel, ob den eingelieferten Stücken überhaupt Werkzeugcharakter zuzubilligen sei, beseitigt sein dürften, ist mit einem starken Anwachsen der neuen Kulturgruppe in Niederschlesien infolge verstärkter Achtsamkeit aller im Gelände tätigen Mitarbeiter der schlesischen Bodendenkmalpflege zu rechnen. Zu Beginn unserer Untersuchung sei eine Beschreibung des vorliegenden Fundstoffes gegeben.

Lit.: Ortsakten.

Juppendorf Kr. Guhrau

Auf der im Nordteile des Kreises liegenden Gemarkung befinden sich in der Nordwestecke, am Südufer des in ostwestlicher Richtung in den „Schlesischen Landgraben" fließenden „Floß-Grabens" auf dem Geschiebelehmrücken mehrere, lange bekannte Fundstellen. Von ihnen umfaßt Fundstelle 1 ein wandalisches Brandgräberfeld des 3. Jahrh. n. Chr. (vgl. Schles. Vorz. N. F. VII S. 113 ff.), während bei Fundstelle 2 bemerkenswerte Bestattungen der älteren Bronzezeit gehoben worden sind (vgl. Altschlesien II S. 15 ff.). Diese beiden Fundplätze und noch die östlich anschließende Fundstelle 5 bezeichnen außerdem auch die Ausdehnung einer Silexschlagstätte, die durch Herrn Major a. D. von Roeder-Ober Ellguth in einer Reihe von Begehungen oberflächlich ausgebeutet worden ist. Die Artefakte sind zum Teil sicher jungsteinzeitlich; doch verraten gewisse urtümliche Züge bei einigen anderen, daß hier offensichtlich ein Fundplatz des niederschlesischen Campignien vorliegt.

Fundstelle 1. Außer zahlreichen Abfallstücken liegen von hier bearbeitete Abschläge vor, die zwar überwiegend aus Feuerstein, vereinzelt aber auch aus weißlichen und grauen Hornsteinarten hergestellt sind. (Funde im Mus. Breslau.)

1. Kleiner Schaber aus grauem, hornsteinartigem Silex mit Randretusche. L. 2,5, Br. 4 cm.

2. Feuersteinschaber mit Randretusche. L. 3,1, Br. 4,9 cm.

3. Blattförmige, breite Spitze aus Feuerstein, ähnlich Taf. III, 9 und 12, mit Gebrauchskanten. L. 3,7 cm.

4. Feuersteinabschlag mit sorgfältig retuschierter Nutzbucht, ähnlich Taf. III, 4. L. 3,6 cm.

5. Dreikantige Spitze aus grauem Silex, ähnlich Taf. III, 7, mit Resten der Verwitterungskruste. L. 5,3 cm.

6. Zwei im Feuer gewesene Feuersteinabschläge, weiß und rissig.

Fundstelle 3. An der Ostgrenze der Gemarkung gelegen, offenbar Ausläufer von Ober Ellguth, Fundstelle 17, die nur 100 m weit entfernt liegt. Von hier legte Major von Roeder ein nucleusartiges Stück und 3 Klingen aus Feuerstein vor.

Fundstelle 5. Außer mehreren mittelgroßen und kleinen Abfallstücken, unter denen sich ein im Feuer gewesenes Stück befindet, legte Major von Roeder von hier vor:

1. Kleine Handspitze aus Feuerstein, größtenteils mit der weißlichen Kruste bedeckt. L. 5,2 cm. Taf. III, 11.

2. Kleine, dreikantige Spitze aus rötlichem Feuerstein, ähnlich Taf. III, 7. L. 3,5 cm.

3. Kleine Klinge aus graugelbem Silex mit Gebrauchsspuren an einer Längskante. L. 3,3 cm.

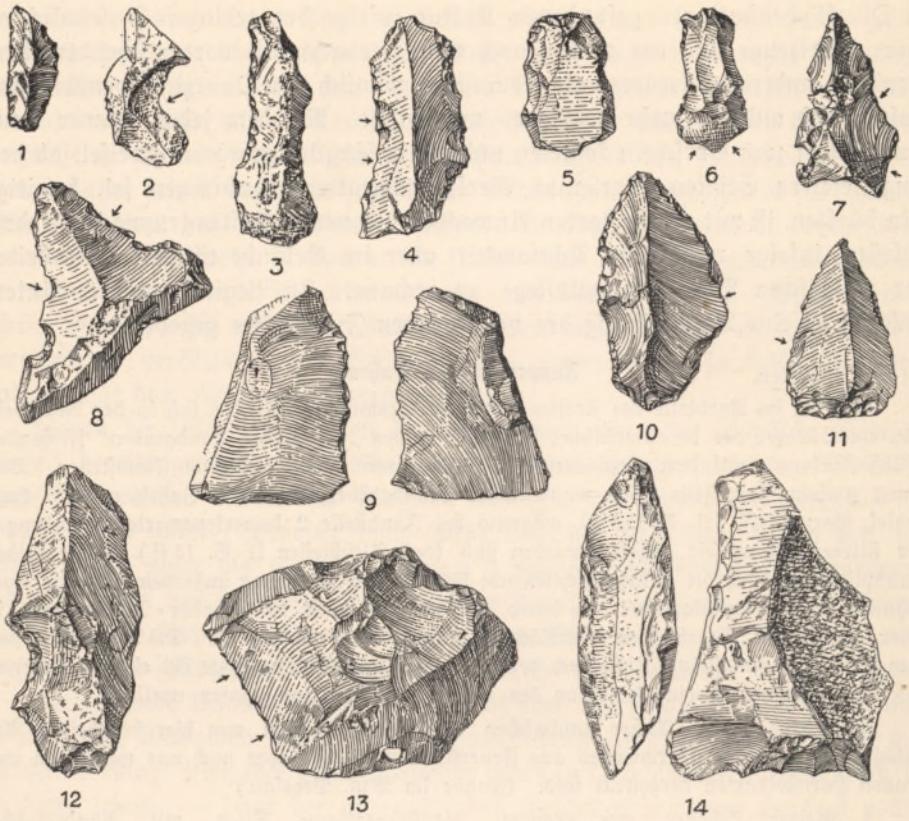


Abb. 1. Ober Ellguth: 4, 9 Fundstelle 6; 3 Fundstelle 6 oder 10; 11 Fundstelle 8; 13–14 Fundstelle 8 oder 9; 12 Fundstelle 10; 8 Fundstelle 13; 2, 5 Fundstelle 14; 1, 6, 7, 10 Fundstelle 17. $^1/_2$

Ober Ellguth Kr. Guhrau

Lit.: Nachrichtenblatt f. dt. Vzt. VI 1930 S. 195 und VII 1931 S. 138 (Petersen); Forschungen und Fortschritte VIII 1932 S. 178 f. (Petersen).

Östlich anschließend an das vorher genannte Juppendorf liegt die Gemarkung Ober Ellguth beiderseits des von Osten nach Westen fließenden „Floß-Grabens", der weiter nordwestlich in den nach Norden abfließenden „Schlesischen Landgraben" mündet. Der Geschiebelehm, auf dem auch unsere Fundstellen liegen, erhebt sich durchweg etwas über die wasserführende Niederung und bildet leichte Wellen. Im Südteile der Gemarkung, wo ein ebenfalls nach Westen fließender Bach in einer Talrinne dem Landgraben zustrebt, herrschen dieselben Verhältnisse.

Fundstelle 6. Umgebung von Höhe 110,1, ostsüdöstlich von Ober Ellguth am Nordufer des „Floß-Grabens". Hier fand Major von Roeder Scherben von Buckelgefäßen der Per. III, sowie Abfall und Werkzeugmaterial der in Rede stehenden Silexkultur. Hervorzuheben sind:

1. Kleiner, spalterähnlicher Abschlag aus Jaspis oder einer ähnlichen Silexart, Schneide retuschiert. L. 3,7 cm.

1 2 3 4 5 6 7
8 9 10 11 12

13 14 15 16 17
18 19 20 21 22

11 Juppendorf Fst. 5; 1–10, 12–22 Ober Ellguth: 8–10, 13, 15, 16, 18, 21 Fst. 6 oder 10; 1, 14 Fst. 8; 3 Fst. 13; 2, 4, 5–7, 12, 17, 19, 20, 22 Fst. 17. 1/2

Zu S. 30 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

2. Grob zugehauener Hobelschaber aus Jaspis mit flacher Unterseite, an beiden Längsseiten unregelmäßige Retuschen. L. 8 cm. Abb. 2,2.

3. Unregelmäßige Klinge aus weißlichem Silex mit Randretusche. L. 5,8 cm. Abb. 1,1.

4. Flacher, etwa dreieckiger Schaber aus gelblichem Feuerstein, auf der Rückseite noch mit der bläulichen Kruste bedeckt. L. 5,8, Br. 6,1 cm.

5. Scheibenförmiger Feuersteinschaber mit langer, retuschierter Kante und griffartigem Zapfen an der Rückseite (Muschelaufbrecher?). L. 5,4, Br. 4,3 cm. Abb. 1,9.

Fundstelle 6 oder 8. Von hier stammt ein plumper Faustkeil aus graubraunem Silex, an der Unterseite noch Reste der Kruste anhaftend, Spitze mit rohen Schlägen beiderseitig zugearbeitet. L. 9,1, Br. 6,1 cm. (Abb. in Forsch. u. Fortschr. VIII 1932 S. 179 unten links.)

Fundstelle 6 oder 10.

1. Flacher, spalterartiger Abschlag aus weißlichem Silex. Auf der Rückseite näpfchenähnliche Schuppe ausgeschlagen. Ähnlich Taf. III, 1. L. 4 cm.

2. Klingenartiger Abschlag aus weißem Silex mit feiner Randretusche. L. 5,4 cm. Taf. III, 8.

3. Breite Spitze aus hellgrauem Silex, dreikantig mit glatter Rückseite, an der Spitze und der linken Seitenkante retuschiert. L. 4,6 cm. Taf. III, 9.

4. Spitze aus gelbbraunem Hornstein mit glatter Unterseite und durch Flächenretusche viergeteilter Oberseite, Basis rundlich, Ränder retuschiert. L. 6,1 cm. Taf. III, 10.

5. Bruchstück einer langen, dreikantigen Spitze aus grauem Silex mit mehreren fein retuschierten Nutzbuchten an der linken Seitenkante. L. 7,5 cm. Taf. III, 13.

6. Klingenkratzerähnliches Gerät aus grauem Silex mit rückseitig abgeschlagenem Schlagbuckel, Retusche rückseitig. L. 6,8 cm. Taf. III, 15.

7. Spalterähnlicher Abschlag aus hellgraugelbem Silex, auf der glatten Rückseite weißliche Kruste noch erhalten, an der Schneide (oben) Gebrauchsretusche. L. 5,8 cm. Taf. III, 16.

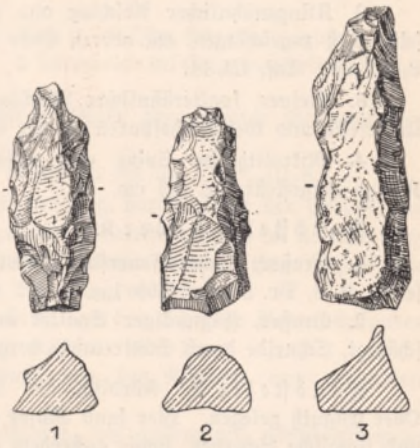


Abb. 2. 1 Ober Buchwald; 2 Ober Ellguth, Fundstelle 7; 3 Ober Ellguth, Fundstelle 6. 1/2

8. Dreikantige Spitze aus grauem, hornsteinartigem Silex mit glatter Unterseite und Resten der Kruste, linke Längskante nach der Basis zu retuschiert. L. 6,1 cm. Taf. III, 18.

9. Lange, dreikantige Spitze aus weißlich-milchigem Silex mit Resten der Kruste und Randretusche. L. 6,6 cm. Taf. III, 21.

10. Lange Klinge aus gelbem Feuerstein, zum Teil mit der Kruste bedeckt, Ränder retuschiert und leicht eingebogen. L. 6,2 cm. Abb. 1,3.

Gleichartige, nicht abgebildete Stücke sind unter dem Material der Fundstelle noch mehrfach vertreten, darunter auch mikrolithische Geräte. Diese zeigen wieder den Typus der dreikantigen Spitze (ähnlich Taf. III, 5—7), sowie blattartige „Pfeilspitzen" mit Stielansatz (ähnlich Taf. III, 12); unter diesen ist ein leider beschädigtes Stück aus Feuerstein, sowie eins aus weißlichem glattem Silex vertreten. L. 3,5 und 2,8 cm.

Fundstelle 7. „Ziegeleifeld", südlich des Dorfes Polnisch Bortschen, das zur Gemarkung Ober Ellguth gehört, gelegen. Hier stellte Major von Roeder Scherben und andere Siedlungsreste der frühen Eisenzeit (Per. VI) fest und legte außerdem eine größere Zahl von Silexabschlägen vor, die er sämtlich oberflächlich aufgelesen hat. Außer einer großen Menge Abfallmaterial sind hervorzuheben:

1. Kernbeilähnliches Gerät aus hellgrauem Silex mit flacher Unterseite; Oberseite im allgemeinen grob, am Nackenende sorgfältiger zugeschlagen. L. 5,4 cm. Abb. 2,2.

2. Nucleusartiger Feuersteinrest. L. 5,2 cm.

3. Feuersteinabschlag mit Gebrauchskanten; Gitterstruktur beweist, daß er im Feuer gelegen hat. L. 3,2 cm.

4. Kleiner Klingenrest aus Feuerstein. L. 3 cm.

5. Kleine, dreikantige Spitze aus hornsteinartigem Silex. L. 3,7 cm.

Fundstelle 8. Am „alten Bürgersteig", einige 100 m westnordwestlich von Ober Ellguth, am Nordufer des „Floß-Grabens" sammelte Major von Roeder bronzezeitliche Scherben auf. An derselben Stelle, bis zu Fundstelle 9 hinüber, fand er außerdem zahlreiches Silexmaterial, von dem folgende Stücke hervorzuheben sind:

1. Dreikantige Spitze aus weißgrauem Silex, Schlagbuckel entfernt, Basis abgestumpft, an den Rändern wechselseitig retuschiert. L. 4,6 cm. Abb. 1,11.

2. Klingenähnlicher Abschlag aus rötlichbraunem, gelb gefleckten Feuerstein, Unterseite flach zugeschlagen, am oberen Ende stichelähnlich, am unteren kratzerartig zugearbeitet. L. 7,5 cm. Taf. III, 14.

3. Kleiner, spalterähnlicher Abschlag aus hellgrauem Silex mit künstlich abgeflachter Unterseite und Gebrauchsspuren an der Schneide. L. 3,5 cm. Taf. III, 1.

4. Mikrolithische Spitze aus weißlichem Silex, durch schrägen Abschlag aus einer Klinge hergestellt. L. 2,3 cm.

Fundstelle 8 oder 9.

1. Großer, flacher Feuersteinschaber mit Resten der weißlichen Kruste auf der Unterseite. L. 6, Br. 8 cm. Abb. 1,13.

2. Großer, spitznackiger Spalter aus weißlichem Silex, an einer Seite modern beschädigt, Schneide durch Steilretusche hergestellt. L. 8,5, Schneidenbr. noch 5,6 cm. Abb. 1,14.

Fundstelle 9. Nördlich der Talsenke des „Floß-Grabens", hart westlich von Ober Ellguth gelegen. Hier fand Major von Roeder zahlreiche bronzezeitliche, kaiserzeitliche und slawische Scherben, sowie außerdem einige Silices. Unter diesen befindet sich:

1. Rechteckiger, klingenähnlicher Abschlag aus weißlichem Silex, an den Kanten einige retuschierte Nutzbuchten. L. 4,2 cm.

Fundstelle 10. Auf gleicher Höhe wie Fundstelle 9 etwa 500 m ostsüdöstlich von Ober Ellguth gelegen. Die Oberfläche ist dort mit Silexmaterial bedeckt, von dem Major von Roeder folgende wichtige Werkzeuge vorlegte:

1. Großer, dreikantiger Klingenabschlag aus quarzitähnlichem, weißen Silex mit glatter Unterseite; obere Kante leicht bearbeitet, links große, retuschierte Nutzbucht. L. 8,1 cm. Abb. 1,12.

2. Kratzerähnlich zugeschlagene, weißlich-gelbe Silexschuppe mit grob retuschierten Kanten und abgeschlagenem Schlagbuckel. L. 6,7, Br. 4,8 cm.

3. Großes, pickelförmiges Gerät aus hellgrauem Silex mit Resten der gelblichen Kruste bedeckt; Unterseite mit einem Hieb flach geschlagen, ebenso die rechte Seite, Basis und Oberfläche grob zugeschlagen, Spitze abgebrochen. L. 13,2 cm. Abb. 3,1.

Fundstelle 11. Südlich des Bachgeländes des „Floß-Grabens", am Ostausgang von Polnisch Bortschen, in der Nähe eines kleinen Teiches gelegen. Auch hier sammelte Major von Roeder Belegstücke der behandelten Silexkultur.

Fundstelle 12. Südlich vom Wege nach Neusorge, an der Ostgrenze der Ober Ellguther Gemarkung, wies Major von Roeder ebenfalls Abfallmaterial der Silexkultur nach.

Fundstelle 13. Südlich von Polnisch Bortschen, etwas östlich der Straße nach Kaltebortschen liegen mitten auf dem Acker wiederum zahlreiche Silices; von ihnen sammelte Major von Roeder außer Abfallstücken einige bearbeitete Stücke auf, unter denen folgende hervorzuheben sind:

1 2

Abb. 3. 1 Ober Ellguth, Fundstelle 10; 2 Tütenmoor bei Oldesloe (Holstein). 1/2

1. Dreispitzes Gerät aus gelbgrauem Hornstein, aus einem flachen Abschlag gefertigt, an den Spitzen retuschiert und zwischen diesen mit Nutzbuchten versehen. L. 7,5, Br. 5,1 cm. Abb. 1,8.

2. Flacher Abschlag aus weißlichem Silex mit in Bögen angeordneten Randretuschen, ähnlich Abb. 1,2. L. 4,3 cm.

3. Kleine, dreikantige Spitze aus weißlichem Silex. L. 3,1 cm. Taf, III, 3.

Fundstelle 14. Im Südwestzipfel der Gemarkung, hart westlich der Straße nach Kaltebortschen fand Major von Roeder jungsteinzeitliche Feuersteingeräte, u. a. eine herzförmige Pfeilspitze (wie Altschlesien III S. 131 Abb. 1,4), sowie wieder eine Anzahl von Silices, unter denen außer Abfall folgende Stücke Beachtung verdienen:

1. Spalterähnliches Gerät aus weißlichem Silex, an der Schneide Gebrauchsspuren, Längskanten durch grobe Abschläge abgestumpft. L. 3,8 cm. Abb. 1,5.

2. Bogenkratzer aus hellem Quarzit, Nutzbucht von der Rückseite aus retuschiert. L. 4,4 cm. Abb. 1,2.

3. Zwei mikrolithische Spitzen, die eine dreikantig, die andere mit näpfchenförmiger Delle an der Basis. L. 2,4 und 2,2 cm.

Fundstelle 15. In der Nähe von Fundstelle 12, östlich von Polnisch Bortschen, am Nordufer des „Floß-Grabens" liegt eine Anhäufung von Silices, die wohl mit Fundstelle 12 im Zusammenhang steht. Von hier legte Major von Roeder außer bronzezeitlichen Scherben einiges Silexmaterial vor, dessen wichtigste Stücke folgen:

1. Breite, dreikantige Spitze aus gelbgrauem Silex mit eingedellter Basis. L. 5,4 cm.

2. Schlanke, dreikantige Spitze aus weißgrauem Feuerstein, sehr ähnlich Taf. III, 7. L. 4,6 cm.

3. Zwei breite Spitzen aus gelblich-weißem Silex und Jaspis mit von der Basis aus abgeschlagenem Mittelgrat, ähnlich Taf. III, 20. L. 4,1 und 4 cm.

Fundstelle 16. In der Südostecke der Gemarkung, am Südufer des „Floß-Grabens", fand Major von Roeder im Walde bronzezeitliche Scherben. Anläßlich einer Rodung sollen dort nach seinen Angaben auch Silices der hier behandelten Art zutage gekommen sein.

Fundstelle 17. Südlich von Ober Ellguth, am Wege nach Polnisch Bortschen liegt eine weitere reichhaltige Schlagstätte der Silexkultur. Nach Mitteilung von Major von Roeder, der von hier eine große Menge bearbeiteten und unbearbeiteten Materials vorlegte, erstreckte sich die Streuung auf einen Umkreis von 20—30 Schritt Durchmesser. Beachtung verdienen folgende Fundstücke:

1. Kleiner Eckstichel aus schwärzlichem Feuerstein, z. T. mit Randretusche. L. 3,3 cm. Abb. $1_{,1}$.

2. Kleine konvex gekrümmte Klinge aus weißgrauem Silex, an den Enden von oben und unten kratzerartig zugearbeitet. L. 3,2 cm. Abb. $1_{,6}$.

3. Dreikantige Spitze aus grauem Feuerstein, an der rechten Kante rückseitig retuschiert. L. 5,2 cm. Abb. $1_{,7}$.

4. Große, blattförmige Spitze aus grauem Silex mit verjüngter Basis, Schlagbuckel mit zwei Schlägen entfernt, unregelmäßige Randretusche. L. 6,7 cm. Abb. $1_{,10}$.

5. Klingenrest aus braunem Hornstein, an einem Ende bohrerartig zugearbeitet. L. noch 4,5 cm.

6. Großer Klingenabschlag aus grauem Jaspis mit Spitzen- und Randretusche. L. 8,5 cm.

7. Kleine Klinge aus gelblichem Silex mit feiner Randretusche. L. 3,3 cm. Taf. III, 2.

8. Rundliches Gerät aus grauem Feuerstein mit bohrerartig zugearbeiteter Spitze. L. 3,8 cm. Taf. III, 4.

9. Kleine, dreikantige Spitze aus weißlichem Silex, an den Kanten z. T. retuschiert. L. 3,7 cm. Taf. III, 5.

10. Ähnliche dreikantige Spitze aus grauem Silex. L. 3,9 cm. Taf. III, 6.

11. Desgl. aus weißlichgrauem Silex. L. 4,5 cm. Taf. III, 7.

12. Blattförmige Spitze mit Stielansatz an der Basis, gelbgrauer Silex. L. 4,5 cm. Taf. III, 12.

13. Roh zugeschlagener, flacher Klingenabschlag aus hellgrauem Jaspis. L. 10 cm. Taf. III, 17.

14. Breite Spitze aus gelbgrauem Quarzit, roh zugeschlagen. L. 7,8, Br. 6 cm. Taf. III, 19.

15. Ähnliche Spitze aus grauem Silex, Basis modern beschädigt, auf der Oberseite napfartige Eindellung. L. 6,5 cm. Taf. III, 20.

16. Schlanke, vierkantige Spitze aus weißlichem Silex mit retuschierter Spitze. L. 5,2 cm. Taf. III, 22.

17. Dreikantige Spitze aus grauem Feuerstein, ähnlich Taf. III, 7. Gebrauchsretusche an den Kanten, an der Rückseite Kruste stehengeblieben. L. 5,7 cm.

18. Breite Spitze aus hellgrauem Silex, an der Basis mit weißer Kruste bedeckt, ähnlich Taf. III, 19. L. 5,5 cm.

19. Flache Klinge aus bräunlichem Hornstein, an der rechten Kante mit ausgearbeiteter Nutzbucht, ähnlich Abb. III, 4. L. 5,2 cm.

20. Mehrere mittelgroße, z. T. bearbeitete Silices, die im Feuer gelegen haben, wie ihre Gitterstruktur beweist.

Lit.: Ortsakten.

Mallmitz Kr. Lüben

Im südlichen Teil der Gemarkung, dicht am Fahrwege nach Klaptau, liegen zwei große Sandgruben, die von zwei Seiten einen kleinen Hügel anschneiden. Hier hatte Lehrer Schulz-Lüben Feuersteinabfall gesammelt, von dessen Aufbewahrung in Lüben er im Herbst 1931 Meldung erstattete. Bei einer amtlichen Begehung wurden auf dem noch stehengebliebenen Teile der Anhöhe einige rohe Abschläge aus grauem Silex gefunden, unter

denen sich auch eine kleine Klinge befindet. Die Gegenstände sind zweifellos künstlich geschlagen worden und gehören offenbar in den hier erörterten Zusammenhang. (Mus. Breslau.)

Lit.: Ortsakten.

Sulau Kr. Militsch

Nordöstlich des Dorfes, am Wege nach Wangersinawe, liegt eine große Düne, von der Feuersteingeräte des Tardenoisien (vgl. Altschlesien III S. 129) und ein Friedhof der Bronzezeit bekannt sind. Hier sammelte im Sommer 1931 Dr. med. Meyer-Juliusburg eine Anzahl von Menschenhand zerschlagener Steine auf, die möglicherweise mit der hier behandelten Kultur im Zusammenhang stehen. Es liegen mehrere handspitzenartige Stücke vor, daneben eine Art Schaber, sowie wenige Klingen. Der Artefaktcharakter ist wahrscheinlich, wenn auch schwer erweisbar, weil die Gegenstände aus Granit, Granitporphyr, Gneis und Diorit, also aus sonst nicht üblichem Material hergestellt worden sind. Die Düne ist völlig steinfrei, woraus sich ergibt, daß die eigenartigen Stücke eingeschleppt sind.

Lit.: Ortsakten.

Eckersdorf Kr. Sagan

Fundstelle 4. Nördlich der Straße von Sagan nach Küpper wurden bei einer amtlichen Begehung auf einem hochliegenden, lehmig-sandigen Acker einige grobe Abfallstücke aus grauem, hornsteinartigem Silex nebst einer 3,7 cm langen Klinge aus grau-schwarzem Feuerstein gefunden, die in die Silexkultur gehören. (Mus. Breslau.)

Fundstelle 5. Südlich der Straße von Sagan nach Petersdorf liegt die Höhe 130,3, die mit Kiefern bewachsen ist. Auf den hart an ihrem Fuße liegenden Äckern wurden bei einer amtlichen Begehung im Sommer 1931 bearbeitete Silices, darunter Stücke aus Hornstein und Jaspis, sowie einiger Abfall aufgelesen. Das beste Stück ist eine Klinge aus grauem Feuerstein mit durch zwei Schläge entferntem Schlagbuckel, einem kratzerartig zugearbeiteten und einem zugespitzten Ende. L. 5 cm. Abb. 4,2. (Mus. Breslau.)

1 2

Abb. 4. 1 Ober Buchwald; 2 Eckersdorf. 1/2

Lit.: Ortsakten.

Hirschfeldau Kr. Sagan

Fundstelle 1. Auf der südwestlich des Westausganges von Hirschfeldau an der Straße Schönbrunn-Hirschfeldau gelegenen Höhe 131,1, die größtenteils durch eine große Sandgrube abgetragen ist, wurden bei einer amtlichen Begehung im Sommer 1931 eine Anzahl roher Silexabschläge, darunter einige aus Feuerstein, aufgelesen; kennzeichnende Formen befinden sich nicht unter ihnen. (Mus. Breslau.)

Fundstelle 2. Bei der gleichen Begehung wurde die am Wege Hirschfeldau—Klein Kothau gelegene Höhe 140,8 besucht, auf deren unbewaldetem Südhang bronzezeitliche Scherben, sowie gleichfalls roh bearbeitete Silices aufgelesen werden konnten; auch in diesem Falle liegt bisher nur Abfall vor. (Mus. Breslau.)

Lit.: Ortsakten.

Ober Buchwald Kr. Sagan

Inmitten eines heideartigen Waldstückes nordwestlich des Dorfes, das mit Kiefern und Birken bestanden ist und aus Dünen besteht, sind vor vielen Jahren Gefäße gefunden worden. Bei einer amtlichen Begehung der Stelle im Sommer 1931 fanden sich bronzezeitliche Scherben und außerdem Feuersteinabschläge, darunter einer mit Gitterstruktur (!), die oberflächlich aufgesammelt werden konnten. An Geräten liegen vor:

1. Hobelschaber aus Feuerstein, am unteren Ende anscheinend abgebrochen, Unterseite flach; der Mittelgrat der Oberseite durch grobe Steilretusche hergestellt. L. 6,2, H. 2,2, Br. 2,4 cm. Abb. 2,1.

2. Kleiner Schaber aus weißlich-gelbem Feuerstein, Rand retuschiert und mit einer Nutzbucht versehen. L. 5 cm. Abb. 4,1.

Eichendorf Kr. Trebnitz
(früher Pollentschine)

Lit.: Ortsakten.

Der Aufmerksamkeit von Rittergutsbesitzer Haukohl-Eichendorf ist die Entdeckung zahlreicher vorgeschichtlicher Fundstellen zu verdanken. In diesem Zusammenhang ist die am Ostrande des Dorfes, dicht an einer kleinen Talaue gelegene Fundstelle 7 zu beachten, die im Frühjahr 1932 gemeinsam mit Herrn Haukohl begangen worden ist. Sie lieferte außer vor- und frühgeschichtlichen Scherben ein grobes Silexgerät.

Das Gerät besteht aus hellgrauem Silex, weist eine flache Unterseite und an Längskanten und Spitze grobe Steilretuschen auf; man wird es als ein Mittelding zwischen Pickel und Hobelschaber bezeichnen. L. 7,7, Br. 4 cm. (Mus. Breslau): Abb. 5.

Abb. 5. Eichendorf. 1/2

Die weitaus überwiegende Menge des vorgelegten Fundstoffes haben die zahlreichen Stationen geliefert, die sich auf die Gemarkung Ober Ellguth verteilen und die zum Teil als eine große Fundstelle angesehen werden können. Man hat dort offenbar einen Mittelpunkt der schlesischen Silexkultur anzunehmen, der in seinem Fundreichtum hinter der Station von Wieschowa-Nierada Kr. Beuthen (vgl. S. 47 f.) nicht viel zurückstehen dürfte. Allerdings bleibt die Frage, ob es sich um Ansiedlungen oder reine Werkplätze handelt, für Ober Ellguth und die verwandten Fundstellen offen, wenn auch zu beachten ist, daß einige von ihnen — Ober Ellguth, Fundstelle 7 und 17 und Ober Buchwald — im Feuer verändertes Silexmaterial geliefert haben, das auf ursprünglich vorhandene Siedlungen hinweist. Außer den noch nicht veröffentlichten Funden aus Oberschlesien, die mit der Silexkultur vom Typus Ober Ellguth verwandt sind, ist ein dem unseren ähnliches Gerätmaterial aus der Umgebung Schlesiens bisher nicht bekannt. Vielmehr grenzen gewisse einheitliche Charakterzüge unsere Kultur von allen anderen steinzeitlichen Industrien unseres Landes deutlich ab. Hier wäre zunächst auf die in unserem Falle vorherrschende Verwendung von Quarzit, Hornstein, Jaspis und anderen Silexarten als Rohmaterial hinzuweisen[9]). Die Handhabung dieses Rohmaterials, das in seinen Eigenschaften recht wesentlich vom Feuerstein abweicht, hat offenbar zur Folge gehabt, daß unsere Silexkultur ein sonst nicht bekanntes, auffallend grobes, ja urtümliches Gerätinventar führt,

[9]) Schon hier sei auf die anschließende petrographische Untersuchung einiger Silices von Ober Ellguth durch L. Zotz verwiesen. Einige unserer Werkzeuge scheinen auch aus dem in Skandinavien als „helle flinta" bezeichneten Silex gefertigt zu sein, worauf Herr Professor Dr. La Baume-Danzig den Verfasser freundlichst aufmerksam machte. Der „helle flinta" kommt in Norddeutschland gelegentlich als Geschiebe vor, wie ein Belegstück aus Dirschau (Mus. Danzig) erweist.

das ſich noch weiter vergröbern muß, ſobald ſogar Granit, Gneis, Sandſtein und anderes zur Herſtellung von Werkzeugen herangezogen wird (Sulau). Es hat allerdings den Anſchein, daß unſere Gerätformen nicht nur infolge des ungewöhnlichen Rohmaterials beſonders roh ausgefallen ſind, ſondern daß an ihnen eine beſtimmte Schlagtechnik geübt worden iſt, denn auch unter den gefundenen Werkzeugen aus Feuerſtein fallen auffallend grob zugerichtete Stücke ins Auge. Als die erſten Artefakte aus Ober Ellguth vorgelegt wurden, war man ſchon geneigt, an ihrem Werkzeugcharakter überhaupt zu zweifeln, ſo unanſehnlich waren ſie; doch lehrt eine Betrachtung unſerer Silices in größerem Zuſammenhang, daß mehrere ausgeſprochene Typen unter ihnen vertreten ſind, die nicht nur mit ſchlechterem Werkzeugmaterial aus anderen Fundplätzen, ſondern ſogar mit Geräten aus klaſſiſchen Schlagſtätten gut vergleichbar ſind. Es handelt ſich ſomit bei unſerer Silexkultur um einen geſchloſſenen Formenkreis, den man mit Rückſicht auf die Abmeſſungen der meiſten Stücke als „makrolithiſch" bezeichnen wird, und der in kraſſem Gegenſatz zu den zierlichen „Mikrolithen" des Tardenoiſien ſteht. Freilich darf nicht überſehen werden, daß gerade an den Fundplätzen von Ober Ellguth nicht wenige „mikrolithiſche" Werkzeuge aufgeleſen ſind, die nach Rohſtoff und Zurichtung in engem Zuſammenhang mit den Großformen ſtehen und als Vertreter einer mit dieſen gleichlaufenden „mikrolithiſchen" Induſtrie aufgefaßt werden dürfen. Für die zeitliche und kulturelle Beſtimmung unſerer Funde ſteht leider nur der Weg des formenkundlichen Vergleichs offen, da ja das vorliegende Werkzeugmaterial ausnahmslos Oberflächenfunden entſtammt. Es wäre zu wünſchen, daß bald einmal an einer der Ober Ellguther Fundſtellen der Spaten angeſetzt würde, damit womöglich erhaltene Siedlungsreſte und vor allem ungeſtört lagerndes Silexmaterial Auskunft auf Fragen geben, deren Beantwortung gegenwärtig noch unmöglich iſt.

Mit der Verwendung von groben Silexarten ſteht unſere Kultur vom Typus Ober Ellguth keineswegs allein. Das bekannteſte Beiſpiel für eine reine Quarzitkultur iſt der Höhlenfundplatz des Aurignacien von Treis a. d. Lumda in Heſſen[10]), deſſen Werkzeugmaterial in einzelnen Typen auch Ähnlichkeit zu unſeren Stücken aufweiſt. Ferner fand Hillebrand bei Miskolc in Ungarn einen Werkplatz des „Präcampignien", auf dem gleichfalls Geräte aus groben Silexarten gefertigt wurden, und auch aus Skandinavien iſt die Verarbeitung von Quarzit und „Dolomitflint" mehrfach bezeugt. Vor allem kommt hier die „Komſakultur" des nördlichen Norwegen[12]) in Betracht, außerdem einzelne

[10]) Richter, Die altſteinzeitliche Höhlenſiedlung von Treis a. d. Lumda, Frankfurt a. M. 1925; vgl. auch Vaufrey in L'Anthropologie 41 (1931) S. 545 ff.

[11]) Eiszeit und Urgeſchichte V, 1–2 (1928) S. 53 ff.

[12]) Ekholm, Ett nordſkandinaviskt paleoliticum? Fornvännen 1929 S. 193 ff. mit weiteren Literaturhinweiſen; Derſ., Zur Frage des nordſkandinaviſchen Palaeolithikums, Eiszeit und Urgeſchichte V, 1–2 (1928) S. 93 ff.

ſchwediſche Fundplätze[13]). Sollte ſich ſpäter einmal auch das Sulauer Material mit Sicherheit unſerem Formenkreis einordnen laſſen, ſo wären ſelbſt Urgeſteinsarten wie Granit, Gneis und anderes mehr als Rohmaterial erwieſen, wozu zum Beiſpiel die Artefakte aus der Drachenhöhle bei Mixnitz in Öſterreich[14]) Gegenſtücke böten.

Zu den Überraſchungen, die unſere Silexkultur bot, gehört vor allem das Auftreten von „Spaltern" nebſt ſpalterähnlichen Formen, ferner von „kernbeil"-ähnlichen Stücken und zwei „Hobelſchabern". Unter der erſtgenannten Art nimmt das Stück: Abb. 1, 14 eine Sonderſtellung ein, denn auch der kritiſchſte Beurteiler wird ihm die Ähnlichkeit mit dem aus dem Norden ſo zahlreich bekannten „Scheibenſpalter" zubilligen müſſen. Auffällig iſt an dem Gerät lediglich, daß ſeine Schneide durch grobe Retuſche erzielt worden und nicht mit je einem Schlag von jeder Seite zugerichtet iſt, wie es für Spalter die Regel bildet[15]). Aber auch ſo iſt unſer Stück ohne Bedenken als Spalter anzuſprechen, liegt doch außerdem auch ein völlig entſprechend zugearbeiteter Spalter aus Oldesloe in Holſtein[16]) vor. Mit dem Nachweis der Spalterform gewinnen wir bereits einen feſten chronologiſchen Anknüpfungspunkt für unſere Silexkultur, iſt doch der Spalter ein Hauptvertreter der däniſchen Muſchelhaufen (Kjökkenmöddinger) und verwandter Fundplätze und mit ihnen dem Ende der mittleren Steinzeit zuzuweiſen[17]). Die Neigung zur Spalterform tritt uns auch in den Geräten: Abb. 1,5 Taf. III, 1, 15 und anderen Stücken entgegen, wobei die Zurichtung nicht immer, wie es der Name ſagt, auf einem ſcheibenförmigen Abſchlag, ſondern auch zuweilen auf einer kurzen Klinge zu beruhen ſcheint. Daß dieſe Geräte nicht immer die regelmäßige Form der klaſſiſchen Spalter beſitzen müſſen, zeigen recht deutlich Auswahlſtücke aus der bekannten Station von Calbe a. M. in der Altmark[18]). In Quarzit kommen ſie in ähnlich grober Form wie in Schleſien in der norwegiſchen „Komſa-Kultur" vor[19]). In engem Zuſammenhang mit dem Spalter ſteht in

---

[13]) Fällsjö, Angermanland (Fornvännen 1914 S. 53 ff. Abb. 9), Strömnäs, Kirchſp. Hammerdal (Ekholm a. a. O. S. 200).

[14]) Abel-Kyrle, Die Drachenhöhle bei Mixnitz (Wien 1931) I S. 804 ff., II Taf. 155–185.

[15]) Madſen, Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark Taf. IV, 6 und 14.

[16]) Hamburger Feſtſchrift 1928 S. 223 Abb. 2 (Schwantes); ein Spalter aus Quarzit iſt abgebildet in Univerſitetets Oldſakſamlings Skrifter II (1929) S. 25 Abb. 14; beſonders ſtumpfſchneidige Stücke liegen ferner aus Fundplätzen der gleichzeitigen Lietzow-Kultur Rügens vor, vgl. Petzſch, Die Steinzeit Rügens, Mitteil. Greifswald IV (1928) Taf. I, 6–7.

[17]) Ebert, Reallexikon IX S. 24 ff. Taf. 14b (Ekholm). Gegen die ſonſt meiſt gebräuchliche Bezeichnung „frühneolithiſch" für die Kultur der Muſchelhaufen erhob übrigens H. Schmidt (Vorgeſchichte Europas I 1924 S. 39) beachtenswerte Einwände. Nordman in Friis-Johanſen, De forhiſtoriske tider i Europa II S. 23 ff. ſetzt die Muſchelhaufenkultur nebſt Maglemoſe an den Anfang des Neolithikums.

[18]) Kupka, Das Campignien von Calbe a. M. und ſeine Bedeutung für das deutſch-nordiſche Meſolithikum, Stendaler Beiträge IV S. 249 ff., vgl. beſonders S. 265 Abb. 7.

[19]) Univ. Oldſaksſaml. Skrifter II S. 25 Abb. 14.

den Muſchelhaufen das „Kernbeil". Auch in der niederſchleſiſchen Silexkultur können wir es auf Abb. 2,2 nachweiſen, wo es beſonders kennzeichnende Züge dieſer Gerätform aufweiſt. Zahlreiche Gegenſtücke, die in Form und Größe unſerem Stück zum Teil aufs Haar gleichen, liefern die däniſchen Muſchelhaufen und Fundplätze der Inſel Rügen[20]). Ein dritter für die Kultur der Muſchelhaufen typiſcher Werkzeugtyp iſt der ſogenannte „Hobelſchaber" (dän. Hövlskraber); er iſt aus Schleſien in einem beſonders guten Stück: Abb. 2,1 nachweisbar, zu dem als beſte Parallelen wieder Hobelſchaber aus dem Wohnplatz von Ertebölle[21]) namhaft zu machen ſind. Allen dieſen Werkzeugen iſt die flache Unterſeite und der etwa dreieckige Querſchnitt, der durch einen ſcharfen Mittelgrat erzielt iſt, eigen. Ein beſonders entſprechendes Stück liegt aus dem Wohnplatz von Bloksbjerg auf Seeland vor und ſoll als Abb. 6 hier wiedergegeben werden. Auch das aus Jaſpis beſtehende Gerät: Abb. 2,3 kann man wohl als Hobelſchaber bezeichnen, beſitzt es doch alle weſentlichen Merkmale dieſes Typus; es kann ebenfalls in ähnlichen Stücken aus däniſchen Muſchelhaufen wiedererkannt werden[22]). Schließlich kehrt auch das grobe, etwas unförmige Werkzeug: Abb. 3,1, das man am eheſten mit dem „pic" (Pickel) des Campignien in Beziehung bringen möchte, in dem Muſchelhaufen von Klinteſö wieder[23]). In recht ähnlicher Form und der kennzeichnenden rohen Zurichtung liegt ein derartiges Werkzeug, freilich wieder in Feuerſtein, aus dem Tütenmoor bei Oldesloe: Abb. 3,2 vor[24]). Abb. 5 zeigt ein Gerät, das als Mittelding zwiſchen Pickel und Hobelſchaber, oder als kurzer Pickel bezeichnet werden darf; es kann den vorher erwähnten Werkzeugen völlig an die Seite geſtellt werden. Der holſteiniſche Fundplatz ſteht in enger Beziehung zu genannten däniſchen und bildet wohl mit ihnen eine zeitlich und kulturell geſchloſſene Gruppe.

Abb. 6. Bloksbjerg (nach Weſterby a. a. O. S. 59 Abb. 18,2). 1/3

In auffallend großer Zahl treten in Ober Ellguth dreikantige Spitzen: Abb. 1,11 auf. Sie werden in verſchiedener Größe und Einzelausprägung auch auf Abb. 1,7 und Taf. III, 3, 5, 6, 7, 18 und 22 dargeſtellt. Vereinzelt bilden ſie eine Spielart mit breiter Baſis: Taf. III, 19 aus, die mit einer

---

[20]) Aarböger 1896 S. 349 Abb. 25; Madſen, Affaldsdynger Taf. V, 15 (Stück aus Ertebölle); Weſterby, Stenaldersbopladſer ved Klampenborg (1927) S. 73 Abb. 20,9; Ebert, Reallexikon IX Taf. 14c–d; Petzſch, Steinzeit Rügens S. 41 Abb. 3.

[21]) Madſen, Affaldsdynger S. 38 Abb. 8 und Taf. VI, 38; weitere Stücke liegen in den Muſeen Oslo und Göteborg. Vgl. auch Univerſitetets Oldſakſamlings Årbok IV (1930) S. 8 Abb. 2.

[22]) ebdt. Taf. V, 8.

[23]) ebdt. Taf. IX, 12.

[24]) Die Abb. konnte hergeſtellt werden, weil Herr Apotheker Sonder-Oldesloe freundlicherweiſe das Stück zur Anſicht nach Breslau geſchickt hatte.

ebenfalls aus Quarzit gearbeiteten, faustkeilähnlichen Spitze aus Börselvneset (Finnmark, Norwegen)[25]) in Beziehung stehen dürfte. Die scharfen Mittelgrate solcher Spitzen sind bisweilen durch einen Abschlag entfernt worden, so daß es scheint, als sollten dadurch wie bei Taf. III, 20 bequeme Auflagen für den Daumen geschaffen werden. Offenbar ist die Spitze ein besonderes Kennzeichen der Ober Ellguther Fundplätze; die hier arbeitenden Steinschläger haben wohl besondere Fertigkeit in der Herstellung dieser Geräte bewiesen, wenn auch bis zu einem gewissen Grade das Rohmaterial der Entstehung derartiger Formen entgegengekommen sein mag. So ist es wohl kein Zufall, daß gerade Miskolc und Treis a. d. Lumda[26]), zwei Stationen mit Werkzeugen aus ähnlich groben Silexarten, dreikantige Spitzen großer Ähnlichkeit geliefert haben. Doch fehlen die Spitzen auch in solchen Fundzusammenhängen, die wir schon zum Vergleich mit unserer Kultur herangezogen haben, nicht ganz. So ist z. B. die Feuersteinspitze: Abb. 1,7 mit einer solchen aus Oldesloe[27]) verwandt, und für die dreikantige Spitze: Abb. 1,11 liegt ein Gegenstück aus Calbe a. M. vor[28]). Wesentlich ist, daß aus Ober Ellguth auch mikrolithische Spitzen: Taf. III, 5—7 bekannt sind, die in allen Einzelheiten ihren größeren Geschwistern gleichen, so aus Fundstelle 14 und 17. Eine Sonderform unter unseren Spitzen bilden einige flachere und breitere Stücke, bei denen der Mittelgrat häufig in leichter Biegung verläuft: Taf. III, 9 und 12. Bei Taf. III, 12 ist der stielartige Fortsatz an der Basis zu beachten, der in Verbindung mit der Zierlichkeit der Geräte dazu berechtigen dürfte, sie „Pfeilspitzen" zu nennen. Auch für sie kann ein Gegenstück aus dem Abfallhaufen von Klintesö[29]) namhaft gemacht werden, und zwei weitere Stücke gehören in den Bereich der von Schwantes allerdings sehr früh angesetzten Schaalsee-Zivilisation Nordwestdeutschlands[30]). Aus Schaalsee liegt auch ein Vergleichsstück zu dem dreikantigen Abschlag mit retuschierter Nutzbucht: Abb. 1,12 und zu ähnlichen Geräten aus Ober Ellguth Fundstelle 17 vor[31]), auch finden wir dort eine „bohrerähnliche" Spitze[32]), die mit den Geräten: Taf. III, 4 und 10 verglichen werden darf. Die retuschierte Klinge: Taf. III, 14 ist gleichfalls in Schaalsee belegt[33]), besitzt jedoch ein in Größe und

---

25) Nummedal, Stone age finds in Finnmark (Oslo 1929) Taf. 41,196.

26) Richter a. a. O. Taf. XXI. Eiszeit und Urgeschichte V, 1–2 (1928) Taf. V, 3 (Hillebrand).

27) Hamburger Festschrift 1928 S. 225 Abb. 2 (Schwantes).

28) Kupka a. a. O. S. 260 Abb. 3a; vgl. auch Spitzen aus Alta und Porsanger in Norwegen (Fornvännen 1929 S. 197 Abb. 81, 2–4 v. rechts). Eine Spitze aus dem frühmesolithischen Fundplatz von Callenhardt i. Westf. kommt vielleicht als Vorform unserer Stücke in Frage; vgl. Forschungen und Fortschritte VII (1931) S. 93 Abb. 14 (Andree) und Festschrift für Anton Schifferer (Breslau 1931) S. 149 Abb. 3,23 (Schwantes).

29) Madsen a. a. O. Taf. IX, 16.

30) Hamburger Festschrift 1928 S. 174 Abb. 1–2.

31) ebdt. S. 170 Abb. 4.

32) ebdt. S. 176 Abb. 2; vgl. auch Ztschr. f. Ethn. 1907 S. 214 Abb. 23 (Bohrer aus Calbe).

33) Hamburger Festschrift 1928 S. 171 Abb. 2.

Zurichtungsart noch entsprechenderes Gegenstück von grauem Quarzit aus Börselvneset[34]), ferner in einer Klinge aus dem dänischen Wohnplatz Aamölle[35]). Die gut gearbeitete Spitze mit Randretusche: Abb. $1_{,10}$ ist mit einem ähnlichen Gerät aus Norwegen[36]) zu vergleichen, während der Klingenkratzer aus Eckersdorf: Abb. $4_{,2}$ wieder aus einem dänischen Muschelhaufen[37]) vorliegt. Wir haben gesehen, daß die Retusche an den Geräten der niederschlesischen Silexkultur mit Vorliebe in Form kleiner Bögen hergestellt worden ist, wofür Abb. 1, 2, 8 und 12 gute Belege liefern. Die gleiche Technik zeigt vor allem das Material von Schaalsee[38]), doch treten diese „Randeinbrüche von wenigen Millimeter Durchmesser" auch häufig in Calbe a. M. auf[39]). Von dort liegt auch ein unserem Stück: Abb. $1_{,2}$ sehr ähnlicher Hohlschaber vor. Offenbar benötigte man diese kleinen Nutzbuchten zur Bearbeitung von Werkzeugen aus Holz, Horn und Knochen, die ja notwendig als wichtige Werkstoffe neben dem Silex gedacht werden müssen.

Die vergleichende Betrachtung nur der wichtigsten Formen unserer Silexkultur hat genügend Hinweise auf den Umkreis geliefert, in den wir diese bisher in Schlesien unbekannte Hinterlassenschaft des Steinzeitmenschen werden einordnen dürfen. Augenscheinlich ist es der Kulturkreis des ausgehenden Mesolithikums, der im Norden meist als „Erteböllekultur", in Mittel- und Westeuropa als „Campignien" bezeichnet wird. Dabei sind besonders die engen Beziehungen zu klassischen Fundplätzen der Erteböllekultur[40]) bemerkenswert. Das in Schlesien verwendete andersartige Rohmaterial braucht keinen Zweifel an diesen Beziehungen wachzurufen, zumal ja die folgende petrographische Untersuchung Anhaltspunkte dafür beibringt, daß unsere Silexarten als nordische Geschiebe anzusehen sind, die aus dem Ostseegebiet zu uns gekommen sind. So liegt denn der Gedanke nahe, daß die Träger unserer Silexkultur in Schlesien vorzugsweise den Rohstoff benutzten, der ihnen aus dem Norden bekannt war und noch am ehesten die Beibehaltung des gewohnten groben Gerätmaterials erlaubte, nachdem genügend große Feuersteinknollen nicht in genügender Anzahl vorhanden waren. Hinweise darauf, daß auch in Schlesien kennzeichnende Altertümer vom Charakter der Erteböllekultur nicht fehlten, besaß man schon vor dem Bekanntwerden unserer Silexkultur. Wir erinnern in diesem Zusammenhang

---

[34]) Univ. Oldsaksaml. Skrifter II S. 25 Abb. 13.

[35]) Madsen a. a. O. S. 96 Abb. 3 und Taf. VI, 34 (sog. „Skiveblokker").

[36]) Univ. Oldsaksaml. Skrifter II S. 30 Abb. 19.

[37]) Madsen a. a. O. Taf. IX, 11.

[38]) Hamburger Festschrift 1928 S. 178 Abb. 2–3, S. 179 Abb. 1.

[39]) Ztschr. f. Ethnol. 1907 S. 210 f. Abb. 18 (Kupka).

[40]) Unter Berufung auf die beachtenswerten Ausführungen Ekholms (Fornvännen 1929 S. 193 ff.) glauben wir auch die norwegische Komsa- und Fosna-Kultur hierhin rechnen zu dürfen, wenn auch die norwegische Forschung an ihrem paläolithischen Alter und ihrer asiatischen Herkunft festhält; vgl. hierzu zuletzt Björn in Universitetets Oldsaksamlings Förer (Oslo 1932) S. 19 ff.

nur an gewiſſe Hirſchgeweihäxte[41]), deren eine in Groß Tinz Kr. Nimptſch ſogar mit einem Skelett zuſammen gefunden iſt, das von Reche in eine Reihe mit den Skelettreſten von Stangenäs in Schweden, Ellerbek bei Kiel u. a. m. geſtellt wird[42]) und demnach in den letzten Abſchnitt der mittleren Steinzeit zu ſtellen wäre. Solange nicht neue Funde in andere Richtung weiſen, halten wir es für wahrſcheinlich, daß unſere Silices gleichfalls Zeugen für eine Beſiedelung unſeres Landes am Ende der mittleren Steinzeit darſtellen und einer Kulturgruppe angehören, die der nordiſchen Erteböllekultur[43]) zum mindeſten recht nahe ſteht.

Nachtrag: Während des Druckes dieſer Arbeit erfuhr das Verbreitungsgebiet der Campignienkultur eine beachtenswerte Erweiterung. Anläßlich eines Lehrganges für Vorgeſchichte in Breslau legte Fachlehrer J. Uwira aus Freiwaldau-Adelsdorf (Mähr.-Schleſien) eine ganze Anzahl kennzeichnender Silices vor, die bei Weidenau, Bez. Freiwaldau, gefunden worden ſind. Die fraglichen Werkzeuge entſprechen nach Rohſtoff und Zurichtungsart völlig den ſchleſiſchen Stücken; ihre Veröffentlichung wird von Herrn Uwira vorbereitet.

2. Das Geſteinsmaterial der Campignien-Induſtrie von Ober Ellguth

Von Lothar F. Zotz

Auf die Abhängigkeit geſchlagener ſteinzeitlicher Werkzeuge vom Rohmaterial iſt oft hingewieſen worden[1]). Ein zur Verarbeitung wenig oder gar nicht geeignetes Geſtein kann eine ältere und primitivere Kultur vortäuſchen, wenn nicht bedacht wird, daß der urgeſchichtliche Werkzeugſchläger beiſpielsweiſe aus einem Quarzit oder gar aus einem Kalkſtein niemals ein ſo voll-

[41]) Altſchleſien I S. 199 ff. (Seger). Wir haben hier den Typus B im Auge (a. a. O. Taf. XXVI, 1–2 und S. 201 Abb. 2), der auch in Gr. Tinz (a. a. O. S. 201) vorliegt. Gegenſtücke aus nordiſchen Funden bei Madſen, Affaldsdynger S. 58 Abb. 1 – 2, S. 108 Abb. 5; Friis-Johanſen, De forhiſtoriske tider i Europa II S. 25 Abb. 14 (Nordman). Vgl. auch die Funde von Ellerbek bei Kiel, unter denen ähnliche Hirſchgeweihäxte zuſammen mit Feuerſteingeräten der Muſchelhaufenkultur erſcheinen. 43. Bericht des Schlesw.-Holſt. Muſ. Vaterl. Altert. Kiel 1904, S. 17 ff. mit Abb. 1–3, 6, 9 (Meſtorf).

[42]) Vortrag auf der Tagung der Deutſchen Geſellſchaft für phyſiſche Anthropologie, Breslau 1931. Kurze Inhaltsangabe in Deutſche Blätter für Volks- und Kulturbodenforſchung I (1930/31) S. 396.

[43]) Vgl. hierzu auch die von Menghin (Weltgeſchichte der Steinzeit S. 217) geäußerte Anſicht über die Verbreitung der Erteböllekultur abſeits von den Küſtengebieten. Während des Druckes dieſer Arbeit erſchien das Buch von J. Andree, Beiträge zur Kenntnis des norddeutſchen Paläolithikums und Meſolithikums (Leipzig 1932). Zu den dort behandelten Fragen, ſowie der z. T. neuartigen Beurteilung einzelner Fundſtellen Norddeutſchlands konnte hier nicht mehr Stellung genommen werden.

[1]) H. Obermaier, Geſteinsmaterial der paläolithiſchen Induſtrien. Reallexikon der Vorgeſchichte Bd. 4 S. 304–305.

kommenes Gerät herstellen konnte, wie aus dem zur Bearbeitung hervorragend geeigneten Feuerstein, der nicht immer zur Verfügung stand. Die Petrographie (Gesteinskunde) hält die Kieselgesteine je nach ihrer Entstehungsweise, ihrem Vorkommen und ihrer Zusammensetzung systematisch und terminologisch auseinander. Die einzelnen Kieselarten zerfallen dann noch in eine Reihe von Varietäten, über deren Bezeichnung aber bei den Petrographen durchaus keine Übereinstimmung besteht. Gewöhnlich werden die in kalkigen Schichtgesteinen vorkommenden Kieselknollen mit dem Sammelbegriff Feuerstein bezeichnet, dessen Variationen man teils nach inneren Merkmalen des Gefüges, teils nach äußeren der Farbe als Jaspis, Chalcedon, Karneol, Hornstein usw. auseinanderhält. Andere Forscher halten diese Kieselvariationen stratigraphisch auseinander und bezeichnen die im Muschelkalk vorkommenden als Hornstein, die der Juraformation als Jaspis und nur die der Kreide als Feuerstein. In den maßgebenden Werken von Rosenbusch-Osann[2]), Rinne[3]), Berend und Berg[4]) sucht man vergebens nach einer klaren Begriffsbestimmung der Kieselvariationen. Für den Verfasser des geologisch-mineralogischen Wörterbuchs[5]) ist der Sammelbegriff Jaspis, und Hornstein und Feuerstein sind nur Variationen von diesem. Der Vorgeschichtsforscher sieht sich wegen dieser Unklarheit, will er das Rohmaterial von Kieselwerkzeugen näher bezeichnen, in die unangenehme Lage versetzt, die Namen willkürlich zu wählen. Als Sammelbegriff aller vom vorgeschichtlichen Menschen überhaupt verarbeiteten Kieselgesteinsarten findet man im prähistorischen Schrifttum häufig den lateinischen Ausdruck silex der auch hier in diesem Sinne und in Übereinstimmung mit Obermaier angewandt sei.

Wenn wir uns zu einer speziellen Untersuchung des Rohmaterials aus der im vorhergehenden von Petersen beschriebenen Silexkultur von Ober Ellguth Kr. Guhrau entschlossen, so geschah es aus der Überlegung, daß die Bestimmung der Herkunft dieses Materials gegebenenfalls Rückschlüsse auf die Herkunft der Kultur, die es verarbeitet hat, zuließe. Da uns dieses Rohmaterial von vornherein als von dem in der Steinzeit gewöhnlich verarbeiteten recht verschiedenartig und zur Werkzeugherstellung eigentlich ungeeignet auffiel, bestand die Denkmöglichkeit, die Träger dieser mittelsteinzeitlichen Kultur hätten sich in Schlesien dasjenige Material aus den eiszeitlichen Ablagerungen ausgesucht, das sie in ihrer Heimat, aus der sie ja nach Schlesien eingewandert sein konnten, zu verarbeiten gewohnt waren. Von diesem Gesichtspunkt aus also wollen wir betrachten, für welche Herkunft unserer Kultur das Roh-

[2]) Rosenbusch-Osann, Gesteinslehre 2. Bd., Stuttgart 1923, S. 541–544.

[3]) Rinne, Gesteinskunde 10.–11. Aufl., Leipzig 1928, S. 363.

[4]) Berend und Berg, Chemische Geologie, Stuttgart 1927, S. 454.

[5]) C. W. Schmidt, Geologisches Wörterbuch, Leipzig 1921, unter Hornstein, Feuerstein, Jaspis.

material spricht. Da eine genaue Gesteinsbestimmung nur mit Hilfe des Mikroskops möglich ist, wurden 5 Dünnschliffe angefertigt[6]). Es zeigen:

Dünnschliff 1 (Inv. Nr. 301 : 30): In einer amorphen Grundmasse sind zahlreiche Bryozoenreste eingeschlossen. Auch Schwammnädelchen sind zu erkennen sowie kleine Bruchstücke rhomboedrischer Calzit-Kristalle. Typischer Feuerstein der sogenannten Limstenfacies (oberste Kreide der dänischen Stufe).

Dünnschliff 2 (Inv. Nr. 302 : 30): Wie 1, nur stärker verwittert und fast nur aus Fossilienresten bestehend.

Dünnschliff 3 (Inv. Nr. 303 : 30): In einer gleichfalls amorphen Grundmasse liegen Quarzsplitterchen und an organischen Resten außer Schwammnädelchen große Mengen von Foraminiferen und zwar vorwiegend Globigerinen und Textularien. Außerdem wurden (von Herrn Studienrat Wetzel) erkannt braun gefärbte Flagellaten-Hüllen, wie sie besonders für den obersenonen Kreidefeuerstein bezeichnend sind.

Dünnschliff 4 (Inv. Nr. 304 : 30): Wie 3, aber stärker verwittert.

Dünnschliff 5 (Inv. Nr. 305 : 30): Typisch klastischer Quarzit, zwischen dessen abgerollten Quarzkomponenten auch ein Plagioklos festgestellt wurde.

Bei einer makroskopischen Betrachtung des in großen Mengen vorliegenden Materials fällt als bei weitem vorherrschend ein weißblauer bis grauer, verwittert weiß bis brauner Silex von körniger Textur und mehr oder weniger rauhem Bruch auf. Muschelschälchen, gewöhnlich als Steinkerne erhalten, sind häufig erkennbar. Wir haben diesen Silex, dem die Schliffe 3 und 4 angehören, vor der mikroskopischen Untersuchung, seinem äußeren Habitus nach, als einen Hornstein angesprochen. Ein anderer Silex zeigt gleichfalls rauhen Bruch und weißliche Farbe, seine Textur sieht aber nicht feinkörnig aus, sondern man erkennt schon mit dem bloßen Auge eine amorphe Grundmasse, die über und über mit zierlichen Fossilienresten durchsetzt ist. Es ist der Feuerstein des Dünnschliffs 1 und 2. Untergeordnet tritt dann auch der gewöhnliche graue Feuerstein von fettigem Glanz und sehr glattem Bruch auf. Schließlich ist, wenn auch, wie es nach dem aufgesammelten Material scheint, gleichfalls nur hin und wieder, Quarzit zerschlagen worden. (Dünnschiff 5). Ein grobkörniges Stück: Taf. III, 19, erinnert, da es Beigemengteile von Schwefelkies erkennen läßt, an Braunkohlenquarzit.

Herr Studienrat Dr. Wetzel hat sich noch der Mühe unterzogen, Feuersteinmaterial aus der polnischen Kreide, der Umgegend von Grodno, die ja als mögliches Liefergebiet für uns in Frage kommt, zu untersuchen. Nach brieflicher Mitteilung ergab sich zwischen dem Grodnoer und Ober Ellguther Material eine große Übereinstimmung.

---

[6]) Die Gesteinsproben und Dünnschliffe legte ich auch den Herren Prof. Dr. F. Wiegers, Berlin, Prof. Dr. W. Wetzel, Kiel und Studienrat Dr. O. Wetzel, Eutin vor. Die Herren haben mir als Spezialkenner wertvolle Hinweise gegeben, die mit in den Text verarbeitet sind und für die hier verbindlichst gedankt sei. Vgl. W. Wetzel, Sedimentpetrographische Studien. Neues Jahrbuch f. Mineralogie usw. Beil.-Bd. 47 (1922), S. 39–92.

Die Materialunterſuchung ergab mithin, daß das überwiegend zur Verarbeitung gelangte Rohmaterial dem von der Geologie als baltiſch bezeichneten Kreidegebiet entſtammt. Der Silex, wie ihn Dünnſchliff 1 und 2 zeigt, gehört der oberſten däniſchen Stufe des Oſtſeegebiets, jener von Dünnſchliff 3 und 4 dem Senon desſelben Gebiets oder möglicherweiſe Polens an.

3. Die Entdeckung der Campignienkultur in Oberſchleſien

Von Walter Matthes, Beuthen OS.

Die vielſeitige Sammlung ſteinzeitlicher Altertümer der ur- und frühgeſchichtlichen Abteilung des Beuthener Muſeums erfuhr im Herbſt 1929 durch die Entdeckung einer neuen Fundgruppe im Dramatal eine recht weſentliche und erfreuliche Bereicherung[1]), die zugleich für die Erforſchung der ſchleſiſchen Steinzeit einen wichtigen Bauſtein zu liefern verſpricht. Die neuen Funde unterſcheiden ſich unter anderm durch die überwiegende Verarbeitung des Quarzites und Hornſteins ſo auffallend von den bisher bekannten ſteinzeitlichen Fundgruppen Schleſiens, daß wir mit gutem Grund in ihnen die Zeugen für eine bisher unbekannte, ſteinzeitliche Bevölkerung von Oberſchleſien und vielleicht auch für eine in Oberſchleſien noch nicht belegbare Zeitſtufe erblicken dürfen. Die erdrückende Fülle, in der dieſe Quarzit- und Hornſteinfunde ſich gleich auf den erſten Fundplätzen aufſammeln ließen, und die am eheſten mit dem Fundreichtum der mikrolithiſchen Siedlungsplätze[2]) verglichen werden kann, ſpricht für ihre große Bedeutung. Anſchließende Beobachtungen auf anderen Fundplätzen in den beiden ſchleſiſchen Provinzen[3]) beſtätigen dieſe Annahme und laſſen erwarten, daß die Erkenntnis dieſer ſchleſiſchen Steinzeitgruppe die Entdeckung verwandter Erſcheinungen in den Nachbarlandſchaften nach ſich ziehen wird, wo ſie bisher noch nicht feſtzuſtellen war.

Schon vor der Entdeckung des großen Fundplatzes am Rande des Dramatales bei Wieſchowa (Nierada) im Kreiſe Beuthen, der mit ſeiner ſtattlichen Fülle von Geräten und Abſchlägen aus Quarzit, Hornſtein und Feuerſtein die Eigenart der neuen Gruppe am beſten erkennen läßt, und deſſen Ausbeute bei der folgenden Darſtellung zunächſt ausſchließlich herangezogen werden ſoll, machte cand. prähist. H. Kurtz auf die ſteinzeitliche Verwendung des Quarzites in Oberſchleſien aufmerkſam. Er überwies dem Beuthener Muſeum ein zweifellos bearbeitetes Quarzitgerät, das er im März 1929 mit Präparator

---

[1]) In der Literatur bisher nur kurz erwähnt. Vgl. Raſchke, Ergebniſſe der oberſchleſiſchen Urgeſchichtsforſchung. Aus Oberſchleſiens Urzeit, Heft 8, S. 11. — Matthes, Grundzüge der oberſchleſiſchen Beſiedlungsgeſchichte in ur- und frühgeſchichtlicher Zeit. Aus Oberſchleſiens Urzeit, Heft 12, 3. 5.

[2]) z. B. von Hindenburg; Sersno Kr. Gleiwitz; Gleiwitz (Ellguth-Zabrze); Gleiwitz (Petersdorf); Liebenau Kr. Oppeln; Mallnie Kr. Groß Strehlitz und anderen Fundorten.

[3]) Vgl. Peterſen, Campignien in Niederſchleſien. Im gleichen Heft dieſer Zeitſchrift. — Nachrichtenblatt für deutſche Vorzeit VI (1930), S. 161 (Raſchke).

Kubitzek im Kreise Guttentag entdeckt hatte. Ebenso stieß der Verfasser im Juni des gleichen Jahres bei einer Flurbegehung im Dramatal in der Gemarkung Kamienietz Kr. Gleiwitz auf einen steinzeitlichen Siedlungsplatz, der auffällige Funde aus Quarzit, Hornstein und Feuerstein lieferte (Mus. Beuthen Eing. 1929: 110). Im Anschluß daran erhielt nach dem Freiwerden der Felder im September und Oktober 1929 Präparator Kubitzek vom Beuthener Museum den Auftrag, die benachbarten Gemarkungen im Dramatal auf das Vorkommen ähnlicher Funde hin abzusuchen. Es gelang ihm, auf den Gemarkungen von Broslawitz und Wieschowa (Nierada) Kr. Beuthen und Kamienietz Kr. Gleiwitz mehrere neue Plätze dieser Art zu ermitteln (Mus. Beuthen Eing. 1931: 201, 203, 204, 215, 216).

Eine besondere Anregung, dem Vorkommen von Quarzitgeräten in Oberschlesien planmäßig nachzugehen, brachte mir eine Studienreise nach Brünn im August 1929, wo ich unter Führung von Herrn Dr. Skutil im Mährischen Landesmuseum in die reiche Ausbeute der altsteinzeitlichen Quarzitfundstelle von Ondratitz[4]) Einblick erhielt. Die auffallend häufige Verarbeitung des Quarzites in Mähren führte zu der Vermutung, daß ähnliche Erscheinungen auch in Oberschlesien zu erwarten seien, da erfahrungsgemäß die beiden Nachbarlandschaften in vielen Abschnitten der Urzeit engste Beziehungen aufzuweisen haben.

Um von den Fundplätzen im Dramatal eine größere Fundmenge zu erhalten, wurde am 21. November 1929 vom Beuthener Museum eine Flurbegehung veranstaltet, die eine planmäßige Absuchung dieser Plätze zur Aufgabe hatte. Da sich dankenswerter Weise mehrere Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- und Frühgeschichte im Schlesischen Altertumsverein in den Dienst der guten Sache gestellt hatten, wurde eine erfolgreiche Sammeltätigkeit in kurzer Zeit möglich. Es beteiligten sich außer dem Verfasser die Herren Oberlandmesser Grundey, Oberlehrer Skalnik, Lehrer G. Hoffmann, stud. prähist. Urbanek, Präparator Kubitzek und die Museumsangestellten Frl. Mijalski und Frl. Krawietz.

Den schönsten Erfolg brachte das Absuchen des Fundplatzes auf der Gemarkung Wieschowa (Nierada) oberhalb des großen Steinbruches zwischen Kempczowitz und Kamienietz am Südostrande des Dramatales, der schon durch seine Lage auffallend und bemerkenswert ist und bereits durch Präparator Kubitzek im September 1929 entdeckt worden war. Der Talrand befindet sich hier nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt. Durch den Abbau von Kalksteinen ist ein Teil der Höhe schon abgetragen worden; es ist damit zu rechnen, daß auch von dem Fundgelände ein Teil verloren gegangen ist. Sowohl südlich wie nördlich vom Fundplatz zieht sich von SO nach NO je eine tiefe Schlucht hin, so daß der Siedlungsplatz von drei Seiten einen natürlichen Schutz hatte. Daß dies hochliegende Gelände einmal eine starke Besiedelung erfahren hat, ergibt sich aus dem großen Fundreichtum. In einer Ausdehnung von zirka 200 × 350 m war der Ackerboden mit den Spuren steinzeitlicher Werktätigkeit förmlich besät: scharfkantige Quarzit-, Horn- und Feuersteinstücke, sowie Abschläge und Werkzeuge aus dem gleichen Gestein lagen in solcher Fülle umher, daß nach kurzer Sammeltätigkeit eine große Fundmasse zusammengebracht werden konnte, ohne daß das Gelände erschöpft war. Besonders dicht lagen die Funde an der höchsten Stelle, die zirka 120 m vom Rand des großen Steinbruches entfernt ist.

---

[4]) Vgl. Skutil, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit V (1929), S. 169. — Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, S. 200 f.

Der große Fundreichtum gab Veranlassung, in den folgenden Wochen den Platz noch öfter aufzusuchen. Jedesmal wurde eine reiche Ausbeute heimgebracht.

Beim Sammeln wurde in der Art vorgegangen, daß alle scharfkantigen Quarzite, Hornsteine und Feuersteine, die an der Oberfläche lagen, aufgehoben und mitgenommen wurden. Die Durchsicht der Fundmasse und die Aussonderung der „besseren Stücke" erfolgte erst im Museum nach einer gründlichen Reinigung. Dieses Verfahren hatte sich

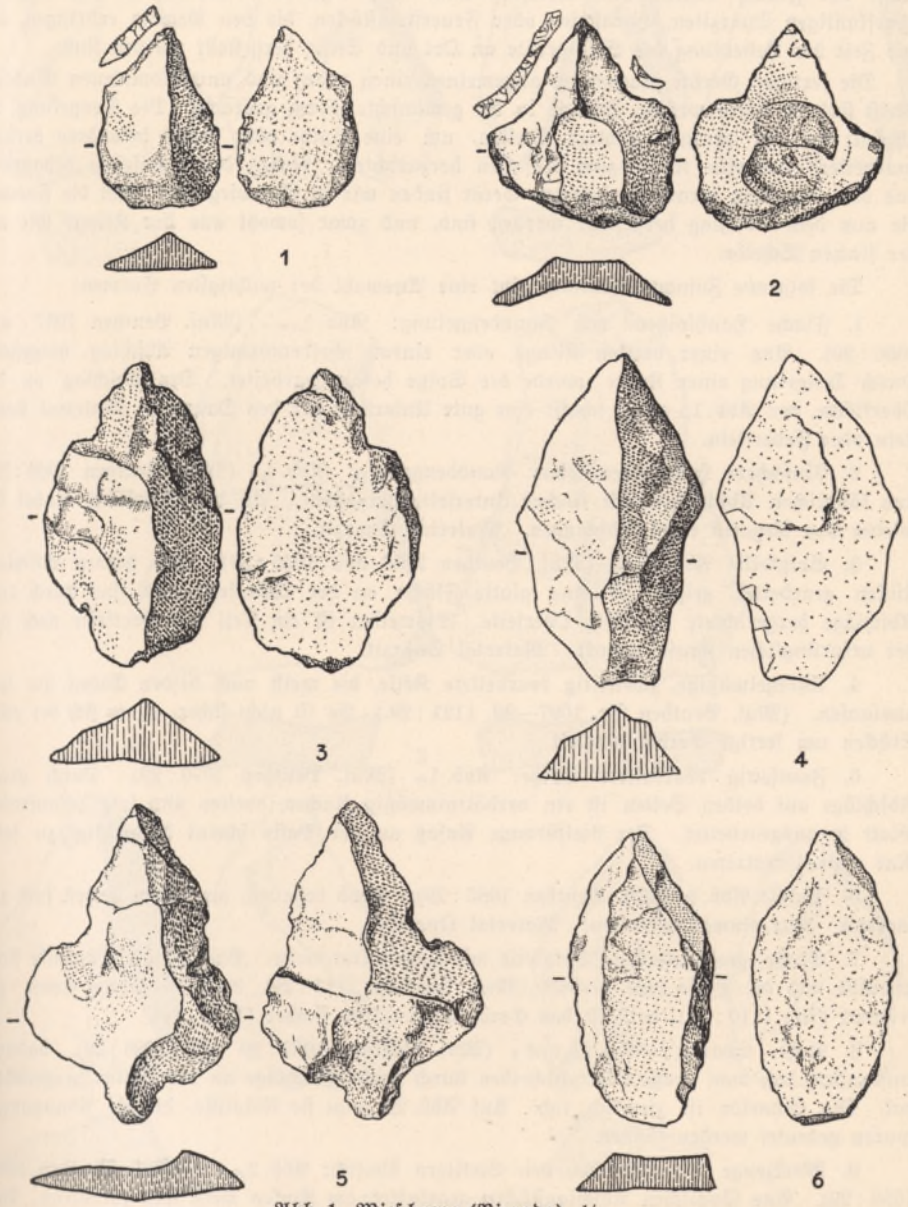


Abb. 1. Wieschowa (Nierada). $^1/_2$

schon bei der Entdeckung der altsteinzeitlichen Fundplätze durch Dr. von Richthofen bestens bewährt und dürfte dann immer geboten sein, wenn man, wie im vorliegenden Falle, den Siedlungsplatz einer neuen Kulturgruppe vor sich hat, deren Formenschatz noch zu ermitteln ist. Nur so läßt es sich vermeiden, daß wichtige Einzelheiten übersehen werden. Die große Menge an Werkstättenfunden, die auf diese Weise ins Museum gelangte, ist für die Erkenntnis der Technik in all ihren Einzelheiten von besonderem Werte. Die Hauptmasse der Funde besteht aus Werkstättenmaterial: irgendwie behauenen, gesprungenen, scharfkantigen Quarziten, Hornstein- oder Feuersteinstücken, die den Beweis erbringen, daß zur Zeit der Besiedlung die Steingeräte an Ort und Stelle hergestellt worden sind.

Die fertigen Geräte machen im allgemeinen einen rohen und unvollkommenen Eindruck. Meist sind sie durch wenige Schläge in die gewünschte Form gebracht. Die Dengelung beschränkt sich auf wenige, wichtige Stellen, um eine Spitze oder Bucht besonders herauszuarbeiten oder eine Kante zum Anfassen herzurichten. Neben den zweiseitig behauenen, aus dem Kernstein herausgearbeiteten Gerät finden wir in überwiegender Zahl die Formen, die aus dem Abschlag hergestellt worden sind, und zwar sowohl aus der Klinge wie aus der flachen Scheibe.

Die folgende Zusammenstellung gibt eine Auswahl der wichtigsten Formen:

1. Flache Handspitzen mit Randdengelung: Abb. 1,1–2 (Mus. Beuthen 1057 und 1056 : 29). Aus einer breiten Klinge oder einem scheibenförmigen Abschlag hergestellt. Durch Dengelung einer Kante wurde die Spitze herausgearbeitet. Der Abschlag an der Oberfläche, den Abb. 1,2 zeigt, schafft eine gute Unterlage für den Daumen. Material Hornstein oder Feuerstein.

2. Einfachere Handspitzen ohne Randdengelung: Abb. 1,6 (Mus. Beuthen 1069 : 29), aus länglichen Abschlägen mit flacher Unterseite hergestellt. An der Oberfläche findet sich wieder das Negativ eines Abschlages. Material Quarzit.

3. Spitzkeile: Abb. 1,3–4 (Mus. Beuthen 1066 und 1065 : 29). Aus derben Abschlagstücken gearbeitet, zeigen sie eine glatte Fläche an der Unterseite und eine durch rohe Abschläge hergerichtete gewölbte Oberseite. Bisweilen ist ein Teil der Oberseite noch von der ursprünglichen Kruste bedeckt. Material Quarzit.

4. Unregelmäßige, zweiseitig bearbeitete Keile, die meist nach beiden Enden hin spitz auslaufen. (Mus. Beuthen Nr. 1097—99, 1121 : 29.) Es ist nicht sicher, ob es sich bei allen Stücken um fertige Geräte handelt.

5. Zweiseitig bearbeitete Spitze: Abb. 1,5 (Mus. Beuthen 1070 : 29). Durch grobe Abschläge auf beiden Seiten ist ein verhältnismäßig flaches, breites und spitz zulaufendes Blatt herausgearbeitet. Der stielförmige Ansatz an der Basis scheint beabsichtigt zu sein. Nur einmal vertreten.

6. Pickel: Abb. 6 (Mus. Beuthen 1085 : 29). Grob behauen, an beiden Enden spitz zulaufend. Nur einmal vertreten. Material Quarzit.

7. Große, grob behauene Spitzkeile mit flacher Unterseite. Bald ist die Oberseite stark gewölbt und die Basis sehr verdickt (Mus. Beuthen 1111 : 29), bald die Spitze etwas gekrümmt (Nr. 1110 : 29), bald ist das Gerät breiter und flacher (1112 : 29).

8. Rohe Spalter: Abb. 2,1 und 3 (Mus. Beuthen 1087 : 29 und 1086 : 29), dadurch entstanden, daß man große Quarzitscheiben durch grobe Abschläge an den Seiten hergerichtet hat. Die Schneide ist ziemlich roh. Auf Abb. 2,1 zeigt sie Absplisse, die als Abnutzungsspuren gedeutet werden können.

9. Werkzeuge mit Schneide, den Spaltern ähnlich: Abb. 2,2, 4, 5 (Mus. Beuthen 1089, 1088 : 29). Aus länglichen Abschlagstücken gearbeitet, am Nacken meist spitz zulaufend. Von

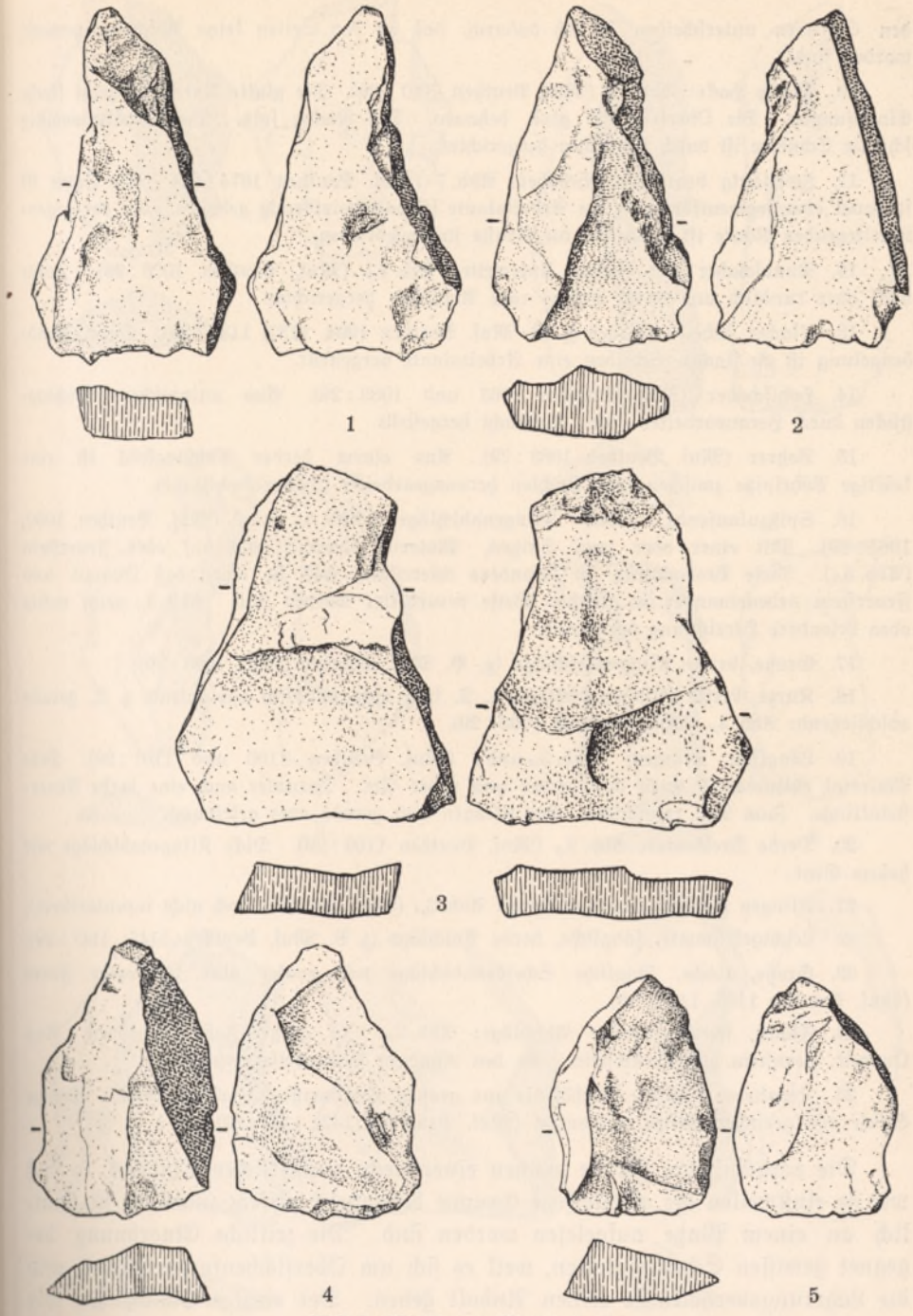


Abb. 2. Wieschowa (Nierada). 1/2

den Spaltern unterscheiden sie sich dadurch, daß an den Seiten keine Abschläge gemacht worden sind.

10. Flache Hacke: Abb. 4,1 (Mus. Beuthen 1091 : 29). Die glatte Unterseite zeigt flache Eintiefungen. Die Oberseite ist grob behauen. Der Nacken spitz. Die verhältnismäßig schmale Schneide ist durch Retuschen hergerichtet.

11. Zweiseitig bearbeitete Schaber: Abb. 7 (Mus. Beuthen 1074 : 29). Die Form ist spitzoval oder segmentförmig. Die Arbeitskante ist halbkreisförmig gebogen. An der gegenüberliegenden Kante ist bisweilen die Kruste stehengeblieben.

12. Rundschaber mit flacher Unterseite: Abb. 4,2 (Mus. Beuthen 1076 : 29). Form oval oder rundlich und durch wenige rohe Abschläge hergerichtet.

13. Flacher Scheibenschaber (z. B. Mus. Beuthen 1094, 1137, 1138 : 29). Durch Randdengelung ist an flachen Scheiben eine Arbeitskante hergestellt.

14. Hohlschaber (Mus. Beuthen 1063 und 1083 : 29). Aus untypischen Abschlagstücken durch Herausarbeiten einer Nutzbucht hergestellt.

15. Bohrer (Mus. Beuthen 1082 : 29). Aus einem derben Abschlagstück ist eine kräftige Bohrspitze zwischen zwei Buchten herausgearbeitet (Doppelbuchtspitze).

16. Spitzzulaufende, breite Klingenabschläge: Abb. 5,1 und 2 (Mus. Beuthen 1060, 1061 : 29). Mit einer oder zwei Spitzen. Material Quarzit (Abb. 5,2) oder Feuerstein (Abb. 5,1). Diese Beobachtung ist besonders interessant, weil sie lehrt, daß Quarzit und Feuerstein nebeneinander in gleicher Weise verarbeitet worden sind. Abb. 5,2 zeigt rechts oben besondere Herrichtung der Kante.

17. Große, breite Klingenabschläge (z. B. Mus. Beuthen 1092, 1093 : 29).

18. Kurze, breite Klingenabschläge, z. T. spitz oder rundlich auslaufend, z. T. gerade abschließend: Abb. 3,1 (Mus. Beuthen 1095 : 29).

19. Längliche Klingen: Abb. 3,3 und 6 (Mus. Beuthen 1100 und 1101 : 29). Dem Material entsprechend meist von derber und roher Art. Darunter auch eine derbe Feuersteinklinge. Zum Teil retuschiert. Die Klingen sind gerade oder gekrümmt.

20. Derbe Dreikanter: Abb. 3,2 (Mus. Beuthen 1106 : 29). Dicke Klingenabschläge mit hohem Grat.

21. Klingen mit umgebogener Spitze: Abb. 3,4 (Mus. Beuthen, noch nicht inventarisiert).

22. Leichtgekrümmte, längliche, derbe Abschläge (z. B. Mus. Beuthen 1145, 1147 : 29).

23. Große, flache, längliche Scheibenabschläge von ovaler oder spitzovaler Form (Mus. Beuthen 1108, 1109 : 29).

24. Flache, scheibenförmige Abschläge: Abb. 3,5. In großer Zahl vorhanden. Aus Quarzit, Hornstein oder Feuerstein. An den Rändern stellenweise retuschiert.

25. Kernsteine sind im Verhältnis zur großen Fundmasse auffallend selten. Wenige Stücke von geringer Größe vorhanden (Mus. Beuthen 1142, 1143 : 29).

Die vorgeführten Funde machen einen recht einheitlichen Eindruck, so daß wir sie einstweilen als geschlossene Gruppe behandeln dürfen, zumal da sie sämtlich an einem Platze aufgelesen worden sind. Die zeitliche Einordnung begegnet gewissen Schwierigkeiten, weil es sich um Oberflächenfunde handelt und die Lagerungsverhältnisse keinen Anhalt geben. Der einzige Schluß, den wir den Fundumständen entnehmen können, ist der, daß die Funde jünger als die

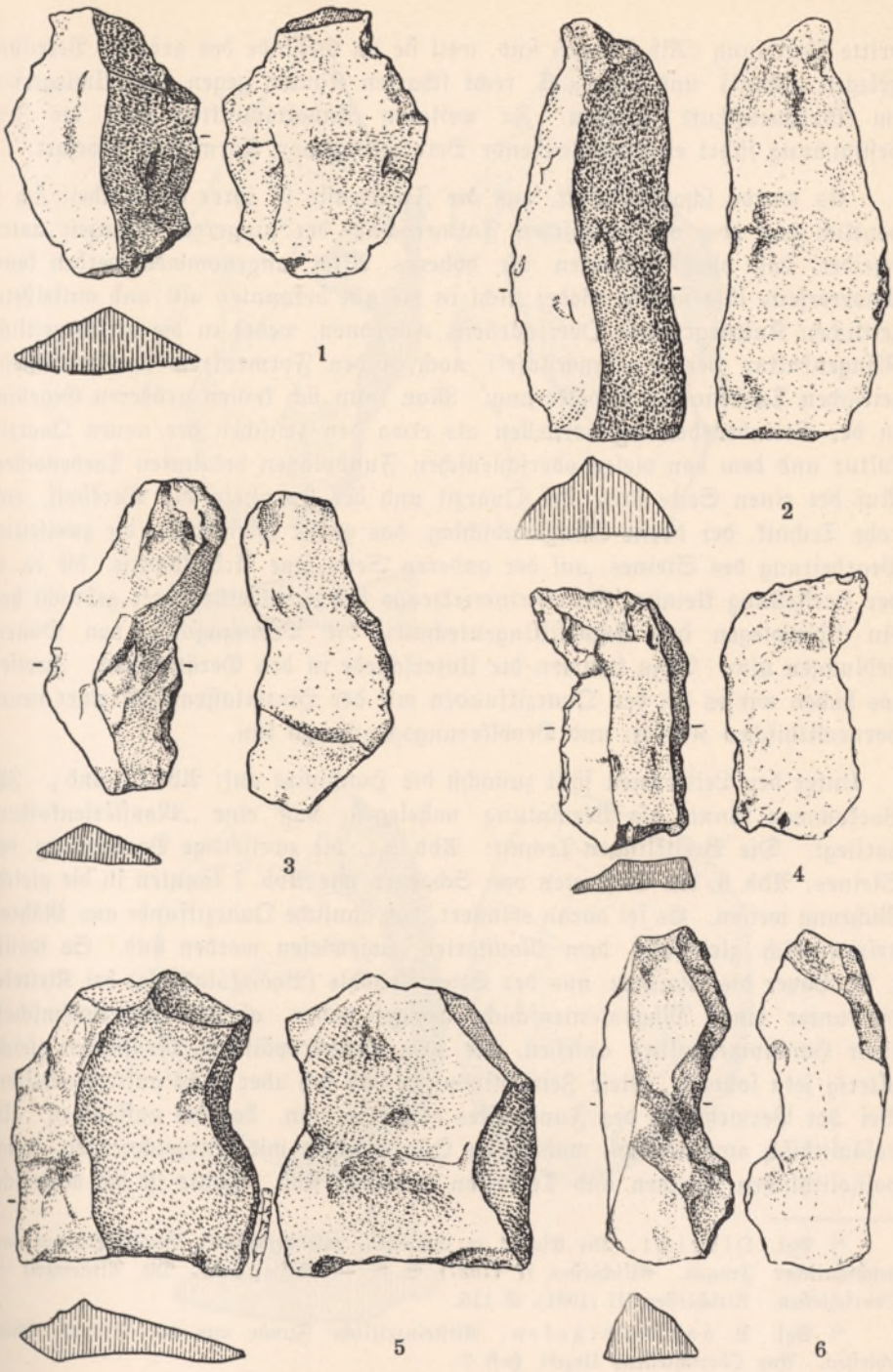


Abb. 3. Wieschowa (Nierada). $^1/_2$

dritte Vereisung (Riß-Eiszeit) sind, weil sie im Gelände der größten Vereisung gelegen haben[5]) und ihre z. T. recht scharfen Kanten gegen eine Umlagerung im Moränenschutt sprechen. Zu weiteren Anhaltspunkten für die Zeitbestimmung führt eine vergleichende Betrachtung von Form und Machart.

Es wurde schon bemerkt, daß die Fundmasse in ihrer Gesamtheit sich so deutlich von dem oberschlesischen Formenschatz der jüngeren Steinzeit unterscheidet, daß ohne Bedenken ihr höheres Alter angenommen werden kann. Andererseits läßt sie sich wieder nicht in die gut bekannten alt- und mittelsteinzeitlichen Kulturgruppen Oberschlesiens einordnen, weder in die altsteinzeitliche Klingenkultur der Aurignacstufe[6]) noch in den Formenkreis der mittelsteinzeitlichen Tardenoisien-Bevölkerung. Man kann sich keinen größeren Gegensatz in der Steinbearbeitung vorstellen als etwa den zwischen der neuen Quarzitkultur und dem von vielen oberschlesischen Fundplätzen bekannten Tardenoisien. Auf der einen Seite steht der Quarzit und der Hornstein als Werkstoff, eine rohe Technik, der breite Klingenabschlag, das große Steingerät, die zweiseitige Bearbeitung des Steines, auf der anderen Seite eine Arbeitsweise, die es in der Herstellung kleinster Feuersteinwerkzeuge bis zur Meisterschaft gebracht hat, ein Überwiegen der Schmalklingentechnik, die Bevorzugung von Dünensiedlungen usw. Dazu kommen die Unterschiede in den Gerätformen. Zweifellos haben wir es bei den Quarzitfunden mit der Hinterlassenschaft einer neuen vorneolithischen Kultur- und Bevölkerungsgruppe zu tun.

Unter den Leitformen fällt zunächst die Handspitze auf: Abb. $1_{/1}$ und $_2$. Ihr Vorkommen könnte die Vermutung nahelegen, daß eine „Moustérienkultur" vorliegt. Die Breitklingen-Technik: Abb. $3_{/1}$, die zweiseitige Bearbeitung des Steines: Abb. 6, das Auftreten von Schabern wie Abb. 7 könnten in die gleiche Richtung weisen. Es sei daran erinnert, daß ähnliche Quarzitfunde aus Mähren ursprünglich gleichfalls dem Moustérien zugewiesen worden sind. So wollte z. B. Bayer die Quarzite aus der Stierfelshöhle (Byčiskálahöhle) bei Kiritein, die unter einer Magdalénienschicht gelegen haben, als die Hinterlassenschaft einer Handspitzenkultur ansehen, die dem westeuropäischen Moustérien gleichalterig sein sollte[7]). Diese Zeitbestimmung ließ sich aber nicht aufrechterhalten. Bei der Vermehrung des Fundstoffes erkannte man, daß die auffälligen, altpaläolithisch anmutenden, mährischen Quarzitfunde mit kennzeichnenden, jungpaläolithischen Formen und Techniken durchsetzt sind. Heute ist die mährische

[5]) Vgl. Olbricht, Die Eiszeit in Schlesien, mit besonderer Berücksichtigung vorgeschichtlicher Fragen. Altschlesien II (1927), S. 5. — Wiegers, Die Altsteinzeit in Oberschlesien. Altschlesien III (1931), S. 115.

[6]) Vgl. B. von Richthofen, Altsteinzeitliche Funde aus der Provinz Oberschlesien. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 7.

[7]) Bayer, Die ältere Steinzeit in den Sudetenländern. Sudeta I (1925), S. 39—44.

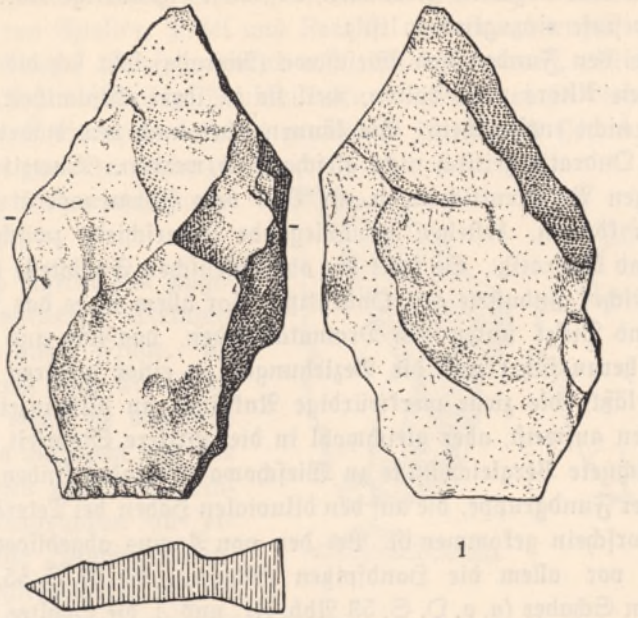


Abb. 4. Wieschowa (Nierada). 1/2

Forſchung zu dem Ergebnis gekommen, daß dieſe eigenartige Kultur in Mähren der Aurignacſtufe einzugliedern iſt[8]).

Auch bei den Funden von Wieſchowa (Nierada) läßt ſich die Annahme altpaläolithiſchen Alters nicht halten, weil ſie in ihrer Geſamtheit einem echten Mouſtérien nicht entſprechen. Sie können aber auch den mähriſchen Quarzitfunden von Ondratitz zeitlich nicht gleichgeſtellt werden. Soweit wir uns nach den bisherigen Veröffentlichungen ein Bild vom Formenvorrat der Ondratitzſtufe machen können, beſtehen grundlegende Unterſchiede zwiſchen Wieſchowa (Nierada) und Ondratitz. So fehlt der oberſchleſiſchen Fundſtelle die auffallende „gigantholitiſche" Induſtrie von Ondratitz. Vor allem iſt es das Auftreten von Spaltern und Pickel unter den Dramatalfunden, das uns aus der Welt der Altſteinzeit herausführt und die Beziehungen zu einer anderen Kulturgruppe aufnehmen läßt, die zwar merkwürdige Anklänge an altſteinzeitliche Formen und Techniken aufweiſt, aber gleichwohl in die mittlere Steinzeit gehört.

Ausgezeichnete Vergleichsſtücke zu Wieſchowa (Nierada) finden wir beiſpielsweiſe in einer Fundgruppe, die auf den diluvialen Höhen bei Teterow in Mecklenburg zum Vorſchein gekommen iſt. Bei den von Asmus abgebildeten Leitformen fallen uns vor allem die Handſpitzen (Mannus Bd. 23 S. 55 Abb. V), die großen, rohen Schaber (a. a. O. S. 53 Abb. III_1 und $_2$), die Spalter und die Pickel auf, die eine Verbindung zu unſeren Dramatalfunden herſtellen laſſen. Die zweiſeitige Bearbeitung des Steines kommt hier und dort vor, und ebenſo entſpricht die Art der Scheiben- und Klingenherſtellung, die von Asmus a. a. O. S. 28 beſchrieben wird, der Arbeitsweiſe im Dramatal, mit dem einzigen Unterſchied, daß man hier den Quarzit und Hornſtein, dort den Feuerſtein bevorzugt hat. Weiter im Norden bietet die norwegiſche „Komſakultur" treffliche Vergleichmöglichkeiten[9]). Dort finden wir auch die Verarbeitung des Quarzites wieder und die merkwürdige Miſchung von „altſteinzeitlichen" und „mittelſteinzeitlichen" Formen, unter denen Spalter, Pickel und Kernbeil nachzuweiſen ſind. Aus Nordungarn liegt von dem Avasberg bei Miskolcz eine gut unterſuchte Fundgruppe vor[10]), die in der Steinbearbeitung und in den Formen der Werkzeuge und Abſchläge wieder ſehr ſtarke Anklänge an Wieſchowa (Nierada) zeigt. Auch hier tritt uns der Spalter entgegen, während der Pickel ſich nicht nachweiſen läßt.

---

[8]) Abſalon, Die Aufſtellung der wahren Stratigraphie des mähriſchen Paläolithikums. Tagungsbericht der Deutſchen Anthropologiſchen Geſellſchaft 1929, S. 71 ff. — Menghin, Weltgeſchichte der Steinzeit, S. 200 f.

[9]) Nummedal, Stenalders fundene i Alba. Norsk geolog. Tidskrift 1926/27, S. 43 — A. Björn, Nogen norske Stenaldersproblemer. Norsk geolog. Tidskrift 1928, S. 53 ff. — Schwantes, Nordiſches Paläolithikum und Meſolithikum. Mitteilungen aus dem Muſeum für Völkerkunde in Hamburg XIII S. 247 f. — Ekholm, Ett nordſkandinaviskt paleoliticum? Fornvännen 24 (1929), S. 193–201.

[10]) Hillebrand, Über ein Atelier des „Proto-Campignien" auf dem Avasberg bei Miskolcz (Ungarn). Eiszeit und Urgeſchichte Bd. V (1928), S. 53—59.

Alle diese Fundgruppen gehören in den Bereich einer Kultur, die durch das Auftreten von Spalter, Pickel und Kernbeil gekennzeichnet ist. Man kennt sie unter dem Namen „Campignienkultur", „Erteböllekultur", „Muschelhaufenkultur" und „spätmiolithische Faustkeilkultur". Nachdem sie bisher nur aus wenigen Ländern Europas bekannt geworden ist, scheint sie neuerdings in vielen Gebieten zum Vorschein zu kommen, wo sie bisher nicht nachzuweisen war.

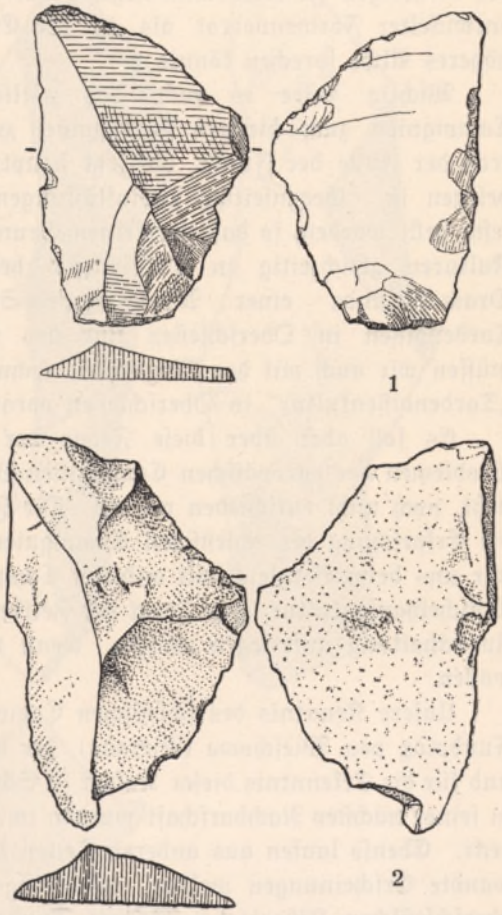


Abb. 5.
Wieschowa (Nierada). 1 Feuerstein; 2 Quarzit. 1/2

Daß diese Kultur im allgemeinen der mittleren Steinzeit angehört, steht außer Frage. Es herrscht aber noch keine Einmütigkeit darüber, wann sie das erste Mal in Europa auftaucht und wie ihre Beziehungen zu den altsteinzeitlichen Kulturgruppen zu erklären sind. Die „Muschelhaufenkultur" des Ostseegebietes hat in der nordischen Steinzeitchronologie ihren festen Platz erhalten und gehört dort in einen späten Abschnitt der mittleren Steinzeit. Für die Funde von Miskolcz läßt Hillebrand die Zeitbestimmung noch offen. Nach den Formen glaubt er auf eine frühe Stufe der Campignien-Besiedlung („Protocampignien") schließen zu können und hält sogar diluviales Alter für möglich[11]). Die Funde der Komsa- und Teterowkultur geben als Oberflächenfunde keine sicheren schichtenkundlichen Belege für die Zeitbestimmung. Man neigt aber dazu, wenigstens die älteren Gruppen dieser Kulturen schon in einen frühen Abschnitt der mittleren Steinzeit zu setzen, und rechnet sogar mit einem Auftreten dieser Gruppen im Magdalénien. Auch Menghin rechnet mit einem „Altcampignien" in Mitteleuropa, dessen Bedeutung bisher noch nicht erkannt worden sei, und das erst die Grundlage

[11]) Hillebrand a. a. O. S. 58.

für die nordiſche Muſchelhaufenkultur abgegeben habe und ſchon zu Beginn der ſpätmiolithiſchen Zeit (= Mittelſteinzeit) in Europa auftauche[12]).

Die ungeklärten Fragen über die Entſtehung und Herkunft der Campignien-Beſiedlung in Europa zwingen uns einſtweilen noch zur größten Vorſicht bei der näheren Zeitbeſtimmung der Campignienfunde aus dem Dramatal. Nach der bisherigen Fundzuſammenſetzung hat es den Anſchein, als ob ein weniger entwickelter Formenvorrat als in der Ertebölle-kultur vorliege, was für ein höheres Alter ſprechen könnte.

Wichtig wäre es auch, das zeitliche Verhältnis des oberſchleſiſchen Campignien zum hieſigen Tardenoiſien zu klären, von dem in Oberſchleſien, trotz der Fülle der Funde, bis jetzt hauptſächlich nur das Spättardenoiſien zu belegen iſt. Gegenſeitige Beeinfluſſungen beider Kulturen ſind bisher nicht feſtgeſtellt worden, ſo daß wir keinen Grund zu der Annahme haben, daß beide Kulturen gleichzeitig in Oberſchleſien heimiſch waren. Wenn tatſächlich die Dramatalfunde einer Altcampignien-Stufe entſtammen und von dem Tardenoiſien in Oberſchleſien nur das Spättardenoiſien zu belegen bleibt, müſſen wir auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die „Campignienkultur" der „Tardenoiſienkultur" in Oberſchleſien vorangegangen iſt.

Es ſoll aber über dieſe Frage der Zeitſtellung, die mit den ſtrittigen Problemen der europäiſchen Campignien-Beſiedlung in engſtem Zuſammenhang ſteht, noch nicht entſchieden werden. Die Frageſtellung ſoll nur zeigen, worauf die Erforſchung des ſchleſiſchen Campigniens beſonders zu achten hat, und daß wir uns beim Vergleich mit anderen Campignienkulturen, z. B. der nordiſchen Muſchelhaufenkultur, zum Zweck der Zeitbeſtimmung einſtweilen noch die größte Zurückhaltung auferlegen müſſen, wenn wir zu ſicheren Ergebniſſen kommen wollen.

Unſere Kenntnis des ſchleſiſchen Campigniens beſchränkt ſich nicht auf den Fundplatz von Wieſchowa (Nierada), der bisher ausſchließlich behandelt wurde und für die Erkenntnis dieſer Kultur in Schleſien maßgeblich geworden iſt. Schon in ſeiner nächſten Nachbarſchaft wurden im Dramatal ähnliche Anſiedlungen entdeckt. Ebenſo laufen aus anderen Teilen der Provinz Nachrichten ein, die verwandte Erſcheinungen melden, neuerdings beſonders zahlreich aus dem ſüdoberſchleſiſchen Lößgebiet. Weitere Funde aus Niederſchleſien erweiſen, daß auch dort die Campignienkultur vertreten war. Da dieſe zu gleicher Zeit in dieſer Zeitſchrift von Dr. Peterſen veröffentlicht werden, kann ich mich auf die Aufzählung von oberſchleſiſchen Fundplätzen der gleichen Art beſchränken.

1. Broslawitz Kr. Beuthen. Südlich vom Weſtausgange des Dorfes fand Präparator Kubitzek Abſchläge aus Quarzit, Hornſtein und Feuerſtein. Bemerkenswert iſt ein flacher Quarzitabſchlag mit Doppelbuchtſpitze (Muſ. Beuthen 1214 : 29) und eine derbe Quarzitklinge (Muſ. Beuthen 1215 : 29).

[12]) Vgl. die Zeittafel in Weltgeſchichte der Steinzeit S. 31.

2. Mikultschütz Kr. Beuthen. Fundplatz 1 (östlich vom Bahnhof). Bei amtlicher Flurbegehung entdeckte Präparator Kubitzek im Frühjahr 1930 Funde aus Quarzit und Hornstein (Mus. Beuthen Nr. 128—139 : 30), darunter Klingen, Schaber, Kernstein und Abschläge verschiedener Form.

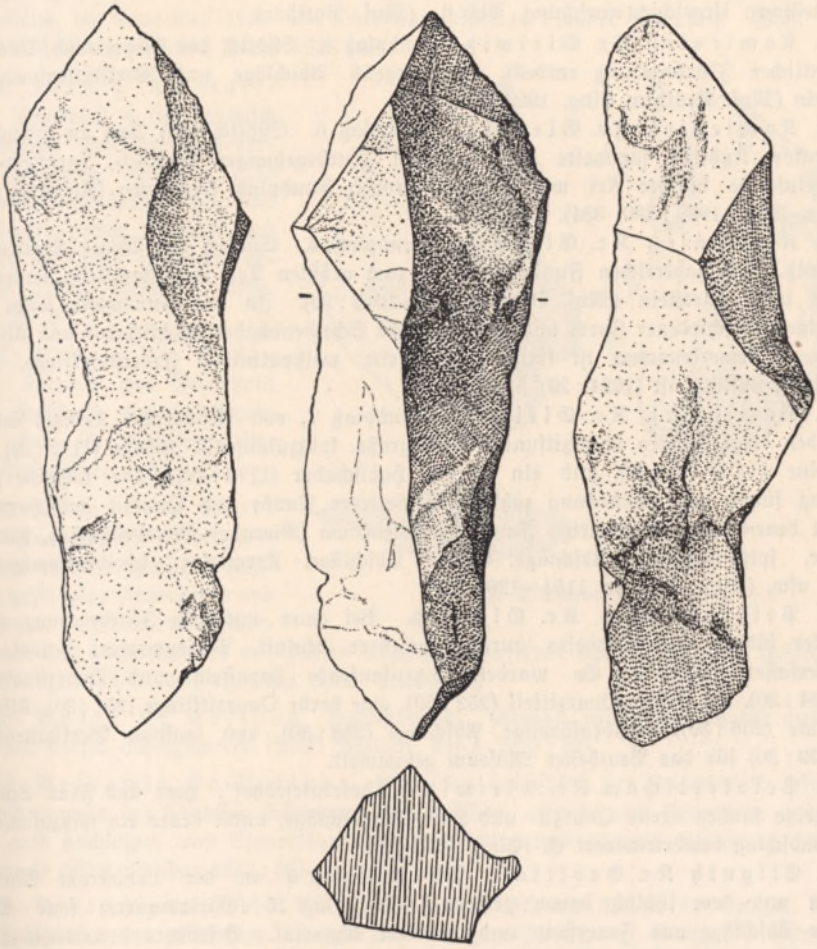


Abb. 6. Wieschowa (Nierada). 1/2

3. Mikultschütz Kr. Beuthen. Fundplatz 2 (nördlich vom Abwehrschacht). Im Beuthener Museum Scheibenschaber (140 : 30), Hohlschaber (141 : 30), spitzzulaufende Quarzitabschläge (144, 145 : 30) und Abfallmaterial (146, 148 : 30). Fundverhältnisse wie bei Nr. 2.

4. Mikultschütz Kr. Beuthen. Fundplatz 3. Entdeckung wie bei Nr. 2: Feuersteinklinge und behauene Quarzite (Mus. Beuthen 150, 151 : 30).

5. Rokittnitz Kr. Beuthen. Fundplatz 5. Präparator Kubitzek fand Abschläge aus Feuerstein und Quarzit, darunter eine kleine Handspitze (Mus. Beuthen, Eing. 1930 : 83).

6. Wieschowa Kr. Beuthen. Fundplatz 5. Südlich des Bahnhofes Kamienietz. Bei amtlicher Flurbegehung entdeckte Präparator Kubitzek am 26. 11. 1929 einen Quarzitfundplatz mit Funden der gleichen Art, wie sie auf der Hauptfundstelle von Wieschowa (Nierada) vorkommen (Mus. Beuthen, Eing. 1929 : 323).

7. Kostenthal Kr. Cosel. Spalter aus Feuerstein. Raschke, Ergebnisse der oberschlesischen Urgeschichtsforschung, Abb. 6,1 (Mus. Ratibor).

8. Kamienietz Kr. Gleiwitz. Fundplatz 4. Südlich des Weges nach Karchowitz bei amtlicher Flurbegehung entdeckt. Vorwiegend Abschläge und Werkstättenfunde aus Hornstein (Mus. Beuthen, Eing. 1929 : 316, 330).

9. Kamienietz Kr. Gleiwitz. Fundplatz 6. Südlich vom Dorf am Steinbruch. Präparator Kubitzek sammelte bei amtlichen Flurbegehungen Quarzit-, Hornstein- und Feuersteinfunde in der Art wie von dem großen Fundplatz Wieschowa (Nierada) (Mus. Beuthen, Eing. 1929 : 330, 334).

10. Kamienietz Kr. Gleiwitz. Fundplatz 5. Südlich des Weges Kamienietz—Karchowitz. Die zahlreichen Funde bestehen zum größten Teil aus Hornstein, ferner aus Quarzit und Feuerstein (Mus. Beuthen 989—1036 : 29). In der Fundmasse fallen auf: Handspitzen verschiedener Form und Größe, flache Scheibenschaber, Hohlschaber und Klingenabschläge. Bemerkenswert ist ferner eine breite, weißpatinierte Feuersteinklinge, deren Zeitstellung unsicher ist (1034 : 29).

11. Kamienietz Kr. Gleiwitz. Fundplatz 7, von Präparator Kubitzek entdeckt. Unter den eingelieferten Quarzitfunden eine große, spitzzulaufende Klinge (1172 : 29), drei Kernsteine (1173—75 : 29) und ein flacher Hohlschaber (1170 : 29). Die folgende Flurbegehung führte zur Entdeckung zahlreicher weiterer Funde aus Quarzit und Hornstein, die mit denen vom benachbarten Fundplatz Wieschowa (Nierada) übereinstimmen, darunter Schaber, spitzzulaufende Abschläge, breite Abschläge, Kernsteine, scheibenförmige Abschläge usw. (Mus. Beuthen 1184—1203 : 29).

12. Peiskretscham Kr. Gleiwitz. Bei einer amtlichen Flurbegehung wurde der Acker südlich des Kirchhofes durch Oberlehrer Skalnik, Museumswart Haroska und den Verfasser abgesucht. Es wurden spitzzulaufende Hornstein- und Quarzitabschläge (253, 254 : 30), ein kleiner Quarzitkeil (252 : 30), eine derbe Quarzitklinge (251 : 30), Klingenbruchstücke (256 : 30), scheibenförmige Abschläge (258 : 30) und sonstige Werkstättenfunde (257, 259 : 30) für das Beuthener Museum gesammelt.

13. Peiskretscham Kr. Gleiwitz. „Cholerafriedhof". Herr und Frau Studienrat Scheitza fanden breite Quarzit- und Hornsteinabschläge, unter denen ein spitzzulaufender Quarzitabschlag bemerkenswert ist (Eing. 1932 : 8).

14. Ellguth Kr. Grottkau. Auf Fundplatz 9 an der Landstraße Ellguth—Lobedau und dem südlich davon gelegenen Fundplatz 15 (Gärtnerquere) fand Major Drescher Abschläge aus Feuerstein und anderem Material. Besonders bemerkenswert ist eine retuschierte Handspitze (Mus. Beuthen 843 : 28) und ein derber Abschlag (Mus. Beuthen 846 : 28). Drescher, Das Gebiet Ellguth Kr. Grottkau. Teil II. Die urgeschichtliche Besiedlung (z. Zt. im Druck).

15. Petershof Kr. Guttentag. Fundplatz 1. Quarzitgerät mit ausgearbeiteter Spitze und bearbeiteter Kante (Mus. Beuthen 15 : 29). Gesch. von cand. prähist. Kurtz.

16. Stolzmütz Kr. Leobschütz. Fundplatz 4. Obersteuerinspektor Lindner-Ratibor fand einen bohrerartigen Fäustel, der nach Mitteilung von Dr. Raschke in die Campignienkultur gehört (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 16).

17. Bojanow Kr. Ratibor. Fundplatz westlich von Höhe 231,3. Akadem. Bildhauer Hoffmann-Ratibor fand geschlagene Feuersteine und Hornsteine, die nach Dr. Raschke z. T. als mittelsteinzeitlich anzusprechen sind (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 19).

18. Groß Peterwitz Kr. Ratibor. Fundplatz 4. Obersteuerinspektor Lindner und akadem. Bildhauer Hoffmann fanden zahlreiches Werkstättenmaterial und Werkzeuge mit Randbearbeitung, darunter kleinen Kratzer mit Doppelbuchtspitze (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 21, 23, 24).

19. Kornitz Kr. Ratibor. Fundplatz 3 (südlich des Gutes). Kratzer mit Randbearbeitung, im November 1931 von Obersteuerinspektor Lindner gefunden. Wohl mittelsteinzeitlich (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 28).

20. Kornitz Kr. Ratibor. Fundplatz 4 (nordwestlich des Gutes). Geschlagene Feuer- und Hornsteine, darunter gute Stücke mit Randbearbeitung, von Obersteuerinspektor Lindner und akadem. Bildhauer Hoffmann gefunden (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 29, 30).

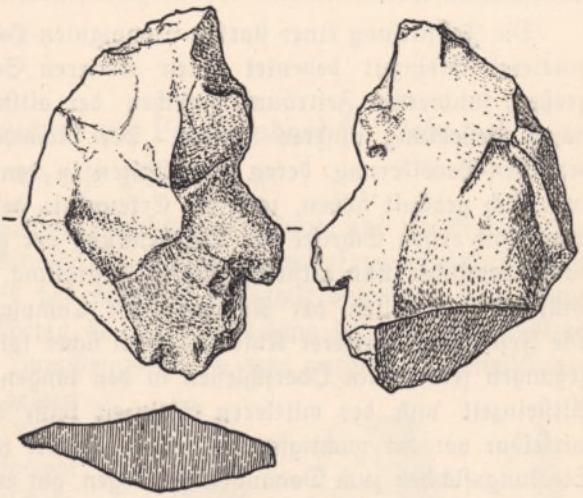


Abb. 7. Wieschowa (Nierada). $^1/_2$

21. Makau Kr. Ratibor. Kernbeil aus Feuerstein (Mus. Ratibor). Raschke, Ergebnisse der oberschlesischen Urgeschichtsforschung. Abb. 6,3.

22. Makau Kr. Ratibor. Fundplatz 15. Obersteuerinspektor Lindner sammelte zahlreiche geschlagene Feuersteine und Hornsteine. Besonders bemerkenswert sind große Schaber mit starken Abschlägen an einer Seite. Nach Dr. Raschke mittlere Steinzeit (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 31, 34, 35).

23. Makau Kr. Ratibor. Fundplatz 20. Großer, rundlicher Schaber aus Hornstein mit starken Schlagmarken (Mus. Ratibor, Eing. 1932 : 32).

24. Woinowitz Kr. Ratibor. Fundplatz nordöstlich der Zuckerfabrik, östlich des Bahnüberganges der Chaussee Schammerwitz—Ratibor. Funde aus Feuerstein und Hornstein, grob geschlagen, von Steueroberinspektor Lindner und akadem. Bildhauer Hoffmann gesammelt (Mus. Ratibor 1932 : 50).

25. Albrechtsdorf Kr. Rosenberg. Östlich der Mühle I. Spitzen, Klingen und Hohlschaber aus gelblichem Quarzit und körnigem Feuerstein. Kurtz, Die ersten Menschen im Stobertal. Heimatkalender für den Kreis Rosenberg 1932 S. 63 f. Abb. 3.

Die Zusammenstellung dieser Fundplätze erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, besonders nicht für das südoberschlesische Lößgebiet, wo gerade in letzter Zeit die einschlägigen Fundmeldungen sich häufen und eine besondere Bearbeitung verdienen. Beim Absuchen der dortigen altsteinzeitlichen Siedlungsplätze ist es bereits v. Richthofen aufgefallen, daß zwischen den sicher altsteinzeitlichen Oberflächenfunden auch Steinwerkzeuge gröberer Art aus späterer Zeit vertreten sind, für die schon er mittelsteinzeitliches Alter vermutete. Diese ganze südoberschlesische Fundgruppe zeichnet sich, soweit man jetzt urteilen kann,

durch denselben Fundreichtum wie die Siedlungen im Dramatal aus. Von Wichtigkeit ist die Beobachtung, daß dort in erster Linie der Feuerstein Verwendung gefunden hat, daß trotzdem aber eine grobe Technik in der Steinbearbeitung kennzeichnend ist[13]). Die rohen Formen, die wir schon im Dramatal feststellen konnten, sind also nicht durch das grobe Material bedingt! Welche Gesteinsarten bevorzugt wurden, richtet sich augenscheinlich danach, was am leichtesten zu beschaffen war.

Die Feststellung einer starken Campignien-Besiedlung von Oberschlesien zur mittleren Steinzeit bedeutet einen weiteren Schritt in der Auffüllung der großen, fundleeren Zeiträume zwischen der altsteinzeitlichen und jungsteinzeitlichen Besiedlung unseres Landes. Der Nachweis einer oberschlesischen Tardenoisien-Bevölkerung, deren Fundstätten in den letzten Jahren sich gleichfalls erfreulich gehäuft haben, und die Erkenntnis der frühneolithischen Besiedlung waren die ersten Schritte zur Überbrückung der großen Kluft zwischen der Zeit bandkeramischer und altsteinzeitlicher Besiedlung. Daran schließt sich jetzt als willkommenes Glied der Nachweis der Campignien-Kultur in Oberschlesien. Die Feststellung weiterer Kulturen wird sicher folgen. Es müßte sonderbar zugegangen sein, wenn Oberschlesien in den langen Zeiträumen der ausgehenden Altsteinzeit und der mittleren Steinzeit keine Besiedlung gehabt hätte. Unmittelbar vor der wichtigsten Durchgangspforte von den weiten osteuropäischen Siedlungsflächen zum Donaubecken gelegen, hat es bestimmt auch in den Völkerbewegungen dieser für die europäische Kulturgeschichte so außerordentlich bedeutsamen Zeit eine wichtige Rolle gespielt.

Die oberschlesischen Funde werden voraussichtlich auch bei der Klärung der strittigen Fragen nach den Wurzeln der nordeuropäischen Muschelhaufenkultur und der Herkunft der Campignienkultur überhaupt mit heranzuziehen sein. Nachdem am Oberlauf der Oder eine starke Campignien-Besiedlung zum Vorschein gekommen ist, an die sich entsprechende niederschlesische Funde in willkommener Weise ergänzend anschließen, muß die Frage der südöstlichen Beziehungen der nordeuropäischen Gruppe erneut zur Erörterung gestellt werden. Die Entfernung zwischen Schlesien und der Altmark und Mecklenburg, wo die Campignienkultur wieder zu finden ist, ist nicht mehr groß. Auch in dem bisher fundleeren Zwischenraum können entsprechende Funde noch zutage treten, wenn man ihnen seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Die Erforschung der oberschlesischen Campignienkultur befindet sich noch in den allerersten Anfängen. Es steht außer Frage, daß die Zukunft uns noch viele Fundplätze dieser Art in der Südostecke des Deutschen Reiches bescheren wird. Wer einmal einen größeren Ansiedlungsplatz dieser Kultur besucht hat,

---

[13]) Auch die niederschlesischen Campignienfunde bestehen z. T. aus Feuerstein und fallen durch die grobe Machart auf. Vgl. Petersen, Campignien in Niederschlesien.

nimmt die Überzeugung mit, daß diese Fundstätten nicht so bald erschöpft sein werden. Für alle Freunde der heimischen Urgeschichtsforschung eröffnet sich hier ein neues, weites Feld der Betätigung. Für jeden, der Freude an der Erforschung der schlesischen Vergangenheit hat, wird es eine dankbare Aufgabe sein, den Siedlungsplätzen der neu entdeckten Kultur mit besonderer Aufmerksamkeit nachzugehen und durch Überweisung der Funde an die zuständigen Museen die Früchte seiner Sammeltätigkeit der allgemeinen Forschung zugänglich zu machen.

4. Ein frühes Steinbeil aus Lampersdorf Kr. Oels

Von Ernst Petersen

In seiner Schrift „Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde"[1]) weist B. von Richthofen unter anderem auf einige Steinbeile aus Oberschlesien hin, die innerhalb der jüngeren Steinzeit besonders früh anzusetzen seien: Wahrscheinlich gehörten sie „in den bislang bei uns für fundleer gehaltenen 1. Abschnitt der Jungsteinzeit nach dem nordischen Einteilungsschema". Von diesen Beilen zeigen zwei Stücke, aus Pawlau Kr. Ratibor und Kobelwitz Kr. Cosel[2]), sowohl untereinander stärkste Verwandtschaft, als auch Beziehungen zu nordischen Beilformen des sogenannten „Limhamn-Typus"[3]).

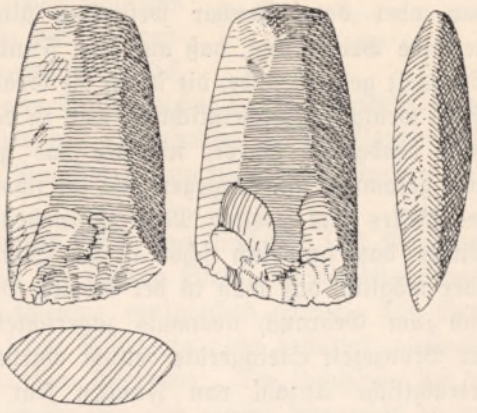


Abb. 1. Lampersdorf. 1/2

Inzwischen ist in Lampersdorf Kr. Oels ein Beil gefunden worden, das gleichfalls in diese Gruppe gehören dürfte und zu beweisen scheint, daß auch in Niederschlesien vereinzelte Fundstücke aus der I. Per. der Jungsteinzeit erwartet werden können.

Das fragliche Beil besteht aus grauem Feuerstein; es ist ziemlich breit, besitzt einen dünnen Nacken und ist an beiden Breitseiten in je drei Längsbahnen geschliffen, jedoch so, daß seine grobe Zurichtung aus einem spalterähnlichen Beil durch Abschläge noch an manchen Stellen erkennbar ist. Der Querschnitt ist annähernd spitzoval. Bei genauerer

[1]) Aus Oberschlesiens Urzeit H. 1 (Oppeln 1929) S. 12 ff.

[2]) von Richthofen a. a. O. S. 13 Abb. 1 und Taf. 2,1 und 4.

[3]) Nach einem steinzeitlichen Wohnplatz vom Järawall bei Limhamn (Schonen) benannt; vgl. Antikvarisk tidskrift XVII (1905) H. 3 S. 1 ff. (Kjellmark) und Ebert, Reallexikon VII S. 298 (Lindström), IX S. 24 (Ekholm).

Betrachtung des Stückes zeigt sich, daß es ursprünglich länger war als heute; denn die leicht gebogene Schneide ist offenbar erst nach Abnutzung einer ersten, durch Schliff erzeugten durch eine Reihe von Abschlägen erneuert worden, wobei das ganze Stück eine Verkürzung erfuhr. L. 7,8, Nackenbr. 2,5, Schneidenbr. 4,2, Dicke 2 cm. Mus. Breslau: Abb. 1.

Die Fundumstände verdienen besondere Beachtung. Die Fundstelle 1 von Lampersdorf ist durch ein Hügelgräberfeld, das sich am Rande einer großen Sandgrube nördlich des Dorfes erstreckt, schon seit längerer Zeit bekannt. Die Sandschachtungen machten in den letzten Jahren mehrfach Untersuchungen von Hügelgräbern erforderlich, bei denen kennzeichnender Fundstoff aus der älteren und mittleren Bronzezeit (Per. II und III) zutage gefördert wurde[4]). Als im Frühjahr 1930 erneut ein gefährdeter Hügel (Nr. 24) ausgegraben wurde, stieß man in dessen SW-Sektor, etwa 0,10 m unter der Hügeloberfläche, auf das flach im Boden liegende Beil. Es lag, wie sich gut beobachten ließ, in der Hügelaufschüttung, ist also erst bei Errichtung des Hügels an seinen Platz gelangt. In der Nähe lagen in der aus gelbem Sande bestehenden Aufschüttung vereinzelte Scherben, die für die ältere (Binsenstrichrauhung!) und mittlere Bronzezeit kennzeichnend sind. Das Auftreten derartiger Streuscherben ist in schlesischen Hügelgräbern dieser Zeit mehrfach beobachtet worden[5]). Wie kam nun aber das offenbar wesentlich ältere Beil an seine Stelle? Die nahe liegende Vermutung, daß auf dem Fundplatze eine ältere Ansiedlung aus der Steinzeit gelegen habe, die durch die Gräber zerstört worden sei, hat in unserem Falle wenig Wahrscheinlichkeit, weil in den langen Jahren, in denen die Fundstelle beobachtet wurde, niemals das geringste steinzeitliche Überbleibsel zutage gekommen ist. Dagegen gibt die schon erwähnte Tatsache, daß die Schneide des Beiles zum zweiten Male zugearbeitet worden ist, die Erklärung: an sich könnte das natürlich schon in der Steinzeit geschehen sein; ebensogut ist es aber möglich, daß man in der älteren Bronzezeit das Beil irgendwo gefunden und zum Gebrauch nochmals zugerichtet hat. Denn daß auch noch während der Bronzezeit Steingeräte benutzt wurden, ist allein aus Schlesien durch eine beträchtliche Anzahl von Funden klar erwiesen[6]). Später ist unser Beil dann, vielleicht zufällig, in den Grabhügel geraten oder absichtlich niedergelegt worden.

Da unser Beil keinesfalls zu den noch in der Bronzezeit hergestellten Steingeräten gehört, ist es in den Formenkreis der jüngeren Steinzeit einzuordnen. Hier verbindet es seine dünnackige Form und der spitzovale Querschnitt offensichtlich mit den beiden genannten oberschlesischen Stücken. Die Verschiedenheit

[4]) Nachrichtenblatt f. dt. Vzt. V (1929) S. 121, VI (1930) S. 196 (Petersen).

[5]) von Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien S. 7.

[6]) Zahlreiche Belege für die Verwendung von Steingeräten bis in die frühe Eisenzeit hinein enthält die Arbeit von F. Geschwendt, Die steinernen Streitäxte und Keulen Schlesiens, Diss. Breslau 1931 (noch ungedruckt).

des Materials — hier Feuerstein, bei dem Pawlauer Beil hellbrauner Hornstein, beim Kobelwitzer grünlichgrauer Basalt —, spielt dabei keine Rolle, denn gerade aus dem Norden, der Heimat des sogenannten „Limhamn-Beiles" liegt ein besonders gutes Gegenstück aus Feuerstein vor: Abb. 2. Es wurde bei Bloksbjerg auf Seeland gefunden und stammt aus einem Wohnplatz des Frühneolithikums[7]). Hier fand Westerby unter einer dünnen Sandschicht, in der jüngsten Schicht dieses Fundplatzes, ein etwas größeres Flintbeil, auf das die für unser Stück gegebene Beschreibung fast wörtlich zutrifft, wenn man von der zum zweiten Male zugearbeiteten Schneide absieht. Ebenso wie das Lampersdorfer Beil auf der übrigen Oberfläche durch Schliff nur schwach verdeckte Spuren des ersten Zuhauens besitzt, so auch das Beil von Bloksbjerg, worauf Westerby a. a. O. S. 43 ausdrücklich hinweist. Daß beide Stücke innerhalb des Limhamn-Typus zahlreiche Gegenstücke besitzen, erweist ein flüchtiger Blick auf die einschlägige Literatur, die Parallelen aus Schweden[8]), der dänischen Insel Bornholm[9]), Hannover[10]), ja aus dem südwestlichen Rußland[11]) enthält. Gerade das russische Stück, zu dem ein noch wesentlich altertümlicheres Stück gleicher Herkunft tritt[12]), zeigt, daß diese Geräte ganz beträchtlich über das Ostseegebiet hinausgelangt sind, und beweist, daß Schlesien sehr wohl Ausläufer derartiger, im Norden entstandener Formen zu liefern vermag.

Abb. 2. Bloksbjerg (nach Westerby a. a. O. S. 45 Abb. 15). 1/3

Die zuerst gefundenen, namengebenden Beile von Limhamn setzt Kjellmark a. a. O. S. 127 „in den letzten Abschnitt der älteren Steinzeit Skandinaviens", was den jüngeren Stufen des Mesolithikums entsprechen würde. Die Grabungen Westerbys haben jedoch diese frühe Ansetzung nicht bestätigt, vielmehr kommt der genannte Forscher zu folgendem Ergebnis: „Die Limhamn-Axt ist in jedem Falle nicht älter als die Muschelhaufen und gehört demgemäß hauptsächlich in den jüngeren Teil der Ertebölle-Zeit" (d. h. das Frühneolithikum).

---

[7]) Westerby, Stenaldersbopladser ved Klampenborg, Kopenhagen 1927, S. 6ff.

[8]) Ebert, Reallexikon IX Taf. 17 a und e.

[9]) Aarbøger 1918 S. 143 Abb. 7–12 (Nordman).

[10]) Aus Oberschlesiens Urzeit 1 Taf. 2, 2.

[11]) Rudynskyj, Le mouvement scientifique dans la domaine du paléolithique et mésolithique en RUSS pendant la Révolution, Anthropologie (Kyiv) IV 1930 S. 145ff. Abb. 19, 1 (Kolunivka Kr. Kamjanec in Podolien). Weitere Gegenstücke zum Pawlauer Beil, und damit auch zu unserem Lampersdorfer aus Weißrußland, behandelte B. von Richthofen im Oberschlesier, Februar-Heft 1932.

[12]) Aus Oberschlesiens Urzeit 1 S. 16 Abb. 3 (Jeremowka, Ukraine).

Seiner Meinung pflichtet Schwantes[13]) entschieden bei, und Lindström[14]) hält es sogar für möglich, daß dieser Axt-Typus noch in die II. Periode der nordischen jüngeren Steinzeit hineinreicht. Für Schlesien bildet unser Lampersdorfer Beil im Verhältnis zu den zahllosen Beilen und Äxten aus dem Ende der jüngeren Steinzeit eine Seltenheit. Diese Tatsache in Verbindung mit der auffallenden Übereinstimmung zu nordischen Funden berechtigt dazu, das Lampersdorfer Beil ebenso der I. Periode der Jungsteinzeit zuzuweisen, wie es Richthofen[15]) unter ähnlicher Begründung bei den beiden oberschlesischen Stücken getan hat.

Nachtrag: Während des Drucks der vorliegenden Mitteilung wurde ein weiteres niederschlesisches Limhamn-Beil bekannt. Es stammt aus Tscheschenhammer Kr. Groß Wartenberg und befindet sich heute im Besitz von Pfarrer Poinke in Tscheschenhammer. Das Stück soll vor Jahren im Karlsteich gefunden worden sein. Das aus Quarzit bestehende Beil hat mit dem Lampersdorfer Stück den spitzovalen Querschnitt und die Art des Schliffs gemein und läßt an einzelnen Stellen der Oberfläche noch die Spuren des Zuhauens erkennen. Die Schneide ist beschädigt. Länge 11, Schneidenbr. 4,6, Dicke 2,6 cm. (Nachbildung im Mus. Breslau.)

5. Ein eigenartiger jungsteinzeitlicher Gefäßrest aus Opperau Kr. Breslau

Von Ernst Petersen

Im Mai 1908 schenkte Rentmeister Mende aus Klettendorf, ein langjähriger treuer Mitarbeiter der schlesischen Vorgeschichtsforschung, der Breslauer Sammlung eine Anzahl von Gefäßresten, die bei der Abdeckung einer Sandgrube westlich von Klettendorf, auf der Gemarkung Opperau Kr. Breslau von Arbeitern gefunden worden waren. Eine Unterhaltung über ein unter diesen Fundstücken vertretenes eigentümliches Randstück eines großen Gefäßes veranlaßte mich, seine Zeitstellung und kulturelle Zugehörigkeit nachzuprüfen und den Fund bekanntzugeben. Die Sendung des Herrn Mende besteht aus folgenden Gefäßresten:

1. Tonnenförmiger Topf mit leicht ausladendem Rande und zwei Henkeln an der Schulter, Hals fehlt größtenteils. H. 30, M. etwa 16 cm. (Inv. Nr. 587 : 14.)

2. Vier Scherben, darunter zwei Randstücke von gerauhten und getupften Gefäßen, Bodenteile und ein Tellerbruchstück. (Inv. Nr. 588 : 14.)

3. Randstück eines großen Vorratsgefäßes graubrauner Färbung. Das Gefäß besitzt einen kurzen, steilen Hals, der in eine ziemlich weit ausgebauchte Schulter verläuft, deren Ansatz noch erhalten ist. Der Hauptteil des Körpers nebst dem Boden fehlen. Der Rand ist kräftig verdickt und durch zwei Reihen wechselseitig angeordneter Fingertupfen gleichsam

---

13) Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum, Festschrift des Mus. f. Völkerkunde zu Hamburg (1928) S. 229, vgl. auch Abb. 41.

14) Ebert, Reallexikon VII S. 299.

15) Aus Oberschlesiens Urzeit 1. S. 12ff.

mit zwei umlaufenden Wellenleisten geziert. M. 32 cm. (Inv. Nr. 589 : 14.) Abb. 3 und 5,1.

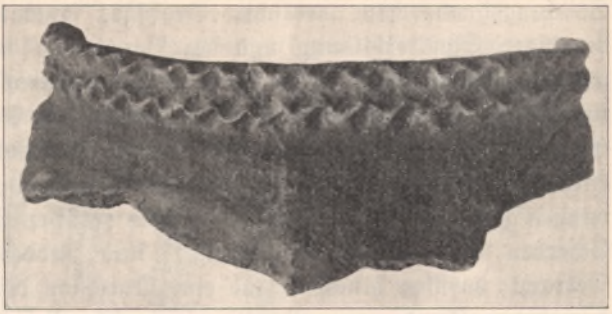


Abb. 3. Opperau. 1/4

Die unter 1 und 2 genannten Stücke gehören offenbar in die jüngere Bronzezeit und weisen auf eine an der Fundstelle vermutlich vorhandene Ansiedlung aus diesem fundreichsten Abschnitt der schlesischen Vorgeschichte hin. Der an einer anderen Stelle der Sandgrube gefundene verzierte Randscherben dürfte dagegen früher anzusetzen sein. Von den übrigen Scherben unterscheidet er sich schon durch die feine Schlämmung und andere Mischung des Tones. Dieser zeigt an den Bruchstellen einen schwärzlichen Kern, der an der Innen- und Außenseite mit einer feinen braunen Überfangschicht bedeckt ist. Auch die mutmaßliche Form des Gefäßes ist nicht mit den aus der Bronzezeit bekannten Vorratsgefäßen in Einklang zu bringen. Vielmehr weisen alle Merkmale auf die jüngere Steinzeit hin, aus der wir insbesondere in der Nordischen (oder Roßwitzer) Kultur den Typus des randverzierten Vorratstopfes in zahlreichen Vertretern kennen. Unter ihnen ist der eimerförmige Topf mit verdicktem und getupftem Rande aus Trebnig Kr. Nimptsch[1]) ein geradezu klassisches Beispiel. Die braune Überfangschicht an derartigen Gefäßen beobachtete Pfützenreiter an einem Scherben von Klein Tinz Kr. Nimptsch[2]), der aus einer

1

2

3

Abb. 4. Rutzau. 1/3

[1]) Schles. Vorzeit N. F. VII S. 47 Abb. 193 (Seger).
[2]) Altschlesien III S. 156 ff. Taf. X, 2.

Siedlungsgrube rein nordiſchen Gepräges ſtammt. In Einzelheiten, wie der bauchigen Schulterbildung und der Verzierung des Randes durch die eigenartigen Wellenleiſten, weicht jedoch unſer Opperauer Gefäß von den bekannten nordiſchen Vorratstöpfen nicht unbeträchtlich ab. Deshalb äußerte Jahn die Vermutung, daß hier Beziehungen zu der an verſchiedenen Stellen der Oſtſeeküſte entdeckten „Rutzauer Kultur“[3]) vorliegen könnten, in welcher ähnliche Randverzierungen gelegentlich auftreten. An bereits veröffentlichtem Fundſtoff kommen hier Scherben aus Rutzau Kr. Putzig[4]) und Nidden (Kuhriſche Nehrung)[5]) in Betracht; darüber hinaus ergab eine Durchſicht der im Danziger Muſeum aufbewahrten Funde aus Rutzau eine ganze Reihe von noch treffenderen Vergleichsſtücken, von denen wir die beſten durch die Liebenswürdigkeit des Direktors, Herrn Prof. Dr. La Baume, in unſerer Abb. 4 vorlegen können:

1. Schwärzlichbrauner Randſcherben mit bauchiger Schulter und verdicktem Rande, deſſen unterer Teil durch wechſelſeitige Fingertupfen zu einer Wellenleiſte geſtaltet iſt. (Muſ. Danzig, Kat. Nr. V. S. 3800b): Ab. $4_{/1}$ und $5_{/2}$.

2. Ähnliches, dunkelgraubraunes Randſtück, das mit zwei Wellenleiſten geziert iſt. (Muſ. Danzig, Kat. Nr. V. S. 3786b): Abb. $4_{/2}$ und $5_{/3}$.

3. Ähnliches, ſchwarzbraunes Randſtück (nebſt zwei kleineren Scherben) mit einer der unſeren völlig entſprechenden doppelten Wellenleiſte am Rande. (Kat. Nr. wie 2): Abb. $4_{/3}$ und $5_{/1}$.

Sowohl die Gleichartigkeit der Randbehandlung wie die Gegenüberſtellung der Gefäßprofile: Abb. 5 bezeugen, daß die behandelten Scherben zu demſelben Typus bauchiger Vorratsgefäße gehören, den Gaerte[6]) in mehreren vollſtändigen Stücken vorgelegt hat.

Die Abfallhaufen der Rutzauer Kultur gehören nach Ausweis der in ihnen neben mehreren anderen Kulturgruppen vertretenen Formen der ſächſiſch-thüringiſchen Schnurkeramik und der oſtdeutſch-polniſchen Megalithgräberkultur an das Ende der jüngeren Steinzeit[7]). Auch unſer Opperauer Stück wird man in dieſen Zeitabſchnitt zu ſetzen bereit ſein, da auch in der Nordiſchen Kultur Schleſiens die Schnurverzierung eine nicht geringe Rolle ſpielt. Enge Ver-

---

[3]) Ebert, Reallexikon VII S. 197f., XI S. 171f. vgl. auch Koſtrzewſki in Congressus secundus Archaeologorum Balticorum, Riga 1931 S. 55f.

[4]) Amtl. Berichte d. Weſtpr. Prov.-Muſ. 1894 S. 21ff. Abb. 5 und Conwentz, Das Weſtpr. Prov.-Muſ. 1880–1905 Taf. 42,1.

[5]) Gaerte, Steinzeitliche Keramik in Oſtpreußen S. 33 Abb. 120.

[6]) a. a. O. S. 81 Abb. 249–251.

[7]) Über die neuen Ausgrabungen in Rutzau vgl. Koſtrzewſki, Kultura przedhistoryczna województwa pomorskiego. Pamiętnik Instytutu Bałtickiego, ser. Balticum, Heft 1 (Thorn 1929) mit deutſchem und franzöſiſchem Auszug; Derſ., Nouvelles fouilles et découvertes en Poméranie polonaise, Revue anthropologique XXXIX, 1929, H. 10–12; Derſ., Die Ausgrabungen von Rzucewo in Pommerellen und die Rzucewoer Kultur, Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres, Classe d' hist. et de phil. 1930, S. 97ff. Koſtrzewſki hebt vor allem Beziehungen zwiſchen Rutzau und der Złotaer Schnurkeramik hervor, für welche Schleſien vielleicht eine gewiſſe Vermittlerrolle geſpielt hat.

bindungen der Nordischen Kultur Schlesiens mit dem westlichen Ostseegebiet sind seit langem bekannt[8]) und werden neuerdings durch das Auftreten einer Doppelaxt von nordischem Typus im Kreise Grünberg[9]) wieder klar bewiesen. Der Scherben aus Opperau zeigt, daß auch Beziehungen zu den steinzeitlichen Kulturen des Ostbaltikums bestanden haben dürften.

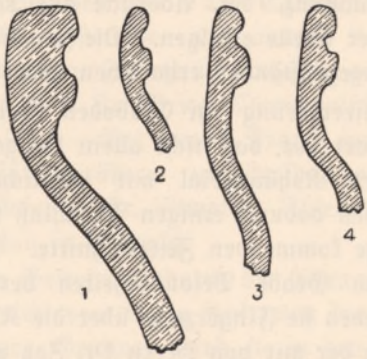


Abb. 5. Gefäßprofile: 1 Opperau; 2–4 Rutzau. 1/3

Gewebereste auf vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien

Von Gertrud Sage

Eine eingehende Behandlung der in Schlesien gefundenen vorzeitlichen Gewebereste ist bisher noch nicht erfolgt. Die Gründe dafür liegen in dem nur spärlich vorhandenen Material, das sich auch in den letzten Jahren trotz der umfangreichen und sorgfältigen Ausgrabungstätigkeit des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege nur wenig vermehrt hat. Die Spärlichkeit der Funde ist teils auf die Siedlungs- und Bestattungsformen während der einzelnen vorgeschichtlichen Perioden, teils auf die chemisch-physikalischen Vorgänge in den verschiedenen Böden zurückzuführen. Für den Erhaltungszustand der allzuleicht vergänglichen organischen Stoffe sind diese Vorgänge von größter Bedeutung.

Unsere Kenntnis vorgeschichtlicher Gewebe in Schlesien beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen, wie den kleinen Stoffresten aus den Fürstengräbern von Sacrau Kr. Oels (4. Jahrh. n. Chr.)[1]) und aus slawischen Siedlungs- und

[8]) Seger a. a. O. S. 27ff.

[9]) Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt 1932 S. 35ff. (Petersen).

[1]) Langenhan, Bericht über den Sacrauer Altertumsfund, Schles. Vorzeit A. F. V S. 104f. Hier erwähnt Langenhan die von Buschan vorgenommene Bestimmung der Stoffreste (Inv. Nr. 204:89 u. 239:89) als Wollköper.

Münzfunden[2]), auf zufällige Abdrücke an Tongefäßen[3]) und Lehmbrocken[4]), in der Hauptsache aber auf die an Metallbeigaben aus Bronze und Eisen erhaltenen Gewebe. Für die Bronze kommt in Schlesien, soweit ersichtlich, nur ein kleiner, auf einem slawischen Schläfenring festgerosteter Gewebereſt in Leinenbindung[5]) in Frage. Eine Untersuchung der Gewebereste in noch vorhandener, organischer Substanz, der Abdrücke auf Ton und der an Bronze oxydierten, soll an anderer Stelle erfolgen. Die folgende Untersuchung erstreckt sich nur auf die an Eisengegenständen erhaltenen Gewebe.

Die natürliche Konservierung im Erdboden ist bei manchen der zu beschreibenden Gewebe derart gut, daß nicht allein die genaue Bindung, sondern auch das dazu verwendete Rohmaterial mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden konnte. Sie geben dadurch einigen Aufschluß über die Kenntnisse der Weberei für die in Frage kommenden Zeitabschnitte. Auch lassen sie durch die jeweilige Anordnung im Grabe Besonderheiten der Bestattungsformen erkennen. Da und dort geben sie Fingerzeige über die Kleidung des Toten. Die Konservierung kann nach der mir von Herrn Dr. Zotz gegebenen Erklärung auf verschiedenen Wegen vor sich gehen: Die Stoffe, die im Grab an einem eisernen Gegenstand lagern, saugen im Laufe der Zeit Eisenlösungen in sich auf. Das Eisen der Grabbeigaben oxydiert im Boden. Dieses Oxyd ist, wenn auch schwer, in Wasser löslich und scheidet sich nach der Aufnahme von solchem als Eisenhydroxyd, das sogenannte Brauneisen, wieder aus. Der Vorgang des allmählichen Ersatzes der Gewebesubstanz durch Brauneisen ist am besten mit der Bildung von Pseudomorphosen und Perimorphosen von Kristallen und der Versteinerung von Weichtierschalen zu vergleichen, wo auch die ursprüngliche Substanz aufgesogen und unter Erhaltung der ursprünglichen Form durch eine andere ersetzt ist. Wahrscheinlich aber muß bei der Bodenverwitterung und Leichenzersetzung auch mit kolloidalen Verbindungen gerechnet werden. Bei der Eiweißzersetzung ergibt sich eine Abspaltung von Schwefel, der durch Verbindung mit Eisen und nachfolgender Oxydation eine in Wasser leicht lösliche Verbindung schafft, durch die die Infiltration stattfinden würde, und die schließlich wieder in die chemisch sehr beständige Form des Brauneisens übergeht. Wie

---

[2]) Seger, Die schles. Silberschätze des 10. u. 11. Jahrh. Altschlesien II S. 129f.; Gandert und Seger, Nachträge zu den schlesischen Silberfunden der spätslawischen Zeit. Altschlesien III S. 67f. – Nach einer frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Raschke wurden auf der Schloßinsel von Oppeln während der Ausgrabung 1930 zwei gute Stoffreste gefunden, die, soweit aus der Foto ersichtlich, als Wollköper erkannt werden konnten. Eine Einbeziehung der slawischen Gewebe Schlesiens in den Inhalt des vorliegenden Aufsatzes ist vollkommen außer acht gelassen, da es sich darin lediglich um Funde bis zur Völkerwanderungszeit handelt.

[3]) Breslau-Kosel, Abdrücke eines leinenbindigen Gewebes auf einem slawischen Bodenstück (Inv. Nr. 1706:27).

[4]) Pfützenreiter, Ein steinzeitlicher Siedelungsfund von Kl. Tinz, Kr. Nimptsch, Altschlesien III S. 156f.

[5]) Zottwitz Kr. Ohlau (Inv. Nr. 2521:28).

leicht die Gewebe für die Aufnahme von Eisenlösungen empfänglich sind, zeigen die sogenannten Rostflecke, die überall dort erscheinen, wo feuchtes Gewebe in längerer Berührung mit einem Eisengegenstand gewesen ist.

Die Infiltration und Erhaltung der Gewebereste durch Eisenoxyd, das sich als Brauneisen wieder ausscheidet, dürfte bei den Funden aus früheisenzeitlichen Urnengräbern anzunehmen sein. Die Eisengegenstände kamen hier nur mit den anorganischen Überresten des verbrannten Leichnams in Berührung, die nicht, wie der unverbrannte, Zersetzungsprozessen ausgesetzt waren[6]). Solche Funde sind die von Alt Köln Kr. Brieg, Dammratsch Kr. Oppeln, Jungwitz Kr. Ohlau und Wohlau-Ost. — Der zweite Prozeß zur Erhaltung der Gewebe kommt für die in Körpergräbern unmittelbar an der Leiche liegenden Eisengegenstände von Glofenau Kr. Nimptsch, Thiemendorf Kr. Steinau und Groß Sürding Kr. Breslau in Betracht.

Die Zeitstellung der Gewebe ist durch die Eisengegenstände, an denen sie haften, bestimmt. Sie reicht vom ersten Auftreten des Eisens bis zum Beginn des 5. Jahrh. n. Chr. über. Genauer wird sie in den Fundberichten für jedes Stück angegeben.

Alt Köln Kr. Brieg

Lit.: Ortsakten.

Auf dem seit Jahren als Fundplatz der frühen Eisenzeit bekannten „Teichfelde" erfolgte im Herbst 1929 eine amtliche Grabung. Unter den zwölf Urnengräbern befand sich ein reich ausgestattetes Doppelgrab, dem keine besondere Grabnummer zugeteilt wurde. Es enthielt 2 Aschenurnen und 9 Beigefäße. Die eine der Urnen, ein Tonnengefäß mit schräg gekerbtem Schulterwulst und Deckschüssel, war reich mit Metallbeigaben ausgestattet. Auf dem Leichenbrand lagen zwei rundstabige, eiserne Armringe, eine zerbrochene, bronzene Spiralkopfnadel und zwei andere Nadelschäfte aus demselben Metall. Sämtliche Gegenstände hatten im Feuer gelegen. Außen an das Gefäß angelehnt waren im Norden und Süden in 10—12 cm Abstand je ein eiserner Fußring, ein eiserner Halsring, der durch den nördlichen Fußring gesteckt war. Zwischen die Urne und die drei eisernen Ringe war eine Bronzenadel mit breitgeschlagenem, eingerolltem Kopf, gelegt; sie ging mit ihrer Spitze durch den südlichen Fußring und lehnte sich an den nördlichen an. An beiden Stellen sind Rostspuren zu erkennen. Die Metallbeigaben außerhalb der Urne haben nicht im Feuer gelegen. Am südlichen Fußring waren an zwei Stellen Gewebereste angerostet: Taf. VII, 7.

a) Eiserner, rundstabiger Fußring mit verjüngten übereinandergreifenden Enden. Die Spitze des einen Endes trägt eine Rostblüte, macht daher einen etwas verdickten Eindruck. Sie ist bei der Entnahme aus dem Grabe abgebrochen. Das Verbindungsstück zu dem Ring fehlt. Dm. des Ringes 10, St. 0,8 cm. Etwa 1 cm von der Bruchstelle entfernt, ist an das jetzt lose dabeiliegende Ende ein Gewebereste angerostet. L. 1,4, Br. 1,2 cm. Es ist ein einfaches, in Leinenbindung gewebtes Band[7]), dessen Rohstoff, nach der Faserung zu urteilen, vermutlich Flachs war. Die Fäden der Kette und des Schusses sind von gleicher Stärke und gleichmäßig links gesponnen. Soweit es sich erkennen läßt, war der Faden

[6]) Vgl. L. Zotz, Über den Erhaltungszustand vorgeschichtlicher Körperbestattungen. Wiener Anthropol. Mitteilungen LXII, 1932.

[7]) Die genaue Bestimmung der Bindung dieses Bandes wird Herrn Prof. Sigfried Haertel und Fräulein Johanne Gramatte in Breslau verdankt.

ungezwirnt. Der jetzige Dm. des einzelnen Fadens beträgt 0,5 mm. Auf einen qcm kommen ca. 8 Ketten und 4 Schußfäden. Die Kettenfäden des Bandes sind eng aneinandergereiht, der Schuß fest angeschlagen, woraus sich das eigenartige Aussehen des Bandes ergibt. Die eine Kante des Bandes ist verstärkt; vermutlich sind hier bei der Bildung des neuen Faches immer 2 Kettenfäden vom Schuß umschlungen worden. Bei der anderen Kante geht der Schuß nur über einen Kettenfaden hin. Taf. VIII, 7.

b) Etwa 7,5 cm von dem anderen Ringende entfernt nach der etwas verdickten Ringmitte zu, zieht sich ein zweiter, wohl konservierter Gewebereſt auf der Außenseite des Ringes hin, L. 2,5, Br. 0,5 cm. Er biegt dann nach dem Ringinnern noch in einer Länge von 1,7 cm und einer Breite von 0,9 cm um. Er hat auf der Außenseite durch die Rostblüten ziemlich gelitten und zeigt seine Bindung erst nach dem Ringinnern zu deutlich. Es ist wieder ein leinenbindiges Gewebe aus Flachsfäden, doch ist die ganze Art gröber als an dem Band. Kette und Schuß sind beide links gesponnen, haben auch die gleiche Stärke. Es besteht die Möglichkeit, daß der Faden gezwirnt war. Die durchschnittliche Stärke der einzelnen Fäden beträgt 0,3 mm. Die wechselnde Stärke erklärt sich aus der primitiven Art der Herstellungsinstrumente. Das Gewebe ist im ganzen sehr porös, die Kettenfäden sind im Vergleich zu dem ersten Gewebe sehr lose von dem Schuß durchzogen und kaum mit dem Webeschwert angeschlagen worden. Der Teil des Gewebes an der äußeren Ringseite ist verzogen und paßt sich der Form des Ringes an. Taf. VIII, 8.

Auf diesem Fußring sind zwei verschiedene Gewebe zu bemerken. Das eine stellt ein Band oder eine Borte dar, vielleicht den Rand eines größeren Gewebes, an das es ursprünglich angenäht war. Dafür spricht der Umstand, daß die eine Kante stärker als die andre ist. Es kann aber auch ein einfaches Band gewesen sein, das bei der Bestattung um die Ringenden geschlungen wurde, und vielleicht dem Lebenden zur Befestigung des Ringes am Körper gedient hatte. Nach Ansicht der Webekünstlerin Fräulein Johanne Gramatte, dürfte das Band bunt gewesen sein, da bei derartigen Geweben in so schmaler Form der fest angeschlagene Schuß noch heut bei den verschiedensten Natur- und Kulturvölkern immer den bunten Faden bildet. Irgendeine Beziehung des Bandes zu dem zweiten Gewebe läßt sich nicht erweisen. Für die Anwendung des anderen Gewebes im Grab spricht folgende Erwägung: Nach der ganzen Art der Anordnung der außerhalb der Urne niedergelegten Metallbeigaben ist es durchaus möglich, daß sie lose zusammen in ein grobes Tuch gepackt waren, wovon der kleine Gewebereſt noch als einziger Zeuge übrig geblieben ist. Zusammengehalten wurde diese Hülle durch die hinten an die Eisenringe lehnende Bronzenadel.

Jungwitz Kr. Ohlau

Lit.: Zeitschrift Schlesien I (1907/8) S. 475; Ortsakten.

Auf dem ausgedehnten, früheisenzeitlichen Gräberfelde, etwa 1 km westlich des Dorfes, wurden im Jahre 1908 durch amtliche Grabung gegen 10 Gräber gehoben. Aus Grab 8 wurde neben 9 Gefäßen der Rest eines eisernen Gürtelhakens mit einem sehr gut erhaltenen Gewebereſt geborgen. Das eine dieser beiden Gefäße ist ein gerauhter Tonnentopf mit einer Reihe schräger Einkerbungen um den Hals. (Inv. Nr. 173 : 08.) Das andere ist eine graphitierte Schale mit reicher Innenverzierung. (Inv. Nr. 174 : 08.) Die Lage des Gürtelhakenrestes im Grabe ist im Bericht nicht angegeben.

Rest eines Gürtelhakens L. 4, Br. 3,2 : 1,5 cm: Taf. VIII, 6. Auf einer Seite ist durch Oxydation ein Gewebereſt von 4 : 3 cm Länge und 3,2 : 1,5 cm Breite erhalten. An einzelnen Stellen wird das Gewebe von angebackenen Holzresten verdeckt. Spuren desselben Gewebes ziehen sich um die längere Seitenkante bis auf die andere Seite herum. Der Stoff ist in Leinenbindung hergestellt. Der Rohstoff der Fäden ist Flachs. Soweit zu erkennen ist, haben Kette und Schuß die gleiche Fadenstärke. Der Faden ist links gesponnen

und allem Anschein nach einfach gezwirnt. Er scheint da und dort einmal dünner, dann wieder stärker, bei Schuß und Kette zugleich. Die durchschnittliche Fadenstärke beträgt 0,5 mm. Auf 1 qcm kommen 9 Ketten und 7 Schußfäden. Das Gewebe ist wiederum sehr locker und unregelmäßig. Der Schuß überspringt, ohne daß damit ein bestimmtes Muster beabsichtigt wäre, ganz unregelmäßig an zwei Stellen 4 Fäden. Dann wieder übergehen 2, 3 oder 4 Kettenfäden den Schuß. Das ganze Gewebe macht den Eindruck, als wenn bei seiner Herstellung keine besondere Sorgfalt angewendet worden wäre. Nach den Begleitumständen zu urteilen (Urnengrab) ist der Gürtelhaken, der nicht im Feuer gelegen hat, bei der Niederlegung im Grabe in dieses grobe Leinengewebe gehüllt worden. Es ist begreiflich, daß man für die Bestattung kein allzu kostbares Gewebe gewählt hat.

Wohlau-Ost Kr. Wohlau

Lit.: Ortsakten.

Unter den von Studienrat Dr. Gollnisch in den Jahren 1922—23 gehobenen Funden des ausgedehnten Gräberfeldes Wohlau-Ost fand sich der Rest einer eisernen Kugelkopfnadel mit angerostetem Gewebereſt. Nach einer Notiz hat das Fundstück bei „Grab 1—4 zwischen Urne und Deckelscherben gelegen".

Rest einer eisernen Kugelkopfnadel, Spitze abgebrochen. L. noch 9,5 cm: Taf. VIII, 5. An einer Seite der Nadel zieht sich in ganzer Länge des Nadelschaftes ein noch ziemlich gut erkennbarer Gewebereſt hin. L. 8,8, Br. 0,8 : 0,5 : 0,7 cm. Soweit zu erkennen, ist der dazu verwendete Rohstoff Wolle, in Leinenbindung gewebt. Die Fäden sind ziemlich stark. Dm. 0,5 mm. Für Kette und Schuß sind sie links gesponnen und gleichmäßig stark. Eine Zwirnung ist nicht zu erkennen. Infolge der Schmalheit dieses Stoffrestes ist die Angabe für die Anzahl der Fäden auf 1 qcm nicht möglich. Das Gewebe ist auch hier als Schutzhülle der nicht ins Feuer gelegten Nadel zu deuten.

Dammratsch Kr. Oppeln

Lit.: Ortsakten.

Aus einem zerstörten Grabe der frühen Eisenzeit stammt ein Armring des Oppelner Museums mit anhaftenden Geweberesten. (Kat. Nr. 393 : 29.) Er wurde zusammen mit zwei anderen Armringen, von denen einer verloren ging, zwei Fußringen und dem Rest eines gedrehten Halsringes gefunden. Die Ringe sind stark vom Rost zersetzt und haben nicht im Feuer gelegen.

Eiserner, rundstabiger Armring mit knopfartig verdickten Enden. Taf. VII, 1 und VIII, 4. Dm. 7,7, St. 0,2 und 0,9 cm. An dem einen Ringende ist auf der Außenseite, leicht nach dem Ringinnern geneigt, ein Gewebereſt angerostet. L. 1,9, Br. 0,7 cm. Es ist ein in Leinenbindung hergestelltes Flachsgewebe. Der Faden ist links gesponnen, für Kette und Schuß von gleicher Stärke, anscheinend ungezwirnt, ziemlich grob, das Gewebe porös. Der Schuß liegt lose an der Kette. Fadenstärke 0,5 mm. Auf 1 qcm entfallen 6 Ketten und ebensoviel Schußfäden. Vermutlich waren die Eisengegenstände in der groben Hülle beigesetzt.

Glosenau Kr. Nimptsch

Lit.: Altschles. Blätter III, 1931, S. 39 f. (Petersen); Forschungen und Fortschritte VII, 1931, S. 442 f. (Petersen). Ortsakten.

In der Sandgrube am „Kiefernberg" wurden im Sommer 1931 drei keltische Körpergräber untersucht. Grab 1 enthielt die vollständige Ausstattung eines Kriegers: Schwert mit Schwertkette, Lanzenspitze mit Lanzenschuh, zwei Fibeln, je einen Armring aus Eisen und aus Lignit, Randbeschläge eines Schildes und den dazugehörenden bandförmigen Schildbuckel. Auf ihm und zwei Resten der Schildrandbeschläge waren an verschiedenen Stellen Gewebereste angerostet. L. des Schildbuckels 22, Br. 11 cm: Taf. VIII, 1. Die Gewebereste erstrecken sich auf der linken Hälfte des eigentlichen Buckels mit Unterbrechungen über seine

ganze Breite: Taf. VIII, 3, während sie am linken Schildbuckelrande nur in einzelnen Teilen erhalten sind. Allerdings sitzen hier längs der Kante die besterhaltenen Stücke. Taf. VIII, 2. Sie sind in einer Länge von 8 cm und einer Breite von 1,8—2,2 cm erkennbar. Das übrige ist durch die angerostete Schwertkette verdeckt. Auch das nicht von ihr bedeckte Gewebestück an der Kante erreicht noch an einzelnen Stellen auf der Unterseite eine Breite bis zu 0,3 cm. Die einfache Leinenbindung ist anscheinend aus Wollfäden hergestellt. Ketten- und Schußfäden sind beide links gesponnen. Stellenweise hat man den Eindruck, als wäre die Kette stärker und gröber als der Schußfaden. Sie scheint mehrfach gezwirnt zu sein. Der Schußfaden ist bisweilen vollständig vergangen, so daß der Kettenfaden ganz bloß liegt. An manchen Stellen liegen die einzelnen Wollfädchen vollkommen auseinander, so daß die Zwirnung verhältnismäßig gut zu erkennen ist. Die durchschnittliche Fadenstärke der Kette ist 1 mm, die des Schusses 0,7 mm. Auf 1 qcm kommen 5 Ketten und 5 Schußfäden. Das Gewebe ist auch hier wieder ziemlich lose und mit wenig Sorgfalt hergestellt. Welchem Zweck das grobe Wolltuch im Grabe gedient hat, ist durch seine Lage am Schildbuckelrande angedeutet. Der Beschlag war demnach bei der Bestattung des Toten vom Holzschilde abgelöst worden. In völlig unberührtem Zustand wurde er im Grabe auf der einen Breitseite hochkant aufgestellt gefunden. Der zerbrochene Schild überdeckte die rechte Seite des Toten. Die Lage der Schildrandbeschläge im Grabe spricht dafür. Als wichtigster Bestandteil des Schildes wurde er gesondert in diesem groben Wolltuch beigesetzt. Die vom Ledergürtel herabhängende und unmittelbar an den Rand des Schildbuckels anstoßende Schwertkette lag darüber. Eine andere Auffassung wäre, daß es Reste des linken Ärmels vom Gewande des Toten sein könnten. Dem widerspricht aber die Lage der Schwertkette am Schildbuckelrande.

Die an den Schildrandbeschlägen haftenden Gewebereste entstammen, nach ihrem Rohstoff und ihrer Ausführung zu urteilen, demselben Zeugstreifen, worin auch der Schildbuckel gehüllt war. Länge der Beschläge 6,5 und 6 cm. Dm. 1 cm. Auf dem längeren Stück sitzt das Gewebe dicht an der Kante der Außenseite. Es ist hier in einer Länge von 1,1 und einer Breite von 0,8 cm erhalten. An dem zweiten Beschlagrest zieht es sich ebenfalls längs der Kante, und zwar in der ganzen Länge des Beschlages in zirka 1 cm Breite hin (vgl. S. 121, Abb. 15,6). Die Gewebereste lassen die Vermutung zu, daß außer dem Schildbuckel auch der übrige Teil des Schildes mit einem Tuch überdeckt worden war.

Thiemendorf Kr. Steinau

Lit.: Altschlesien I S. 87 f. (Jahn); Ortsakten.

In der 2 km nördlich des Dorfes gelegenen Sandgrube wurden im Jahre 1910 vom Altertumspfleger Ullrich neben einer Anzahl jungbronzezeitlicher Urnengräber zwei kaiserzeitliche Skelettgräber geborgen.

Grab 2 enthielt als Beigaben einen Eisenpfriem (Inv. Nr. 661 : 10) und zwei Schnallen, von denen die eine aus Eisen (Inv. Nr. 662 : 10) an der rechten, die andere aus Bronze mit eisernem Dorn (Inv. Nr. 663 : 10) an der linken Hüfte gelegen hatte. Die letztere ist von rundstabigem Durchmesser und massiv aus Bronze gegossen. Dm. 5, St. 0,9 cm. Auf der Unterseite des stark verrosteten Dornes ist ein Stück Gewebe angerostet. L. 4, Br. 2,3 cm. Es ist in leichter Wölbung nach dem Ringinnern zum Dorn hin gebogen. Die Leinenbindung ist schon mit bloßem Auge gut zu erkennen. Das Rohmaterial ist Flachs. Der Faden für Kette und Schuß ist links gesponnen und gleichmäßig dick, im Vergleich mit den früheisenzeitlichen sehr fein, die durchschnittliche Stärke beträgt 0,3 mm. Der Faden ist ungezwirnt. Das Gewebe ist verhältnismäßig dicht und gleichmäßig. An einer Stelle scheint der Faden zusammengeknotet zu sein. Auf 1 qcm kommen

14 Ketten und 11 Schußfäden. Das Gewebe stammt mit größter Wahrscheinlichkeit vom Gewande des Toten, und zwar von dessen Innenseite, weil der Dorn der Schnalle darüberliegt. Hiernach hat die Kleidung des Toten wenigstens zum Teil aus einem verhältnismäßig feingewebten Leinenstoff bestanden. Abb. 1.

Abb. 1. Thiemendorf. $^1/_1$

Groß Sürding Kr. Breslau

Lit.: Altschlesische Blätter IV 1931 S. 50 (Zotz). Forschungen und Fortschritte 1931 S. 262 (Zotz). Ortsakten.

Auf dem spät-kaiserzeitlichen Friedhofe am Loheberge wurden bei der amtlichen Grabung des Jahres 1931 in den Gräbern 37, 38 und 40 auch einige Zeugnisse der Textilkunst gefunden.

Skelettgrab 37 hatte als Beigaben ein eisernes Messer, eine eiserne Schnalle und vier unbestimmbare, aber wohl zusammengehörige Eisenteile: Taf. VII, 2, 5—6, eines davon mit einem kleinen halben Bronzering von 2 cm Dm. zusammengebacken. Auf den Eisenteilen sind Gewebereste zu erkennen.

Eisenrest 1 ist nur auf der einen Seite: Taf. VII, 6, vollkommen mit einem Gewebe überzogen. L. 4,3, Br. 1,8 cm. Die Struktur ist verhältnismäßig deutlich.

Eisenrest 2, auf beiden Seiten mit Stoffresten überzogen. L. 5,2, Br. 2,3 cm. Auf der Vorderseite: Taf. VII, 5, ist der Stoff ganz unregelmäßig gelagert, z. T. gefaltet. Der auf der Rückseite angebackene Geweberest weicht von den übrigen durch seine Leinenbindung ab.

An Eisenrest 3 sind auf beiden Seiten in ganzer Länge Stoffreste der gleichen Bindung, wie sie Eisenrest 1 und die Vorderseite von 2 haben, angerostet: Taf. VII, 2. L. 3,5, Br. 1,5 cm.

Eisenrest 4. Die auf der einen Seite des Stückes in dessen ganzer Ausdehnung sichtbaren Gewebereste gleichen denen von Eisenrest 1—3. L. 3,5, Br. 1,5 cm.

Je nach der Lage und ursprünglichen Bestimmung der Eisenteile lag das Gewebe in dieser oder jener Falte unter oder über dem Eisengegenstand, so daß die Bindung des Gewebes jetzt in verschiedenen Formen zu sehen ist. Vgl. Taf. VII, 6 mit Taf. VII, 2. Sämtliche Stoffreste sind aus Flachs gewebt. Mit Ausnahme der Rückseite von Eisenteil 2 ist die Bindung als Köper in rautenförmiger Musterung hergestellt. Ketten und Schußfäden sind, soweit es festzustellen ist, links gesponnen und von gleicher Fadenstärke. Sie beträgt durchschnittlich 0,3 mm. Die beste Ansicht bietet der Geweberest auf Eisenteil 1: Taf. VII, 6. Hier befindet sich der Rautenköper in normaler Lage, das heißt so, wie er sich in seiner Webelage am Webstuhl befand. Die rautenförmige Anlage der Musterung ist noch einigermaßen zu erkennen. Der Stoff ist ziemlich dicht gewebt. Die auf der Abbildung sichtbaren, dicken Fäden sind die Kette. Es kommen gegen 14 Kettenfäden auf 1 qcm. Die Anzahl der Schußfäden auf der gleichen Fläche ist nicht mehr festzustellen. Die Herstellung dieses Gewebes verlangt eine kompliziertere Form des Webstuhls, als das in den vorher besprochenen Funden immer wiederkehrende, leinenbindige Gewebe. Das Groß Sürdinger Rautenmuster dürfte im großen ganzen dem Rautenmuster und Webeschema von Bernuthsfeld Kr. Aurich ähneln. Abb. 3.

Bei dem leinenbindigen Gewebe auf der Rückseite von Eisenteil 2 ist der Rohstoff Flachs. Die Spinnart und Stärke des Fadens ist nicht zu erkennen, doch haben Kette und Schuß die gleiche Stärke. Das Gewebe ist ziemlich dicht. Auf 1 qcm kommen 14 Ketten und 15 Schußfäden.

Für die Verschiedenheit der Gewebe an demselben Eisengegenstand lassen sich mehrere Erklärungen geben.

Wir wissen ja, daß dieser in der Gürtelgegend gelegen hat. Dort kann er vom Obergewand überdeckt gewesen sein und auf diese Weise einerseits den Abdruck der Unterlage, z. B. der Hose, andrerseits des Obergewandes empfangen haben. Statt des Obergewandes kann man auch an einen den Toten einhüllenden Mantel oder eine Decke denken, und endlich ist noch mit der Möglichkeit eines Flicken aus anderem Stoff zu rechnen.

Grab 38. Das Skelett hatte als einzige Beigabe in der Bauchgegend eine bronzene Riemenschnalle, am Bügel mit 6 silbernen Nieten verziert. L. 3,2, Br. 2,5 cm. Der Dorn besteht aus Eisen. An ihm ist auf der Rückseite auf einer dünnen, weißen, noch nicht näher bestimmten Unterlage, ein sehr gut erhaltenes Stückchen leinenbindiges Leinengewebe angebacken. L. 1,2, Br. 0,3 und 0,2 cm. Der Faden ist links gesponnen. Kette und Schuß haben die gleiche Fadenstärke. Ob der Faden gezwirnt ist, kann nicht festgestellt werden. Stärke 0,1 mm. Er ist zwar sehr fein gesponnen, doch zeigt er da und dort kleine Unebenheiten. Das Gewebe ist porös. Der Schuß ist wenig fest angeschlagen. Auf 1 qcm kommen 16 Ketten und 18 Schußfäden. Die Riemenschnalle hat auf dem Gewand des Toten aufgelegen. Taf. VII, 4.

Grab 40. Die Lage der Skeletteile machten den Eindruck, als wenn die Leiche bei der Bestattung in vollkommen zerstückeltem Zustand beigesetzt worden wäre. Als Beigaben fanden sich eine eiserne Fibel, zwei Schnallen, davon eine aus Eisen, die andere aus Bronze, ein eisernes Messer und in der Gegend der linken Schulter zwei Eisenteile mit anoxydierten Stoffresten.

Eisenteil 1 zeigt auf einer Seite an verschiedenen Stellen Stoffreste angebacken. L. der Stoffreste auf der einen Seite 3,2, auf der anderen 1,2 cm, Br. auf beiden Seiten 0,6 cm. Sie werden in der Mitte durch ein darüberlagerndes Eisenteilchen getrennt, haben aber ursprünglich wohl ein Stück gebildet.

Eisenteil 2, ein dünnes Blech, an einer Stelle sitzt noch der Rest eines nietenähnlichen Stückes auf. Über die ganze Fläche ist beiderseitig ein Gewebe aufgerostet. Seine Größe deckt sich demnach mit der des Eisenteiles: sie beträgt 2,3 : 2 cm. Der Stoff war in Leinenbindung gewebte Leinwand. Kette und Schuß haben die gleiche Fadenstärke und sind gleichmäßig links gesponnen. Dm. des Fadens 0,3 mm. Auf 1 qcm kommen 10 Ketten und 14 Schußfäden. Wie immer, ist der Faden nicht ganz gleichmäßig gesponnen. Taf. VII, 3.

Das Gewebe auf den beiden Eisenteilen stammt sicherlich von demselben Kleidungsstück oder Stoffe. Eisenrest 1 kann eine Fibel gewesen sein, die das Gewand an der linken Schulter zusammengehalten hatte.

Beispiele für die Erhaltung vorgeschichtlicher Gewebe in Verbindung mit Eisengegenständen sind aus der Literatur mehrfach bekannt. Das Gräberfeld von Hallstatt[8]) enthielt z. B. eine Anzahl eiserne Schwerter, auf denen Gewebereste angerostet oder abgedrückt waren. Derartig konservierte Gewebe sind für die frühe Eisenzeit Mittel- und Nordeuropas fast die einzigen Zeugen der Weberei. Später treten bildliche Darstellungen und schriftliche Über-

[8]) Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt. S. 27 f.

lieferungen der Tracht hinzu, die besonders von den Kelten der Latènezeit in reichem Maße vorhanden sind[9]). In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten häufen sich die Funde und Unterlagen für einfache und komplizierte Gewebe. Hier ergänzen besonders die Gewänder der Moorleichen in Schleswig-Holstein[10]) und Hannover[11]) unsere Kenntnis der verschiedenen Gewebearten.

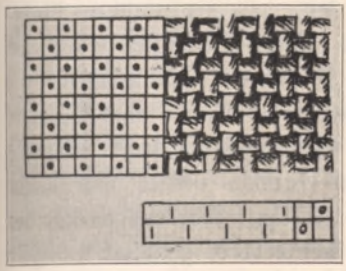


Abb. 2. Marx-Stapelstein

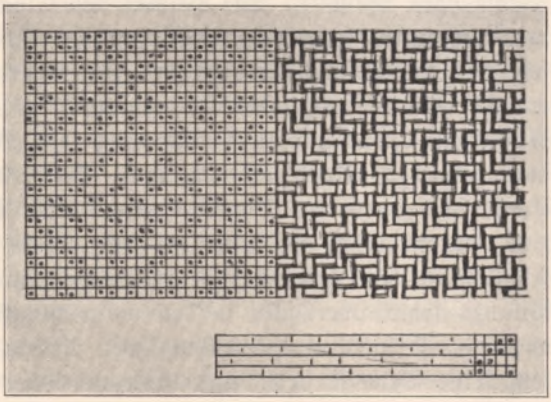


Abb. 3. Bernuthsfeld

(Abb. 2–3 nach Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen)

Es bedarf dieses fremden Materials, um das Bild, das uns die schlesischen Funde vom Stande der früh-eisenzeitlichen, keltischen und germanischen Webekunst geben, zu vervollständigen. Unmittelbar lehren uns die beschriebenen Gegenstände nur, welche Rohstoffe und welche Fadenbindungen die gebräuchlichsten waren. An den Gegenständen der frühen Eisenzeit konnte der Leinenfaden in Alt Köln, Dammratsch und Jungwitz: Taf. VII, 1, 7, Taf. VIII, 4, 6, 7—8, der Wollfaden in Wohlau-Ost festgestellt werden: Taf. VIII, 5.

Die Fadenbildung ist bei allen Geweben die einfache leinenbindige, wie sie das Webeschema von Marx-Stapelstein: Abb. 2, wiedergibt. Der Geweberest auf dem keltischen Schildbuckel von Glosenau: Taf. VIII, 1—3, deutet ebenfalls auf Wolle, in Leinenbindung. Bei den Funden der späten Kaiserzeit aus Thiemendorf: Abb. 1, und Groß Sürding Grab 37, 38, 40: Taf. VII, 2—6, ist nur der Leinenfaden vorhanden. Eine Ausnahme bildet Sacrau, wo Buschan einen gröberen und feineren Wollfaden festgestellt hat[12]). Neben die Leinenbindung, die auch in der Kaiserzeit vorherrscht, tritt jetzt häufig die für diese Zeit typische Köperbindung. Sie ist durch die Funde von Sacrau und Groß Sürding Grab 37 belegt: Taf. VII, 2, 5—6, hier schon in der variierten Form

[9]) Götze, Kleidung, in Eberts Reallexikon VI.
[10]) Mestorf, Moorleichen. Kieler Berichte 42 (1900), 44 (1907).
[11]) Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen (Teil 3).
[12]) Langenhan a. a. O. S. 104.

des Rautenköpers. Vgl. das Webeſchema von Bernuthsfeld: Abb. 3. Eine Farbigkeit der Stoffe war nicht nachzuweiſen, weil die Gewebe die dunkelbraune Farbe des Eiſenroſtes angenommen hatten.

Die im geſamten Mittel- und Nordeuropa bekanntgewordenen Gewebe beſtehen vom Neolithikum bis zur Völkerwanderungszeit faſt ausſchließlich aus Flachs oder Wolle[13]). Die Heimat des Flachſes wird in Aſien vermutet, wo in Babylonien bereits in vorſardoniſcher Zeit, etwa um 2800 v. Chr., eine ſehr gute Leinenindustrie beſtand. In reichſtem Maße iſt der Flachs für Mitteleuropa teils in unbearbeitetem Zuſtand, teils in den verſchiedenſten Gewebebindungen allein und in Verbindung mit Baſt aus den neolithiſchen Pfahlbauten[14]) der Alpenſeen erhalten. Hier iſt er unter beſonders günſtigen Umſtänden durch das Waſſer konſerviert. Der Flachs der Pfahlbauten[15]) iſt eine mehrſtenglige Pflanze, die dem linum austriacum ähnelt und keinerlei Ähnlichkeit mit dem heut gebräuchlichen linum usitatissimum zeigt. Letztere Pflanze fehlt überhaupt in den vorgeſchichtlichen Funden Mittel- und Nordeuropas. Erſt Plinius erwähnt ihren Anbau in Italien. Nordeuropa hat bis jetzt keine Beweiſe ſtein- und bronzezeitlicher Leinenweberei geliefert[16]). Für die ältere und jüngere Bronzezeit Mitteleuropas bleiben als Beweiſe für den Flachsbau einzelne Gewebe aus den Salz- und Kupferbergwerken des Salzkammerguts[17]) (Dürrnberg bei Hallein), ſpäterhin die wenigen auf Bronze und Eiſenbeigaben erhaltenen Gewebereſte[18]). Die Kenntnis des Flachsbaues und der Leinweberei bei den Germanen bezeugen Plinius und Tacitus[19]). Beide ſprechen von der Vorliebe der Germaninnen für leinene Kleider, die in unterirdiſchen Räumen gewebt wurden.

Der Gebrauch der Wolle iſt in Nord- und Mitteleuropa im Gegenſatz zum Orient für die jüngere Steinzeit nicht nachweisbar. Das Schweigen der Funde beweiſt aber nicht, daß die Wolle nicht ſchon damals bekannt war. In den Pfahlbauten der Schweizer Seen kommen vereinzelt Leinengewebe vor, aus denen mehrfach Teile herausgefallen ſind. Man vermutet an dieſen Stellen

---

[13]) Der Gebrauch des Hanfes als Geſpinſtfaſer, deſſen Urheimat im ſüdlichen Sibirien vermutet wird, iſt erſt um die Wende des 5. vorchriſtlichen Jahrhunderts, und zwar in Süd- und Weſteuropa, nachgewieſen. Allerdings ſoll bereits im neolithiſchen Pfahlbau von Thaingen eine Hanfſchnur gefunden worden ſein. (Götze und Ed. Hahn, Hanf, in Eberts Reallexikon V.) Die Gallier des Rhonetales waren ſchon im 3. Jahrhundert v. Chr. Meiſter der Hanfverarbeitung.

[14]) z. B. in den Pfahlbauten von Robenhauſen, Irgenhauſen, Schuſſenried im Federſeemoor, Wangen, Murten, Niederweil uſw.

[15]) Götze, Flachs, in Eberts Reallexikon III.

[16]) Man vermutet, daß die fehlenden Gewebeteile der Gewebe in Baumſargfunden Flachsgeſpinſte waren.

[17]) Hell, Funde aus dem prähiſtoriſchen Bergbau. Feſtgabe zur Tagung der Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft in Salzburg. 1926 S. 84f.

[18]) Sacken a. a. O. S. 27f.

[19]) Vgl. Hoops, Flachs, in Hoops Reallexikon.

eingewebte Wollfäden, die infolge ihrer ſtarken Hornſubſtanz im Waſſer aufgelöſt wurden. In der Bronzezeit ſcheint die Verarbeitung der Wolle in ganz Europa verbreitet geweſen zu ſein. Die ſicherſten Beweiſe dafür liefert für die ältere Bronzezeit Nordeuropa. Die aus den däniſchen Grabhügeln aus eichenen Baumſärgen geborgenen, und durch die Gerbſäure ganz ausgezeichnet erhaltenen Wollgewänder ſuchen ihresgleichen in der geſamten europäiſchen Vorzeit. Die hier verwendete Wolle ſtammt faſt ausſchließlich von ſchwarzen und braunen Schafen, nur ganz ſelten von weißen. Zur Erhöhung der Haltbarkeit des Fadens wurden faſt immer Hirſch-, Rinder-, Ziegen- und Pferdehaare miteingeſponnen. Zur Verſchönerung der Gürtelquaſten[20]) wurde die Wolle von jungen Lämmern verwendet. Sie zeichnete ſich durch beſonderen Glanz aus. Der mit dieſen Gewändern gleichaltrige Mantel aus dem Torfmoor vom Gerumsberg in Schweden[21]) iſt aus brauner Schafwolle, die mit Hirſchhaaren zuſammengeſponnen war, gewebt. Die Funde aus den Kupfer- und Salzbergwerken des Salzkammerguts[22]) aus der jüngeren Bronzezeit ſind teilweiſe aus gefärbter Wolle hergeſtellt. Wollgewebe der frühen Eiſenzeit ſind ebenſo wie Leinengewebe nur aus den an Metallgeräten angeroſteten Reſten nachweisbar. Hier iſt eine ſichere Ermittlung der zum Weben benützten Rohſtoffe äußerſt ſchwierig. Sacken[23]) erwähnt ein Schwert „mit anhaftendem Gewebe, das wahrſcheinlich aus Schafwolle hergeſtellt war". Für die Latènezeit bieten ſchon ſchriftliche Überlieferungen, beſonders für die Kleidung der Kelten[24]), gute Anhaltspunkte. Dieſe trugen neben anderen Gewändern einen „wollenen Wintermantel". In den ſpäteren Jahrhunderten, vor allem in der römiſchen Kaiſerzeit, ſind die Gewänder der Bevölkerung Mittel- und Nordeuropas vielfach aus Wolle gearbeitet. Die Kleidung der Moorleichen Schleswig-Holſteins und Hannovers gibt dafür die beſten Beweiſe.

Bei der Frage nach Form und Art der verwendeten Webeſtühle iſt man lediglich auf Vermutungen angewieſen und zwar z. T. in Anlehnung an antike, ägyptiſche[25]) und griechiſche[26]) Webſtühle. Zugleich bieten auch ethnologiſche Vorlagen wertvolle Anhaltspunkte[27]). Es herrſcht im allgemeinen die

---

[20]) Soph. Müller, Nord. Altertumskunde. Bd. I S. 268f.

[21]) Lindqviſt, Gerumsmantel, in Eberts Reallexikon IV.

[22]) Kloſe, Ein buntes Gewebe aus dem prähiſtoriſchen Salzbergwerke auf dem Dürrnberge bei Hallein. Feſtgabe z. Tagung der Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft in Salzburg 1926. S. 94f., Hell a. a. O. S. 84f.

[23]) Sacken a. a. O. S. 27f.

[24]) Götze, Kleidung, in Eberts Reallexikon VI.

[25]) Wandgemälde aus Theben und Gemälde von Beni Haſſan. Vgl. Kimakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerkzeuge. Mannus-Bibliothek Nr. 2 1911 S. 53 Abb. 82.

[26]) Sog. Webſtuhl der Penelope. (Gemälde auf einem aus Chiuſi ſtammenden Skyphos). Vgl. Kimakowicz-Winnicki a. a. O. S. 39 Abb. 69.

[27]) Die Handweberei der exotiſchen Völker, Bericht, herausgegeben vom Tuchhaus Michovius, Cottbus. Abb. der Webſtühle der Berber und der Eingeborenen von Djombe.

Annahme, daß der europäiſche Webſtuhl ſenkrecht ſtand. Es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß auch der waagerechte, wie er in Ägypten bevorzugt wurde, da und dort bekannt war. Die Herſtellung des Mantels von Gerum[28]) aus der Per. II der nordiſchen Bronzezeit ſoll nach verſchiedenen Verſuchen nur auf einem derartigen Webſtuhl mit beſonderen Eigenheiten möglich geweſen ſein. Für das Vorhandenſein des ſenkrechten Webſtuhles ſpricht eine von Meſſikommer in den neolithiſchen Pfahlbauſiedlungen von Robenhauſen entdeckte Webvorrichtung[29]). Die auf einer früheiſenzeitlichen Tonvaſe von Oedenburg[30]) in einfacher Strichzeichnung dargeſtellte Spinn- und Webſtube zeigt einen aufrechtſtehenden Webſtuhl, an dem die Webefolge von oben nach unten geht. Soviel erſichtlich, ſind die Längsfäden durch kleine Gewichte beſchwert.

Unter Zuhilfenahme der verſchiedenſten Erfahrungen und Vorbilder ſind mehrfach primitive, ſenkrechtſtehende Webſtühle rekonſtruiert worden, auf denen mit mehr oder weniger Schwierigkeiten heute faſt alle vorgeſchichtlichen Gewebe hergeſtellt werden können. Die wichtigſten ſind: Der Rahmenwebſtuhl mit loſem oder feſtem Trennſtab, auf dem der ſenkrechte Faden oben und unten am Querbaum feſtgeknüpft iſt. Der Gitterwebſtuhl von Prof. Kimakowicz-Winnicki mit Tuch und Garnbaum[31]). Von ihm ſagt Krämer[32]) mit Recht, er ſei für die Urform viel zu kompliziert und es könnten auf ihm wohl nur Bänder und loſe Gewebe, niemals aber dichte Tücher gewebt werden. Als letzter wäre der Schäftewebſtuhl, ebenfalls mit loſem oder feſtem Trennſtab, zu erwähnen. Bei ihm ſind die einzelnen Längsfäden je nach der gewünſchten Bindung durch kleine Schnürchen („Litzen") mit einem oder mehreren Querſtäben, den Schäften, verbunden. Die Längsfäden werden auch hier durch Webegewichte ſtraffgehalten. Nebenbei ſei angeführt, daß am Webſtuhl, ſei er ſenkrecht oder waagerecht, der unverändert in ſeiner Lage verharrende Faden, in unſerem Falle wäre es der ſenkrechte, „die Kette", der waagerecht hindurchgeworfene, alſo der bewegliche, „Einſchlag" oder „Schuß" genannt wird. Dieſer Schäftewebſtuhl lehnt ſich am ſtärkſten an die primitiven Webſtühle der heutigen Naturvölker an. Er dürfte demnach den größten Anſpruch auf eine Ähnlichkeit mit dem urzeitlichen Webſtuhl machen. J. J. A. Worſaae entdeckte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Färör-Inſeln den Rahmen eines mittelalterlichen Schäftewebſtuhles, den er als Nachkommen des vorgeſchichtlichen Webſtuhles anſah. Paur, ein Züricher Bandfabrikant, webte kurz nach der Aufdeckung des Pfahlbaues von Robenhauſen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf

---

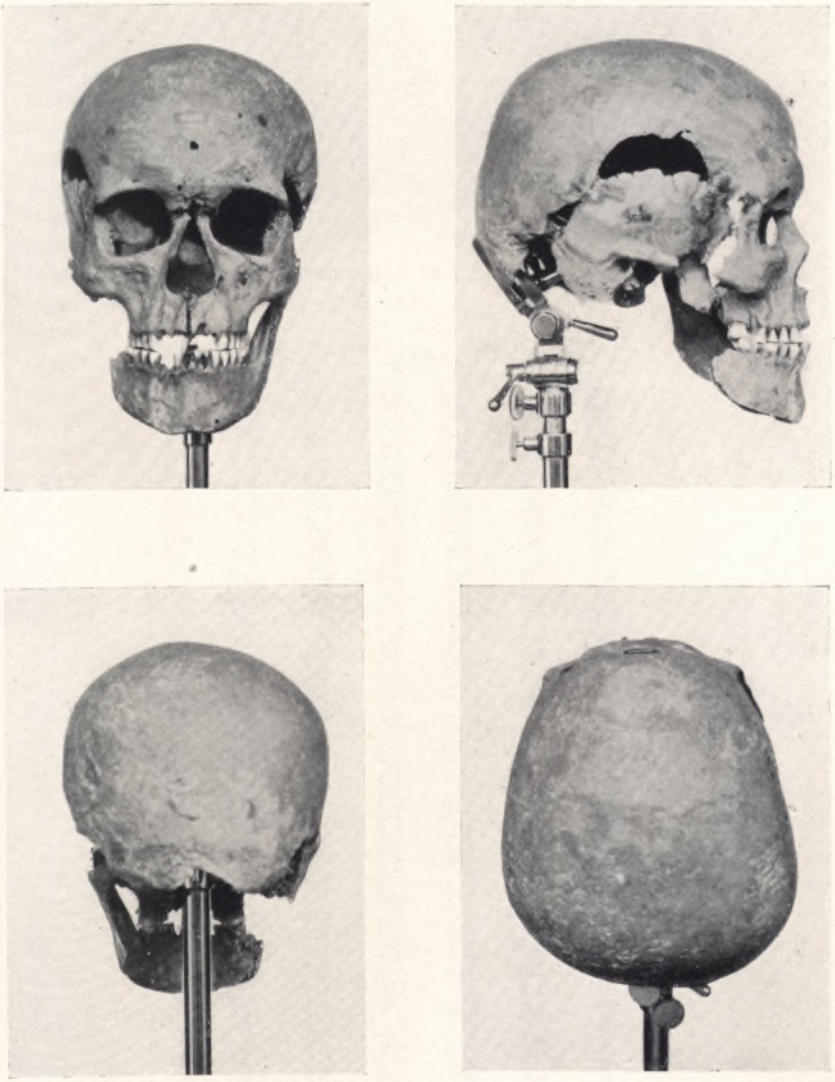
[28]) Lindqviſt a. a. O., beſondere Unterſuchung v. Waltersdorff.

[29]) Meſſikommer a. a. O. S. 71 f.

[30]) Hoernes, Urgeſchichte der bildenden Kunſt S. 559.

[31]) Kimakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerkzeuge. Mannus-Bibliothek Nr. 2 1911 S. 50 Abb. 74.

[32]) Auguſtin Krämer, Anfänge und Unterſchiede des Flechtens und Webens und Beſprechung einiger alter Webeſtühle, Zeitſchr. f. Ethnologie 1927 S. 375.



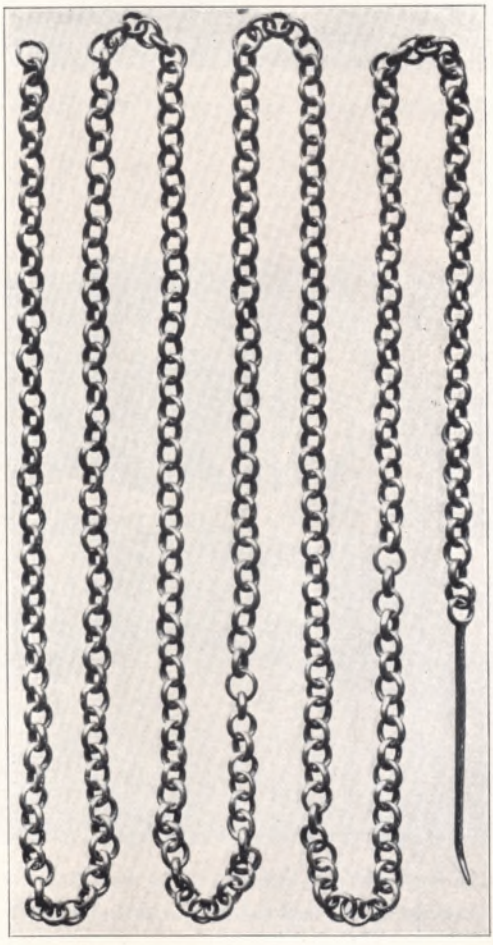
Schädel von Würben
Nach Jankowsky, Anthropologischer Anzeiger Jahrg. VIII, Heft 1

Zu S. 88

WOJEW. BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

1

1 Opperau, Grab 28. Etwa 1/4
S. 89 ff.



2

2 Gollschau, Kettennadel. Etwa 1/3
S. 105 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

Die rechteckige Grabgrube in dem Lampersdorfer Hügelgrab

Ausgrabung eines fundleeren bronzezeitlichen Grabhügels in Lampersdorf Kr. Oels
(Die eingesteckten Stäbchen bedeuten Pfostenlöcher)

S. 108 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

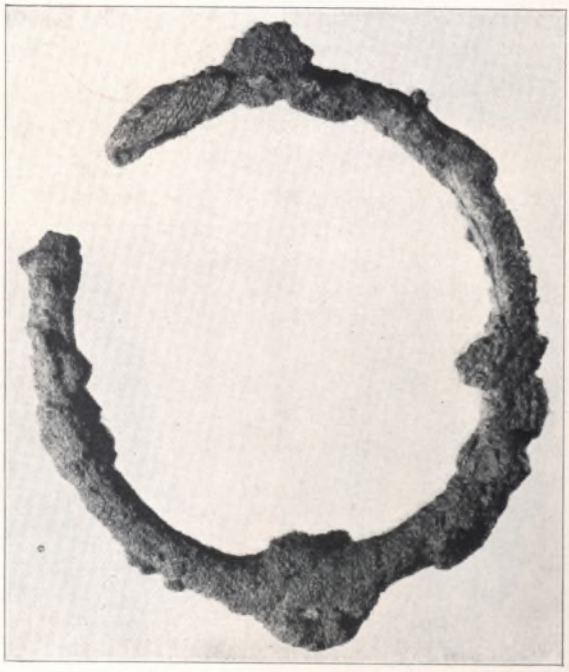
1 Dammratsch. 1/1

2 Groß Sürding, Grab 37. 1/1

3 Groß Sürding, Grab 40. 1/1

4 Groß Sürding, Grab 38. 1/1

5–6 Groß Sürding, Grab 37. 1/1



7 Alt Köln. 2/3

Zu S. 69ff.

1 Glofenau. 1/3

2 Glofenau. 1/1

4 Dammratsch. 1/1

3 Glofenau. 1/1

5 Wohlau-Ost. 5/4

6 Jungwitz. 5/4

7–8 Alt Köln. 1/1

Zu S. 69 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
w
OPOLU

einem von ihm rekonstruierten Schäftewebstuhl alle dort gefundenen steinzeitlichen Gewebe nach, so daß Messikommer (a. a. O. S. 71) schrieb: „Die Rekonstruktion des Webstuhles gelang in so vorzüglicher Weise, daß wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen können, der Webstuhl von Robenhausen habe gerade so ausgesehen und nicht anders".

Für die Bedienung des senkrechten Webstuhles genügte eine Person. Dagegen verlangte der waagerechte in seiner Form zwei Arbeiter. So sind an dem ägyptischen Webstuhl von Beni Hassan[33]) zwei Weber abgebildet.

Zur Herstellung von kleineren Gewebestücken wie besonders abgepaßten Gürteln, Schals[34]) und Bändern konnten außer einem senkrechten Webstuhl auch noch einfachere Einrichtungen benutzt werden, z. B. das sogenannte orientalische Webebrettchen, wie es Prof. Kimakowicz-Winnicki in Salzburg bei Hermannstadt noch in Gebrauch sah[35]). Hier war ein schmales, dünnes Holzbrettchen an beiden Enden mit einer gleichen Anzahl kleiner Löcher versehen. Durch diese wurden die für das Band notwendigen Längsfäden gezogen und auf der Rückseite zusammengeknotet. Mit einer einfachen Nadel wurde der Querfaden hindurchgeführt. Ein ähnliches Verfahren kann bei der Herstellung des Bandes am Ring von Alt Köln Kr. Brieg angewendet worden sein.

Von den beiden Bindungen, der Leinen- und der Köperbindung, ist die Leinenbindung die frühere, zweifellos auch die ursprünglichere, da sie sich streng an eine ganz primitive Vereinigung zweier Fadeneinheiten anlehnt. Sie ist gegenüber dem Köper die festere und solidere Bindung. Niemals fehlt sie in der ganzen Vorzeit bei irgendeinem Volke gänzlich, wenn sie auch da und dort nach dem Wunsche der Weberin bei einzelnen Kleidungsstücken zurücktritt. Sie erhält Musterungen, indem der Kettenfaden stärker als der Schuß ist. Dann wieder ist die Kette einfach und der Schuß doppelt. Die Leinenbindung ist im allgemeinen bis heutigen Tages, man darf wohl sagen, die vorherrschende geblieben.

Neben ihr steht seit der jüngeren Steinzeit die Köperbindung. Sie zeichnet sich durch größere Weichheit und Geschmeidigkeit aus. Wenn sie hier auch nur ganz vereinzelt vorkommt, so ist sie doch in Mitteleuropa gleichzeitig mit der Leinenbindung nachzuweisen. So bei einem Gewebe von Robenhausen, worin die Fäden nicht nachträglich eingestickt, wie des öfteren behauptet wird, sondern miteingewebt sind. Paur hat es seinerzeit auf einem vierschäftigen Webstuhl rekonstruiert[36]). Der geköperte und in sich gemusterte Mantel von Gerum ist ein einzigartiges Belegstück für die große Handfertigkeit der germanischen

[33]) Kimakowicz-Winnicki a. a. O. S. 53 Abb. 82.

[34]) z. B. aus dem Baumsarg von Trindhoi. Boye, Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark. Taf. XX.

[35]) Kimakowicz-Winnicki a. a. O. S. 22f.

[36]) Messikommer a. a. O. S. 72.

Völker Nordeuropas in der älteren Bronzezeit. Sie trifft zusammen mit den außerordentlich reichen und hochstehenden Belegen der Bronzetechnik. Der Ausspruch des Ethnologen Krämer[37]) über die nord- und mitteleuropäische Weberei der Vorzeit: „Ich bezweifle aber sehr, ob die Menschen der Bronze- und Hallstattzeit auch nur einen Litzenstab (Schaft) gehabt haben, geschweige denn mehrere", dürfte demnach nicht berechtigt sein. Geköpert sind einzelne Gewebe aus den Kupfer- und Salzbergwerken des Salzkammerguts, so vom Dürrnberg bei Hallein[38]) aus der letzten Stufe der Bronzezeit (oder Hallstatt A nach Reinecke). Aus dem jungbronzezeitlichen Hügelgrab von Klein Rössen[39]) ist ein an eine Gewandnadel geröstetes Köpergewebe bekannt. In den Gewändern der spätgermanischen Moorleichen wetteifert das Köpergewebe mit dem leinenbindigen.

Die Gewebe an sich sind selten abgepaßt, das heißt, man hat beim Weben nicht die Größe des Kleidungsstückes berücksichtigt, sondern gewebt, soweit es eben der Webstuhl erlaubte. Die Gewänder aus den Baumsärgen sind gewöhnlich so lang, wie der Webstuhl breit war. (1,15 m.) Darin macht der gleichzeitige Mantel von Gerum eine Ausnahme. An den Moorleichen kamen mitunter abgepaßte Gewänder vor, doch war es für die Weberin sehr schwer, längere Zeugstücke herzustellen. Z. B. hatte die Moorleiche von Damendorf im Seemoor (Schleswig) ein abgepaßtes Gewand von 2,38 m Länge. Seine obere Breite war 1,83, die mittlere 1,50, die untere 1,68 m.

Eine Verschiedenfarbigkeit der Gewandung zu erzielen, ist schon sehr zeitig versucht worden, wenn auch die ursprüngliche Farbigkeit der Stoffe selten genug erhalten blieb. In den Pfahlbauten stand der Rötel und Ocker zum Rotfärben und die Frucht des Attichs (giftiger Holunder) zum Blaufärben zur Verfügung. In der frühen Bronzezeit wurde die Buntheit größtenteils nicht durch Färben, sondern durch die Wollfäden verschiedener Tiere erzielt. Die Stoffreste aus den Salz- und Kupferbergwerken bestehen mitunter aus gefärbter Schafwolle von dunkelbrauner, ockergelber und grünvioletter Schattierung. Für die spätere Zeit läßt sich die Farbe seltener nachweisen, nur bei den Moorleichen finden sich Gewebe mit helleren und dunkleren Fäden (teilweise auch Grünfärbung darunter), die wohl z. T. gefärbt sein können.

---

[37]) Krämer a. a. O. S. 376.
[38]) Klose a. a. O. S. 94.
[39]) Sächs. Jahrschr. B. III (1904).

Neue Funde aus der Glockenbecherkultur

Von Hans Seger

In meiner 1916 erschienenen Übersicht über die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens (Schles. Vorzeit N. F. VII) nahm die Glockenbechergruppe mit nur drei Fundstellen (Woischwitz Kr. Breslau, Groß Jeseritz Kr. Nimptsch, Katscher Kr. Leobschütz) einen bescheidenen Platz ein. 1926 habe ich dazu einige Nachträge gebracht (Altschlesien I 216 f.: Krokwitz Kr. Breslau, Woinowitz Kr. Ratibor, Schlesien, Fundort unbekannt). Seitdem hat sich das Material durch neue Funde beträchtlich vermehrt, und es sind auch einige ältere hinzugekommen, deren Einordnung in diese Gruppe erst neuerdings vorgenommen wurde. Ihre Bekanntgabe erscheint um so mehr erwünscht, als die Glockenbecherkultur durch verschiedene wertvolle Untersuchungen[1]) gegenwärtig erhöhtes Interesse gewonnen hat und für die brennenden Fragen der Chronologie unserer Stein-Bronzezeit nach wie vor ausschlaggebende Bedeutung besitzt. Der schlesische Fundstoff kann zwar zur Lösung der schwebenden Probleme nicht allzuviel beitragen, aber er bietet doch Gelegenheit, den einen oder anderen Punkt schärfer hervorzuheben, als bei den bisherigen Erörterungen geschehen ist.

Bleischwitz Kr. Leobschütz

Am Nordabhange des Kirschelberges, Höhe 377,7, wurden 1929 von Landwirt Josef Grötschel und Präparator Hanske aus Ratibor mehrfach Feuersteinklingen und -pfeilspitzen gefunden. Unter den an das Ratiborer Museum eingelieferten Fundstücken war auch eine kleine, beiderseits flache, achteckige „Armschutzplatte" aus bräunlich-grauem Schiefer, L. 4,6, Br. 1,9, Dicke 0,6 cm, an den Enden je einmal konisch durchlocht. Eine der Ecken ist abgebrochen. Abgeb. bei F. Geschwendt, Jagd und Fischfang der Urzeit (Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 6) S. 31, Abb. 15e und bei G. Raschke, Ergebnisse der oberschlesischen Urgeschichtsforschung (Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 8) S. 32.

Katscher (Krotfeld) Kr. Leobschütz

Die in Schlesiens Vorzeit N. F. VII 81 erwähnten Tongefäße der Glockenbecherkultur sind in der Schmackschen Lehmgrube, und zwar hauptsächlich in deren Nordwestecke, dicht an der Straße, gefunden worden. Den dazugehörigen Glockenzonenbecher hat neuerdings G. Raschke nach einer photographischen Wiedergabe abgebildet: Ergebnisse der oberschlesischen Urgeschichtsforschung (Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 8) S. 31.

An der Westseite ist vor längerer Zeit ein Dolch (Bronze?), jedenfalls auch aus einem Grabe stammend, gefunden worden. Lehrer Otto Warzecha hat ihn nach Cövenig bei

---

[1]) Artikel „Glockenbecherkultur" von P. Bosch-Gimpera in Eberts Reallexikon IV 2; G. Neumann, Die Gliederung der Glockenbecherkultur in Mitteldeutschland, Prähist. Zeitschr. XX (1929) — beide mit ausführlichen Literaturangaben. Ferner: V. Gordon Childe, The Danube in prehistory, Oxford 1929 S. 188 ff.; R. Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Bonn 1929, S. 62 ff. und 126 ff.; P. Reinecke, Die Stufe der spätneolithischen Glockenbecher in Bayern, Der Bayerische Vorgeschichtsfreund, Heft 9 (1930) S. 16 ff. Vgl. auch Mainzer Zeitschr. XXIV–XXV (1929/30) S. 61 ff.; O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, S. 388, 591 u. o.; E. Wahle, Deutsche Vorzeit, Leipzig 1932, S. 54 f. 66. Auf weitere Schriften wird im Text verwiesen werden.

Enkirch a. d. Mosel mitgenommen. Alle Versuche, das Fundstück wiederzuerlangen, waren bisher vergeblich.

Gefällige Mitteilung von G. Raschke-Ratibor.

Groß Peterwitz Kr. Ratibor

Die Urgeschichte des Dorfes Groß Peterwitz hat Raschke im Ratiborer Heimatkalender 1911 behandelt. Reichliches Material darüber enthalten die Ortsakten in Ratibor und Breslau.

Eine der ergiebigsten Fundstellen ist die Sandgrube des Stellenbesitzers Bennek östlich des Dorfes, nahe der Chaussee nach Ratibor, nördlich von Punkt 227,6 (Meßtischblatt 3417, Fundstelle 3). Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind dort Funde zutage gekommen, die zum größten Teile in Privatbesitz gelangten, aber bis zum Jahre 1928 durch die Oberschlesische Provinzial-Denkmalpflege für das Museum in Ratibor erworben wurden. Ein Teil davon entstammt Hausgruben und deutet nach Raschke auf eine spätere Phase der Nordischen (Roßwitzer) Kultur.

In keinem Zusammenhange damit stehen einige Grabfunde der Glockenbecherkultur. Der wichtigste wurde im Juni 1928 bei einer amtlichen Besichtigung geborgen. Schon vor Eintreffen des von dem erkrankten Vertrauensmanne Dr. von Richthofen entsandten Präparators Hanske hatte der Besitzer der Sandgrube abermals ein beträchtliches Stück der Grubenwand mit archäologischen Einschlüssen heruntergestoßen. Im abgestürzten Boden fand Hanske eine Anzahl verzierter Scherben, die sich später zu einem Glockenzonenbecher zusammenfügen ließen: Abb. 2, nebst einem nach seiner Lage augenscheinlich zu demselben Grabe gehörigen Henkelkruge: Abb. 3; ferner Bruchstücke einer großen Schüssel und eines Napfes des gleichen Formenkreises. Andere Scherben, darunter einer mit Schnurverzierung, einige Stücke von Hüttenbewurf und ein Reibestein ließen erkennen, daß auch Siedlungsgruben der vorher bezeichneten Art angeschnitten worden waren.

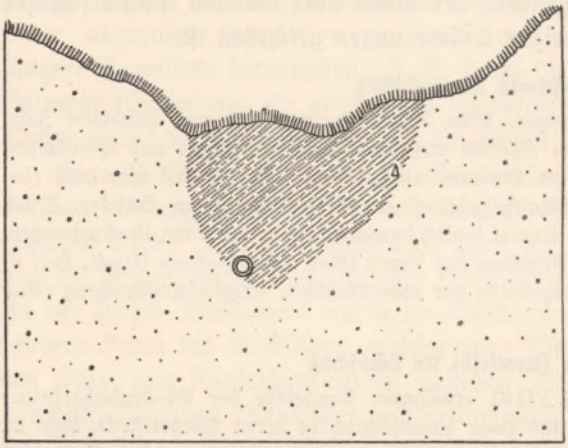
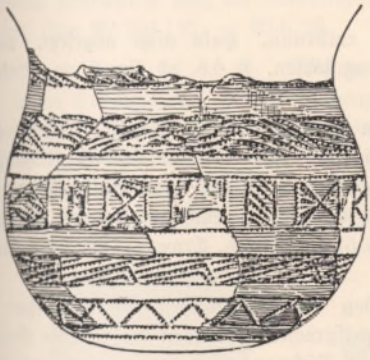


Abb. 1. Grundriß der zerstörten Grabgrube in Groß-Peterwitz

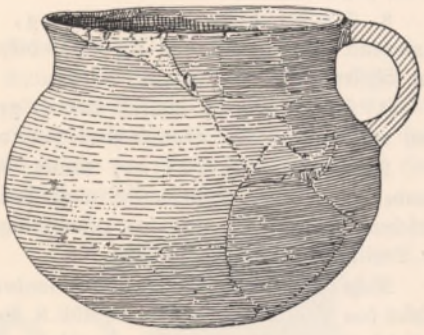
Bei der Untersuchung der anstehenden Wand wurde über dem Lageplatz des Glockenbechers noch ein Überrest des ehemaligen Grabraumes entdeckt, aus dem er und sein Begleiter herausgefallen waren: Abb. 1. Der dunkelgefärbte Boden enthielt weder Holzkohlenspuren noch Lehmbewurf, allerdings auch keine Knochen. In 0,50 m Tiefe (unter der schon vorher abgetragenen Ackerkrume) war der Grund der Grube erreicht. Daselbst stand am äußersten Ende ein mittelgroßer Henkelkrug: Abb. 4, und in ihm ein kleiner: Abb. 5. An einer anderen Stelle des Grubenrandes wurde in 0,20 m Tiefe eine halbe Flint-Pfeilspitze gefunden: Abb. 6. Die verschiedene Tiefenlage macht es zweifelhaft, ob sie als Grabbeigabe gelten kann.

Von den schon vorher für das Ratiborer Museum erworbenen Fundstücken aus Privatbesitz sind eine Schüssel: Abb. 7, und zwei Henkelkrüge der Glockenbecher-Keramik beizuzählen.

1. Glockenzonenbecher mit reicher Verzierung in Zahnstocktechnik. Vom Boden ausgehend wechseln glatte, nur durch eingeschnittene Linien begrenzte Streifen mit Zickzackstreifen und schraffierten Bändern. Um die Mitte zieht sich ein breiteres Band, das metopenartig durch gestrichelte Rechtecke, Quadrate und mit den Spitzen zusammengestellte Dreiecke gemustert ist. Soweit sich aus dem sehr fragmentarischen Zustande des Gefäßes erkennen läßt, war die Ausführung des Ornaments wenig sorgfältig. Die Farbe scheint rötlich gewesen zu sein, ist aber jetzt überwiegend ein trübes Braun. Aus einer Unzahl kleiner Scherben zusammengesetzt und stark ergänzt. Der Rand fehlt. H. (ohne Rand) 11,5, Dm. 12 cm. R 1801 : 28. — Abb. 2.



2



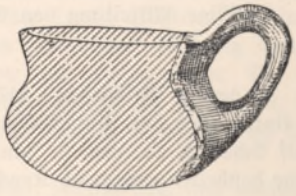
3

4

6

5

7



8

Abb. 2–5. Grabfund; 6–8 Einzelfunde von Groß Peterwitz. Gefäße 1/3, Pfeilspitze 1/2 nat. Gr.

2. Henkelkrug, ziegelrot, durch Rauchfeuer geschwärzt. Körper kuglig, Boden eingedellt, Hals abgesetzt, steil, nach oben etwas erweitert. Beschädigt und ergänzt. H. 11,5, ob. Dm. 12 cm. R 1800 : 28. — Abb. 3.

3. Henkelkrug, ähnlich dem vorigen, jedoch Bauch gedrungener, Hals fast senkrecht, Boden auch hier eingedellt. Stark ergänzt. H. 9, ob. Dm. 8,5 cm. R 1799 : 28. — Abb. 4.

4. Henkelkrüglein von ähnlicher Form, lehmfarbig, Lag im vorigen. Henkel an den Anſatzſtellen etwas verbreitert. H. 7,5, ob. Dm. 6,5 cm. R 1798 : 28. — Abb. 5.

5. Pfeilſpitze, hellgrauer Feuerſtein, zurechtgeſtutzt aus einem Span, der vorn die Negative früherer Abſchläge, hinten die glatte Spaltfläche zeigt. An der Baſis iſt eine kurze Schaftzunge rechtwinklig herausgehauen. Die Spitze iſt abgebrochen. L. noch 3, Br. 1,8 cm. R 1793 : 28. — Abb. 6.

6. Randſtück einer großen gewölbten Schüſſel mit nach innen verbreitertem Rande. R 1797 : 28.

7. Randſtück eines Napfes mit ſchwach eingekehltem Halſe. An ſeinem Anſatz eine breite, zugeſpitzte Knubbe. R 1796 : 28.

8. Dünnwandiger Henkelkrug, außen rotbraun, Hals nicht abgeſetzt, wenig ausladend. Der Henkel und ein Stück der Wandung fehlen. H. 6,5, ob. Dm. 6 cm. Gekauft von Stellenbeſitzer Bennek. R 367 : 27.

9. Henkelkrug ähnlich Abb. 4, graubraun geflammt, Hals ſchwach abgeſetzt, nach oben verjüngt. Henkel abgebrochen. H. 7, ob. Dm. 5,5 cm. Gekauft von Bennek. R 369 : 27.

10. Gewölbte Schüſſel, braun, Rand nach innen wenig verbreitert. Unter dem Rande eine breite, urſprünglich wohl mit zwei Löchern zum Durchziehen von Schnüren verſehene Knubbe. Aus Scherben zuſammengeſetzt. H. 5, Dm. 17 cm. Erworben von Sanitätsrat Dr. Breitkopf. R 361 : 27. — Abb. 7.

Nicht zur Glockenbechergruppe, ſondern zu den Wohnplatzfunden von Roßwitzer Art gehört das Henkelkrug-Fragment: Abb. 8. Von den entſprechenden Typen der anderen Gruppe unterſcheidet es ſich durch ſeine gröbere Maſſe und Dickwandigkeit ſowie durch den hochgeſchwungenen Henkel. Vgl. damit Schleſ. Vorzeit N. F. VII, S. 37, Abb. 157 und S. 39 oben.

Nach Mitteilungen von G. Raſchke in Ratibor.

Ratibor (Ottitz) Kr. Ratibor

Am Rande der bekannten Sandgrube, zwiſchen der Wallfahrtskirche und der Landeswarte, wurde bei einer amtlichen Beſichtigung im Januar 1932 unter anderen ſteinzeitlichen Scherben (Roßwitzer Kultur) auch das Randſtück eines Glockenzonenbechers von rötlichem Ton gefunden. Die eingeſtempelte Verzierung beſteht aus zwei horizontalen Stichreihen, zwiſchen denen ein doppelreihiges Zickzackband verläuft. Sie ähnelt der auf den Glockenzonenbechern von Woiſchwitz Kr. Breslau und Katſcher (Krotfeld) Kr. Leobſchütz. Vgl. Schleſ. Vorzeit N. F. VII 78 und 80. Es iſt das erſte Stück ſeiner Art, das auf dieſem Fundplatz zum Vorſchein gekommen iſt.

Gefällige Mitteilung von G. Raſchke in Ratibor.

Woinowitz Kr. Ratibor

Zu den in Altſchleſien I 217 kurz erwähnten Funden auf dem Gelände der Zuckerfabrik am linken Ufer des Zinnafluſſes ſei nachgetragen, daß es ſich nach dem Bericht der Firma Adolf Schück & Co. vom 3. Juni 1891 augenſcheinlich um einen Friedhof der Glockenbecherkultur handelte, wenngleich Knochenreſte nicht beobachtet worden ſind. Die Gräber zeichneten ſich als muldenförmige Gruben von 0,70—0,90 m Tiefe ab. Es wurden insgeſamt vier Gefäße gefunden, alle vorzüglich erhalten und von derſelben Form. Drei waren mit dünnen Steinplatten bedeckt. In einer anderen Grube fand ſich ein kleiner ſchwarzer Steinhammer. Es ſcheint, daß die Anlage durch eine ſpät-bronzezeitliche Siedlung geſtört war, denn „neben den Gefäßen lagen eine Menge größerer und kleiner Scherben, von großen Urnen (20—40 cm Durchmeſſer) herrührend, einige mit Ornamenten. Deren mutmaßliches Alter wird durch eine ſchwarze Henkelſchale (Inv. Nr. 264a : 91) vom jüngeren Urnenfriedhoftypus beſtimmt, die nebſt einer flachen Tonſcheibe zwiſchen den Gräbern der Glockenbecherkultur zutage kam.

Von den im Fundbericht der Firma Schück & Co. erwähnten und skizzierten Grabbeigaben waren bei Abfassung dieses Aufsatzes nur die nachstehend beschriebenen in der Sammlung des Breslauer Museums auffindbar. Die übrigen (drei Tongefäße ähnlich Abb. 9) scheinen entweder nicht eingeliefert oder in ein falsches Fach geraten zu sein.

1. Brauner Henkelkrug. Bauch mit schwach fühlbarem Umbruch, Hals scharf abgesetzt, nach obenhin erweitert, Henkel an den Ansatzstellen etwas verbreitert. H. 11, ob. Dm. 11 cm. Inv. Nr. 265 : 91. — Abb. 9.

2. Schwarzer Steinhammer, annähernd spitzoval, vierkantig und beiderseits abgeflacht. Das konische Schaftloch in der Mitte. Geschliffen und poliert, jedoch zeigt die eine Breitseite stellenweise noch die natürlichen Unebenheiten des Gesteins. L. 10,1, Br. 4,2, Dicke 2,7 cm. Inv. Nr. 267 : 91. — Abb. 20.

Mochau Kr. Neustadt OS.

Beim Grundgraben zu einer Scheune war Gutsbesitzer Kupszyk vor längerer Zeit auf vorgeschichtliche Funde gestoßen. Angeblich sollen Eisensachen dabei gewesen sein. Erhalten blieb nur ein kleiner Henkelkrug vom Typus der Glockenbecherkeramik. Er kam in den Besitz des Kreisschulinspektors Langer in Oberglogau und wurde von diesem bei Gelegenheit einer amtlichen Grabung im April 1906 dem Breslauer Museum überwiesen.

Abb. 9. Woinowitz; 10 Mochau; 11 Schönfeld. 1/4

Sehr gut erhaltenes bauchiges Henkelkrüglein, grauschwarz, mit senkrechtem, kurzem Halse. Dicker, kantiger Henkel. H. 8,5, ob. Dm. 5,5 cm. Inv. Nr. 5 : 06. — Abb. 10.

Schönfeld Kr. Strehlen

Im Februar 1928 überbrachte der frühere Wirtschaftsbeamte Strutz dem Breslauer Museum ein wohlerhaltenes Tongefäß, das er ein halbes Jahr vorher an seinem früheren Wohnort Schönfeld gefunden hatte. Es stammte aus der N W des Dorfes gelegenen Dominial-Sandgrube und war offenbar beim Sandschachten aus der sehr hohen Böschung herausgefallen. Strutz hatte es am Fuße der Wand liegen sehen und mitgenommen. Mit ihm zusammen besichtigte im Auftrage des Museums Berginspektor Gürich die Fundstelle, doch waren inzwischen alle Spuren des sicher vorhanden gewesenen Grabes verwischt, auch keine neuen Funde zum Vorschein gekommen.

Gehenkelter Glockenbecher, sehr regelmäßig geformt, dünnwandig und vorzüglich erhalten. Farbe schön rotbraun, poliert, jedoch großenteils mit einer hellgrauen Verwitterungskruste bedeckt. Der bandförmige Henkel setzt etwas unterhalb des Randes an. H. 12, Dm. 12 cm. Inv. Nr. 187 : 27. — Abb. 11 und Altschlesien III 92.

Groß Tinz Kr. Nimptsch

In der durch frühere Funde (Altschlesien I 201) bekannten Sandgrube zwischen Groß Tinz und Bischkowitz bemerkte Lehrer Rasselt im März 1932 heruntergefallene Tongefäße, Scherben und Tierknochen. Auf seine Meldung begab sich der technische Hilfsarbeiter Hoffmann vom

Landesamt an die Fundstelle und nahm die Gegenstände in Empfang. Die Scherben und Tierknochen stammten aus jung-bronzezeitlichen und spätgermanischen Siedlungsgruben. Zwei vollständig erhaltene Gefäße aber haben offenbar zu einem Grabe der Glockenbecherkultur gehört, obwohl von Skelettresten nichts bemerkt worden ist.

Henkelkrüglein, birnförmig, mit leicht abgesetztem Halse. Henkel an den Ansatzstellen verbreitert. Durch Rauchfeuer geschwärzt. H. 7,5, ob. Dm. 5,8 cm. Inv. Nr. 3 : 32. — Abb. 12.

Abb. 12, 13. Grabfund von Groß Tinz. 1/4

Schüssel, gewölbt, mit waagerecht verbreitertem, nach innen überstehendem Rande, der sich an einer Stelle zu einer lappenförmigen, zweimal durchlochten Aufhängevorrichtung auswächst. Farbe lehmgelb bis ziegelrot. Vollständig, aber im Brande verzogen und aus vier Scherben zusammengesetzt. H. 8,5, Dm. 21 cm. Inv. Nr. 2 : 32. — Abb. 13.

Würben Kr. Breslau

Der Landwirt Neugebauer eröffnete Ende Mai 1929 auf seinem etwa 1 km NNO vom Dorfe, 0,3 km O der Straße nach Zottwitz belegenen Acker eine kleine Sandgrube und stieß dabei in 1,20 m Tiefe auf ein Skelett. Es soll ausgestreckt, Scheitel N, Füße S, gelegen haben. Zu Füßen stand eine Schüssel, die beim Herausnehmen zerbrochen wurde, in Brusthöhe ein Henkeltopf mit drei Feuerstein-Pfeilspitzen darin, zu Häupten ein drittes Gefäß, das nicht erhalten blieb. Durch Landjäger Rudolf wurde das Breslauer Museum benachrichtigt. In seinem Auftrage nahm stud. praeh. Jan Möhren am 3. Juni 1929 den Tatbestand auf und die noch vorhandenen Fundstücke in Empfang. Er fand in der Sandgrube noch fünf Streuscherben, die aber mit dem Glockenbechergrabe kaum etwas zu tun haben, sondern von Siedlungen herrühren dürften. Außer den menschlichen Resten fanden sich unter dem von Dr. W. Jankowsky untersuchten Knochenmaterial noch „Skeletteile eines jugendlichen Tieres, wahrscheinlich Rindes". Sie werden, da Speisebeigaben in Gräbern der Glockenbecherkultur anscheinend nicht üblich waren, den Siedlungsresten beizuzählen sein.

Über das Skelett hat Dr. Jankowsky im Anthropologischen Anzeiger VIII (1931) S. 104 bis 115 eine Abhandlung veröffentlicht, deren Ergebnis von mir im allgemeinen Teil mitgeteilt werden wird. Die E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart hat die Güte gehabt, die Druckstöcke der von Dr. Jankowsky angefertigten Schädelaufnahmen für die vorliegende Arbeit zur Verfügung zu stellen.

1. „Die knöchernen Reste bestehen aus einer relativ großen Kalotte, an die sich die beiden Oberkieferhälften mit Jochbeinen gut anpassen ließen. Auch das rechte Schläfenbein (ohne Jochbogen) mit der rechten Hälfte des Keilbeines konnte bei gutem Zusammenpassen der Ränder richtig eingesetzt werden. Als einziges Bruchstück der Basis ist die Pars basilaris des Hinterhauptbeines mit dem rechten Rande des Hinterhauptloches vorhanden. Die Anfügung kann hier, aber auch nur gering, ungenau sein. Der Unterkiefer ist, mit Ausnahme des rechten Astes, gut erhalten. Einen brauchbaren Zustand zeigen noch ein Femur, ein Humerus, ein Radius und eine Ulna, während die anderen meist ebenfalls vorhandenen langen Knochen stärker defekt sind." (W. Jankowsky.) Inv. Nr. 34 : 29. — Taf. IV.

2. Femur eines Kalbes. Inv. Nr. 34a : 29.

3. Henkelkrug, birnförmig, fleckig, lederbraun. Die etwas vertiefte äußere Bodenfläche ist mit einem Kranz keilförmiger Einkerbungen verziert H. 10. ob. Dm. 7,6 cm. Inv. Nr. 37 : 29. — Abb. 14a, b.

4. Große lehmgelbe Schüssel auf vier kurzen stabrunden Füßen. Rand waagerecht verbreitert, nach innen überstehend, zum Teil ergänzt. H. 10,5, Dm. 27,5 cm. Inv. Nr. 35 : 29. — Abb. 15.

5. Drei Pfeilspitzen aus hellgrauem Feuerstein, beiderseits fein gemuschelt, an der Basis flach ausgebuchtet. Seitenlänge: a) 2,7, b) 2,4, c) 3,1 cm; Breite: a) 2, b) 1,5, c) 2,2 cm. Inv. Nr. 38/40 : 29. — Abb. 16 a, b, c.

6. Fünf Streuscherben größerer Gefäße von grober Machart. Zeit unsicher. Inv. Nr. 36 : 29.

Abb. 14/15. Grabfund von Würben. 1/4

Zaumgarten Kr. Breslau

Am 9. Oktober 1930 wurde auf dem Acker des Stellenbesitzers Oder beim Sandschachten ein Skelettgrab angeschnitten. Auf die sofort durch Lehrer Kleinert erstattete Meldung wurde vom Vertrauensmann noch am selben Tage stud. praeh. Werner Boege zur Fundstelle entsandt. Leider waren von dem bereits weggeschachteten Oberkörper nur noch geringe Schädelreste und Armknochen vorhanden. Ungestört im Boden lagen nur die angehockten Ober- und Unterschenkel mit guterhaltenen Fußknochen und Reste des Beckens. Neben diesem stand als einzige Beigabe ein rötliches Gefäß, das jedoch auch schon von Schulkindern beschädigt war.

4—5 m von dieser Stelle wurden am 19. Oktober 1930 große Mengen Tierknochen gefunden. Sie dürften rezenten Ursprungs sein.

1. Die spärlichen, durchweg defekten Skelettreste hat Dr. W. Jankowsky untersucht. Vgl. die angeführte Arbeit im Anthrop. Anzeiger VIII (1931) S. 113. Meßbar waren das Femur mit 430 und die Tibia mit 360 mm Länge. „Es handelt sich, wie aus der Zartheit dieser Knochen, besonders auch des Unterkieferbruchstücks, hervorgeht, um die Reste eines weiblichen Individuums. Hiernach würde sich eine wahrscheinliche Körpergröße von 160 cm berechnen lassen." Inv. Nr. 417 : 30.

2. Gehenkelter Glockenbecher, innen und außen über einem schwärzlichen Kern mit einer feinen rotbraunen Schlämmschicht überzogen, die aber großenteils verwittert oder abgeblättert ist. Stark beschädigt. H. 11, Dm. 13,3 cm. Inv. Nr. 418 : 30. — Abb. 17.

Abb. 16 a, b, c. Grabfund von Würben. 1/1

Opperau Kr. Breslau

Die denkwürdige Ausgrabung im Sommer 1927 (Altschlesien II 23f.) hat unter anderem auch den weitaus größten, bisher in Schlesien bekannt

gewordenen Friedhof der Marschwitzer und Aunjetitzer Kultur ergeben. Über hundert Gräber dieser Art wurden freigelegt. Es liegt hier eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit vor, an der Hand geschlossener Funde die Formentwicklung innerhalb der ältesten Metallzeit nachzuweisen, und es wird Sache einer künftigen Bearbeitung sein, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. Zunächst soll nur ein Grabfund herausgegriffen werden, der durch eine seiner Beigaben in Beziehung zu der in diesem Aufsatz behandelten Fundgruppe steht. Das Grab Nr. 28 war durch die Schachtarbeiter angeschnitten worden. Sie hatten dabei die nachher zu erwähnende Armschutzplatte herausgestochen. Die folgende Untersuchung durch Berginspektor Gürich stellte in 0,70 m Tiefe eine ovale, süd-nördlich gerichtete Grabgrube von 1,20 m Länge und 0,80 m Breite fest. Darin standen an dem etwas breiteren Südende noch drei Gefäße. Knochenreste waren nicht mehr vorhanden. Sie können vermodert oder vorher von den Arbeitern herausgeworfen worden sein.

1. Schwarzer Henkeltopf, birnförmig, mit breiter Standfläche. Der kräftige Bandhenkel setzt etwas verbreitert am Rande an und läuft unten in zwei erhabene Spreizen aus. H. 15, ob. Dm. 13,5 cm. Inv. Nr. 260 : 29. — Taf. V.

Abb. 17. Zaumgarten; 18, 19 Opperau. Gefäße 1/3, Platte 1/2

2. Schwarzer Topf, kugelig, mit niedrigem eingekehlten, an der Mündung ausladendem Halse, den ein breiter Bandhenkel überspannt. Den Körper ziert ein eingeschnittenes Linienmuster: von einem mit wechselnden Schrägstrichen gefüllten Gurtbande hängen ähnliche oder mit Zickzacklinien gefüllte senkrechte Streifen herab. H. 10,5, o. Dm. 11,3 cm. Inv. Nr. 261 : 29. — Abb. 18 und Taf. V.

3. Kleiner schwarzer Becher mit umgestülptem Rande und zwei Schnuröfen. H. 7, Dm. 6,5 cm. Inv. Nr. 262 : 29. — Taf. V.

4. „Armschutzplatte" aus gleichmäßig schokoladenbraunem, im Bruch violettgrauem Gestein von dichter Grundmasse (ohne Einsprengungen). Form annähernd rechteckig, jedoch an den Längsseiten leicht geschweift, in der Querrichtung bogenförmig gewölbt. Die Dicke nimmt nach den Längskanten hin ein wenig ab, diese sind auf der Unterseite mit 2 mm breiten horizontalen Auflagestreifen versehen. Die konkave Rückseite zeigt in ihrer ganzen Ausdehnung die Spuren der Ausarbeitung in Gestalt dicht aneinandergereihter Längsriefen. Die konvexe Vorderseite ist dagegen vollkommen geglättet und poliert, an den Schmalseiten ein wenig aufgewulstet und durch eine siebenfache Reihe von eingravierten Parallellinien verziert, die an den Ecken umbiegt und auch die Längsseiten noch ein Stück begleitet, die Mitte aber freiläßt. In die von diesem Bande gebildeten Winkel sind von der Rückseite her vier kreisrunde Löcher mit divergierenden Achsen eingebohrt. Die Drillwirkung ist an den Kegelwänden wie ein Schraubengewinde zu sehen. Der Durchmesser der Löcher beträgt an

der Rückseite 0,6, an der Vorderseite 0,2 cm. Das Stück muß lange im Gebrauch gewesen sein und weist darum starke Abnutzungsspuren, Bestoßungen, Schrammen, abgegriffene Ränder u. dgl. auf. Vor allem zeigt die konvexe Fläche nach der Mitte zu eine leichte sattelförmige Einbuchtung, die sich genau in der Mitte zu einer querlaufenden, jedoch etwas schiefgerichteten, seichten, etwa 3 mm breiten Rinne vertieft. Beide Ecken des einen Endes sind offenbar schon in alter Zeit abgebrochen. Außerdem erweckt die rissige und blättrige Beschaffenheit der Längskanten den Eindruck, als ob das Stück im Feuer gelegen habe. Es kann das aber auch eine Verwitterungserscheinung sein. Das ganz gleichartige Exemplar aus Döhren (s. Anm. 31) soll dieselbe Erscheinung aufweisen. L. 5,6, größte Breite 3,5, größte Dicke 0,6 cm. Inv. Nr. 259 : 29. — Abb. 19 und Taf. V.

Das Gestein ist nach freundlicher Bestimmung (soweit diese ohne Zuhilfenahme eines Dünnschliffes ausgeführt werden konnte) durch den Direktor des Mineralogisch-petrographischen Instituts der Universität Breslau, Prof. Dr. Spangenberg, höchstwahrscheinlich Felsit-Porphyr. Es handelt sich um ein vulkanisches Gestein aus der Klasse der Porphyrite oder Orthophyre. Es ist von dichter, durch 0,1—0,5 mm große Blasenräume poröser Textur ohne Einsprenglinge. Diese Ausbildung kann ebenso vorkommen bei nachträglich verhärteten Tuffen solcher Gesteine. Ein typischer Pisolithtuff liegt aber nicht vor. Auf schlesischem Boden finden sich felsitische Orthophyre bzw. Porphyrite im Rotliegenden vom Waldenburger Bergland bis ins Boberkatzbachgebirge. Infolge ihrer dichten Beschaffenheit sondern sie sich oft in zentimeterdicken Platten ab, die an den Bergabhängen überall offen zutage liegen und für die Bearbeitung ein ebenso geeignetes, wie leicht erreichbares Material darboten.

Vgl. F. Geschwendt, Jagd und Fischfang der Urzeit (Aus Oberschl. Urzeit, Heft 6) S. 31 f. Abb. 15c.

Kreis Militsch

Von Frau Lehrer Naake aus Gottesberg erhielt das Breslauer Museum 1928 ein rechteckiges flaches Steintäfelchen von der Art der „Armschutzplatten" geschenkt, das ihr Vater, damals Oberförster des Grafen Maltzan in Militsch, vor vielen Jahren in den dortigen Wäldern gefunden hatte. Es ist aus einem rotbraunen körnigen und stark porösen, porphyrartigen Eruptivgestein hergestellt, vierkantig geschliffen, heute noch 5,5 cm lang, 2,5 cm breit, 0,6 cm dick und an dem einen Ende mit zwei doppelkonisch gebohrten Ecklöchern versehen. Das andre Ende ist in alter Zeit abgebrochen. Um die Platte wieder gebrauchsfähig zu machen, wurde sie über der Mitte der Bruchfläche aufs neue durchlocht. Quer über die Mitte der einen Hauptseite bemerkt man eine leichte rinnenartige Vertiefung, die nur von einer Abnutzung durch den Gebrauch herrühren kann, da eine zufällige Unebenheit bei der Natur des Gesteins äußerst unwahrscheinlich ist. Inv. Nr. 790 : 28. — Abb. 21.

Vgl. Fr. Geschwendt a. a. O. S. 31. Abb. 15c und Altschlesien III 292.

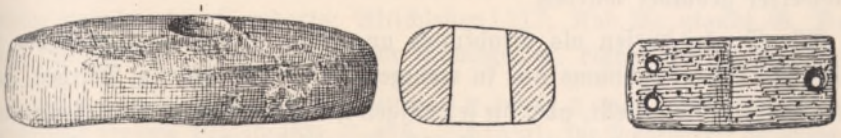


Abb. 20. Woinowitz; 21 Militsch. 1/2

Von den im Vorstehenden beschriebenen Funden sind zwei (Bleischwitz und Militsch) Einzelstücke, die auch zu einer anderen, der Glockenbecherkultur verwandten Gruppe gehören können. Der Grabfund von Opperau gehört zur Marschwitzer Kultur. Er wird lediglich als Beispiel für deren enge Beziehungen

zum Glockenbecherkreise aufgeführt. Der früher (Altschlesien I 217) veröffentlichte Glockenzonenbecher, den wir von der Greifswalder Universitätssammlung übernommen haben, ist nicht lokalisierbar; wir haben nur die Angabe, daß er von einem aus Schlesien kommenden Studenten mitgebracht worden sei. (Vgl. S. 93 f.) Nach Ausscheiden dieser Fälle bleiben noch insgesamt zwölf sichere Funde. Das ist im Vergleich mit Böhmen, wo gegen 50 im Nordostteile des Landes, und mit Mähren, wo weit über 70 Fundorte festgestellt sind, nicht viel, aber es steht im Einklange mit der peripherischen Lage Schlesiens an der Nordgrenze des sudetenländischen Verbreitungsgebietes, daß hier die Funde spärlicher werden. Auch die neuesten Entdeckungen haben zwar eine erhebliche Ausdehnung dieser Kultur nach Osten, bis in den Bezirk Sandomierz an der oberen Weichsel[2]), aber keine Erweiterung nach Norden hin erbracht. Die mittlere Oder scheint also ihrem nördlichen Vordringen Halt geboten zu haben.

Innerhalb Schlesiens verteilen sich die Fundorte mit 5 : 7 auf das Lößgebiet im südwestlichen Oberschlesien und auf das Gebiet der Schwarzerde zwischen Ohle und Lohe im südlichen Mittelschlesien, d. h. auf dieselben Gegenden, die zu allen Zeiten die dichteste Besiedlung erfahren haben. Ähnlich verhält es sich bei den Funden der Glockenbecherkultur überall in Mitteleuropa. Es ist beinahe die Regel, daß in ihrer Nachbarschaft auch Funde anderer spät-neolithischer oder früh-bronzezeitlicher Kulturen angetroffen werden. Je nachdem man diese kulturellen Gegensätze aus zeitlicher oder völkischer Verschiedenheit erklärt, muß man entweder annehmen, daß die Glockenbecherkultur einen eignen, in sich abgeschlossenen Zeitabschnitt darstelle, der sich in die chronologische Entwicklung des ausgehenden Steinalters organisch einfügt, oder daß sie als selbständige Gruppe gleichzeitig mit und neben anders gearteten Gruppen geblüht habe. Wir werden auf diesen Punkt am Schluß der Arbeit zurückkommen. Hier sei nur bemerkt, daß die herrschende Anschauung in den Glockenbecherleuten ein landfremdes, von weither eingewandertes Element erblickt, sei es, daß sie von der alteingesessenen Bevölkerung als Eroberer anerkannt, oder als Händler und Handwerker geduldet wurden.

Alle Funde dürfen als Grabfunde angesehen werden. Zwar ist das Vorhandensein eines Leichnams nur in wenigen Fällen (Woischwitz, Würben, Zaumgarten) wirklich festgestellt, aber die jeweiligen Fundumstände, soweit sie beobachtet sind, und die Unversehrtheit der Gefäße, soweit sie nicht bei der Ausgrabung beschädigt wurden, zeugen durchaus für den Grabcharakter der betreffenden Anlagen. Auch in diesem Punkte stimmen die Beobachtungen mit den außerschlesischen überein, wenngleich Siedlungsfunde anderwärts, namentlich in

[2]) J. Żurowski, Die ersten Spuren der Glockenbecherkultur in Polen. Auszug aus dem Anzeiger der Poln. Akad. d. Wiss. Krakau 1929.

Mähren[3]), nicht ganz fehlen. Ihre Seltenheit könnte auf einer leichten und oberflächlichen Bauweise der Hütten beruhen, die der Erhaltung von Kulturresten ungünstig war, vielleicht aber auch darauf, daß das gewöhnliche Gebrauchsgeschirr im Gegensatz zur Grabkeramik sich zu wenig von dem anderer gleichzeitiger Kulturen unterschied, um noch in seinen Trümmern dem Auge des Finders als eigenartig aufzufallen. In Böhmen und Mähren sind neben der weitaus überwiegenden Körperbestattung auch einige Brandgräber nachgewiesen. Keiner der schlesischen Funde deutet auf diese Bestattungsweise.

Den einzigen Anhalt für die körperliche Beschaffenheit der schlesischen Glockenbecherleute gibt — abgesehen von den spärlichen Skelettresten aus Zaumgarten — der Fund von Würben. Die ungewöhnlich gute Erhaltung des Skeletts ließ eine anthropologische Untersuchung angezeigt erscheinen, und es ist mit Dank zu begrüßen, daß sie in dem von Dr. Freiherr von Eickstedt geleiteten Anthropologischen Institut der hiesigen Universität durch Dr. W. Jankowsky mit aller wünschenswerten Gründlichkeit ausgeführt worden ist. Seine Arbeit ist auch dadurch wertvoll, daß sie einen Überblick über die bisherigen anthropologischen Untersuchungen der Glockenbecherleute gibt und die hierfür in Betracht kommenden methodologischen Gesichtspunkte erörtert. Dr. Jankowsky findet, daß das Skelett von Würben einem männlichen Individuum von 50 bis 60 Jahren angehört habe, und daß es alle Merkmale der dinarischen Rasse aufweise[4]). Der Schädel schließe sich mit seinem schmalgesichtigen Rundkopf den von Schliz und von v. Trauwitz-Hellwig beschriebenen Schädeln derselben Gruppe aufs genaueste an. Die wahrscheinliche Körperlänge wird auf 167 cm berechnet. Hervorgehoben werden eine auffallende Massigkeit der Knochen und deren starke Muskelleisten, die auf eine sehr kräftige Konstitution schließen lassen.

Den kulturellen Nachlaß liefert hauptsächlich die zur Totenaussteuer verwendete Irdenware. Die namengebende Hauptform, der in waagerechten Zonen verzierte glockenförmige „Becher": Abb. 2 und 22 Mitte, ist in Schlesien durch sechs Beispiele (Woischwitz, Groß Jeseritz, Katscher, Groß Peterwitz, Ratibor-Ottitz, Schlesien, — Fundort unbekannt) vertreten. Fast alle zeigen in Technik und Musterung die Merkmale der böhmisch-mährischen Gruppe. Nur bei dem Exemplar unbekannten Fundorts: Altschlesien I 217, Abb. 20, glaubt G. Neumann (P. Z. 1929, S. 39) die dem Saalegebiet eigentümliche Ornament-

[3]) J. L. Červinka, Morawské starožitnosti II (1916) S. 318ff.; A. Gottwald, Můj Archeologický výzkum Prosnitz 1931, S. 46ff.; Schránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, S. 81 und 85; Eberts Reallexikon IV 66 (Rzehak-Červinka). — Aus Mitteldeutschland führt G. Neumann in seinem Fundkatalog, Präh. Zeitschr. XX 45ff., unter 193 Funden 5 Siedlungsfunde auf.

[4]) Die Gleichsetzung der Glockenbecherleute mit der dinarischen Rasse wird von O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, S. 591, abgelehnt. P. Bosch Gimpera a. a. O. S. 360, § 79 weist darauf hin, daß für die Gesamtheit der Glockenbecherleute in Mittel- und Westeuropa keine einheitliche Rasse in Frage komme. In Südfrankreich z. B. seien in den Megalithgräbern mit Glockenbechern Langschädel häufig.

gliederung zu erkennen und es deshalb, angesichts der unsicheren Fundumstände, für dieses Gebiet in Anspruch nehmen zu müssen. Er hat mit seiner stilistischen Unterscheidung der beiden Formenkreise ohne Zweifel recht, nur scheinen sie mir einander nicht so unbedingt auszuschließen, daß allein auf Grund stilkritischer Erwägungen die Herkunftsbestimmung eines einzelnen, nicht einmal besonders charakteristischen Stückes einwandfrei möglich wäre. Wir wissen heute, daß die Glockenbecherkeramik in zahlreiche landschaftliche Sondergruppen zerfällt. Gemeinsam ist aber allen, außer der Glockenform und der zonischen Flächengliederung, die Herstellung der Muster durch fortlaufende, meist quadratische Stempeleindrücke, die mitunter einem groben Gewebe täuschend ähnlich sehen. Ob dazu Rollstempel, Zahnrädchen oder andere Instrumente benutzt worden sind, läßt sich nur durch peinlich genaue Verfolgung der jedesmaligen Stempelansätze und etwiger, sich wiederholender Unregelmäßigkeiten in den Eindrücken entscheiden. N. Niklasson[5]) hat diese Untersuchung an den ihm zugänglichen Stücken vorgenommen und gefunden, daß die umlaufende Verzierung mit einem kammartig gezähnten Stempel mit 7 bis 8 Zinken und von etwa 18 mm Breite ausgeführt war. Mit denselben Stempeln waren auch die gewebeartigen Füllungen der breiten Zonen sowie die längeren senkrechten und schrägen Linien hergestellt, während bei der Ausfüllung von Einzelheiten, z. B. der Schraffierung der Dreiecke und der schmalen Bänder, ein kleinerer, drei- bis vierzinkiger Stempel benutzt worden war. Wahrscheinlich gelten diese Beobachtungen für den ganzen Formenkreis. Welche weltumspannende Rolle der „Zahnstock" als stilbildendes Mittel in der Zierkunst der Stein-Bronzezeit spielte, hat Sophus Müller in einer schönen, viel zu wenig bekannten Abhandlung über stilistische Gemeinsamkeiten in der jüngeren Steinzeit Europas gezeigt[6]). Die Glockenbecherkeramik nimmt darin nur einen kleinen Ausschnitt ein, allerdings einen hervorragend wichtigen, insofern sie durch ihre zentrale Stellung die entlegensten Teile des Verbreitungsgebietes mit einander verbindet.

Ihrer Form nach als Glockenbecher zu bezeichnen, sind auch unverzierte Gefäße, wie Abb. 11 und 17, beide mit leuchtend rotem Farbüberzug und weitem Bandhenkel versehen und dadurch sowie durch ihre anmutige Schweifung ihre Zugehörigkeit zur sudetenländischen Gruppe bekundend[7]). Im weiteren Sinne kann man auch kleinere, der Tassenform angenäherte Henkelgefäße, wie Abb. 22 rechts, zu ihnen rechnen, bei denen die größte Ausbauchung nahe am Boden liegt und in sanfter Schweifung ohne Halsabsatz in den erweiterten Rand übergeht. Dieselbe Form kommt in schlankerer Bildung als Schlauchkrug vor: Abb. 22 links.

---

[5]) Neue Funde der Glockenbecherkultur aus der Provinz Sachsen. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. Sächs.-Thüring. Länder XV (1926) S. 43.

[6]) Aarbøger 1923 = Mémoires 1920—25. Vgl. von demselben Verfasser Stenalderens Kunst i Danmark (1918) S. 39 ff. und P. Reinecke, Bayer. Vorgeschichtsfreund 9 S. 24.

[7]) G. Neumann a. a. O. S. 16, 17, 38.

Schon hier kann man fragen, ob wir es nicht mit einem Mischtypus, entstanden unter dem Einfluß der einheimischen (Marschwitzer) Keramik, zu tun haben. Dieser Eindruck verstärkt sich bei den zahlreichen, in einen bauchigen Unterteil und einen abgesetzten, mehr oder weniger zylindrischen Hals gegliederten Henkelkrügen: Abb. 3—5, 9, 10, 12, 14, obwohl sie in Haltung und Einzelheiten unschwer von den entsprechenden andrer Formenkreise zu trennen sind. Echte, gemein-europäische Typen der Glockenbecherkeramik sind dagegen wieder die breitrandigen Schüsseln: Abb. 7, 13, 15. Die Wölbung nähert sich bei ihnen einem Kugelabschnitt, der Rand ist fast immer nach der Innenseite hin verbreitert, zuweilen auch ornamentiert: Altschlesien I 217, Abb. 22. Neben fußlosen kommen

Abb. 22. Woischwitz. 1/4

solche mit vier Stabfüßen oder mit kegelförmigen Untersätzen vor. Am Rande ist meist eine Vorrichtung zum Aufhängen des Gefäßes angebracht. In alledem erweist sich die schlesische Gruppe vollkommen identisch mit der böhmisch-mährischen, mit der sie einesteils durch die Glatzer Pässe, andernteils durch die Mährische Pforte in Verbindung stand.

Gering ist die Zahl der Beigaben aus anderen Stoffen. Zum Teil mag schuld daran sein, daß die Gräber fast durchweg zufällig von Unkundigen aufgedeckt worden sind. Grade die kleinen Ausstattungsstücke, wie beinerne Nadeln und Knöpfe, kupferne Dolchklingen und Ahlen, Schmucksachen aus Knochen, durchbohrten Tierzähnen, Muscheln und Bernstein, gelegentlich auch aus Gold, können dabei der Aufmerksamkeit nur zu leicht entgehen. Das wenigstens bald nach der Auffindung untersuchte Grab von Würben enthielt drei schön gemuschelte Pfeilspitzen aus Feuerstein von der in Funden dieser Kultur auch sonst gewöhnlichen Form: Abb. 16. Die im Groß Peterwitzer Grabe nachträglich aufgefundene Flint-Pfeilspitze: Abb. 6, gehört nach ihrer primitiven Form schwerlich dazu. Der kleine Steinhammer aus Woinowitz, Abb. 20, war zwar

gewiß eine Grabbeigabe. Es ist aber m. W. bisher kein Fall bekannt, wo ein solcher in Gräbern der Glockenbecherkultur verwendet worden wäre[8]). Immerhin ist es bemerkenswert, daß an jener Stelle auf engem Raume sonst nur Gräber dieser Kultur zum Vorschein gekommen sind.

Eine besondere Besprechung verlangen die unter dem Namen „Armschienen", „Arm-" oder „Daumen-Schutzplatten" (engl. bracer, franz. brassard) bekannten rechteckigen Täfelchen aus schiefrigen oder tonigen Gesteinen, die fast überall eine ständige Begleiterscheinung der Glockenbecherkeramik sind. Von den schlesischen ist freilich nur eine: Abb. 22 Mitte, in unmittelbarer Verbindung damit angetroffen worden. Die übrigen sind teils Einzelfunde, teils Beigaben aus Gräbern der Marschwitzer Kultur. Das Material ist bei dreien (Bleischwitz, Marschwitz, Woischwitz) ein hellgrauer Schiefer, bei zweien (Opperau, Militsch) ein porphyrartiges Gestein. Die Größe schwankt zwischen 4,6 × 1,9 und 9,2 × 3,4 cm. Drei Stücke (Bleischwitz, Marschwitz, Militsch) sind beiderseits flach, jedoch auf der einen Seite sorgfältiger geglättet. Eines (Woischwitz) ist auf der rauhen Unterseite kaum merklich konkav, auf der glatten Oberseite sehr deutlich konvex. Ein fünftes (Opperau): Abb. 18, ist in der Querrichtung beiderseits bogenförmig gekrümmt. Alle waren zum Zwecke der Befestigung auf einer Unterlage durchlocht, drei (Woischwitz, Opperau, Militsch) an den vier Ecken, die beiden anderen in der Mitte der Schmalseiten. Die Löcher sind in steinzeitlicher Technik, vermutlich mit Flintspitzen, von der Unterseite, manchmal auch von beiden Seiten her eingebohrt, wobei sich kegelförmige Verjüngungen mit horizontal geriefelten Wänden ergaben. Als Stellen verringerten Widerstandes waren die den Löchern benachbarten Partien Beschädigungen besonders ausgesetzt. Solche finden sich an allen, außer an dem Woischwitzer Exemplar. Sie sind auch bei den außerschlesischen Stücken häufig und es sieht fast so aus, als ob man die schadhaften mit Vorliebe zu Grabbeigaben verwendet habe.

Die Deutung der Platten als Armschutz gegen den Anprall der Sehne beim Bogenschießen wird der vergleichenden Völkerkunde verdankt[9]). Dergleichen Vorrichtungen sind oder waren nämlich bei sehr vielen Völkern in Gebrauch. Nach F. v. Luschan[10]) richtet sich ihre Form nach der jeweils üblichen Haltung

---

[8]) Nach Schránil a. a. O. S. 85 benutzten die Glockenbecherleute in Böhmen und Mähren von Steinbeilen „roh gearbeitete Keile mit starkem Nacken und walzenförmige Keile". Von anderen werden die durch Verwahr- und Einzelfunde vertretenen, schönen dreieckigen Beile aus Jadeit und ähnlichen kostbaren Gesteinen dieser Stufe zugeteilt. Vgl. K. Schumacher, Prähist. Zeitschr. VI (1914) S. 30; G. Neumann a. a. O. S. 40 und 47ff.; P. Reinecke a. a. O. S. 18. In Mähren gelten diese auch in Schlesien vorkommenden Beile als Attribute der Bemalten Keramik. Schlesiens Vorzeit N. F. VII 85; Reallex. II 62 § 9.

[9]) Als erster (1867) hat sie wohl der Engländer Canon Ingram aufgestellt. Vgl. J. Evans, The ancient stone implements of Great Britain, London 1897, S. 428.

[10]) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1891 S. 670 ff.; 1898 S. 190f. An der zweiten Stelle wird vor der Bezeichnung der prähistorischen Stücke als „Daumenschutzplatten" gewarnt. Es sei a priori ebensogut möglich, daß sie bestimmt waren, das Handgelenk zu schützen.

des Bogens, denn von ihr allein hänge es ab, welche Stelle der linken Hand zunächst von der rückschlagenden Sehne getroffen werde. Manchmal müsse hauptsächlich die untere Radialgegend geschützt werden, ein andermal das Handgelenk, wieder bei einer anderen Bogenhaltung auch der Mittelhandknochen des Daumens. Vielfach werden dazu lederne Armbänder oder breite Beinringe benutzt. Bei den mongolischen Stämmen waren aber auch knöcherne Platten in Gebrauch, die auf dem Mittelhandknochen des linken Daumens getragen und mit einem Riemen um das Handgelenk befestigt wurden[11]). Sie haben in Form und Größe große Ähnlichkeit mit den gebogenen prähistorischen. Der Analogieschluß auf unsere Täfelchen wird weiter damit begründet, daß sie öfters am Unterarmknochen der Skelette gefunden sind, und daß Pfeilspitzen aus Flint oder Kupfer zu den häufigsten Beigaben in Glockenbechergräbern zählen.

Allein diese Deutung ist nicht unbestritten. Kein Geringerer als Sophus Müller erklärt sie rundweg für falsch[12]). Die Platten seien keine Armschienen, sondern Schleifsteine. Als Beweise werden ein französischer und ein italienischer Fund angeführt. Im Jahre 1898 wurde bei dem Orte Du Nelhouet Dep. Morbihan (Bretagne) ein Ganggrab mit kreisrunder Kammer freigelegt. Unter den Beigaben war außer Keramik eine rechteckige, an beiden Enden durchlochte Platte aus dunkelblauem Schiefer, 11 cm lang, 2,65 cm breit und 0,68 cm dick. Die untere Seite war vollkommen eben, ohne Politur und Gebrauchsspuren. Die obere aber trug die Merkmale starken Gebrauchs, der die Platte in der Längsrichtung derartig ausgehöhlt hatte, daß sie in der Mitte um wenigstens 1 mm dünner geworden war. Der Berichterstatter A. Martin kommt unter ausdrücklicher Ablehnung der Armschutz-Hypothese zu dem Ergebnis, daß das Stück auf einem Brettchen befestigt gewesen sei und nach der Art seiner Abnutzung nur als Schleifstein für zarte Gegenstände, Nadeln u. dgl., gedient haben könne[13]). — Der zweite Fall ist noch überzeugender. In einem Grabe mit Glockenbecherkeramik der Nekropole von Anghelu Ruju (Westküste Sardiniens) fand sich eine der gewöhnlichen Schieferplatten, an beiden Enden durchbohrt, aufgelegt auf eine größere rechteckige Unterlageplatte aus Bein, die zu diesem Behuf mit einer passenden Vertiefung versehen war. Die Befestigungsnägel waren nicht mehr vorhanden. Es wird vermutet, daß sie aus Kupfer oder Bronze bestanden haben. Auch hier folgert der Berichterstatter Taramelli, daß es sich nach der Art der Befestigung nur um einen Wetzstein handeln könne[14]).

Dieser Fund, sagt S. Müller, lege zugleich die Zweckbestimmung und das Zeitalter der Platten fest: der weiche Stein diente zum Feinschliff des Metalls und der beinerne Sockel

[11]) S. Weißenberg, Über die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. Mitteil. d. Anthrop. Ges. in Wien XXV (1895) S. 50 ff.

[12]) Aarbøger 1923 S. 193 = Mémoires 1920–1925 S. 223 f.

[13]) Revue archéologique 33 (1898, 2. Hälfte) S. 201 ff.

[14]) Monumenti antichi dell' academia dei lincei 19 (1908) S. 423/24. Vgl. auch V. G. Childe, The Dawn of European Civilization, London 1925, S. 104 Fig. 51.

zu seiner bequemeren und sichereren Handhabung. Bei der vollkommenen Übereinstimmung der in Frage stehenden Gegenstände müsse man annehmen, daß sie sämtlich in der gleichen Weise montiert und benutzt wurden. Kleine Messer und Nadeln aus Kupfer oder Bronze konnten auf diesen Steinen geschärft werden. Ihre eigentliche Bestimmung sei wahrscheinlich das Zuspitzen der Tätowiernadeln gewesen. Die Sitte des Tätowierens sei für den Beginn der Metallzeit im Süden wie im Norden festgestellt. Zweckdienliche Instrumente — meist als Pfriemen bezeichnet — erscheinen in den Gräbern der Glockenbecherkultur oft als einzige Metallbeigaben. Somit stimme die angegebene Erklärung vortrefflich mit allen Begleitumständen zusammen: der Zeit, der Niederlage in den Gräbern, der weiten Verbreitung.

Ebenso entschieden spricht sich Louis Siret gegen die Armschutzdeutung aus[15]). Sie sei für die auf der Iberischen Halbinsel gefundenen Stücke unannehmbar. Um sich davon zu überzeugen, genüge es, ihre Geschichte auseinanderzusetzen. „Man hat keine einzige gefunden, die der langen Blütezeit der eneolithischen Pfeilspitzen aus Feuerstein und aus Kupfer angehört. Sie erscheinen zum ersten Male, als die Flint-Pfeilspitzen verschwunden sind und die Bronze-Zivilisation die Waffen und Instrumente allgemein aus Metall gebildet hat. Die Schieferplatten sind somit ein Zubehör nicht der Bewaffnung des Bogenschützens, sondern der Metallarbeit. Es sind keine Armschienen, sondern Wetzsteine. Nach ihrer mineralogischen Beschaffenheit und nach ihrer Form stellen sie ausgezeichnete Wetzsteine dar, man kann keine besseren finden. Wenn es Armschienen wären, müßte doch unter ihrer großen Zahl das eine oder andere Exemplar irgendwelche dekorative oder andere Eigenschaften aufweisen, die mit ihrer Verwendung als Schleifsteine unverträglich wären. Das Gegenteil ist der Fall: mehrere, die nur einmal, und andere, die gar nicht durchlocht sind, sind für den Gebrauch als Armschienen ungeeignet. Einen weiteren Anhalt zur Bestimmung ihres Gebrauchs haben wir in einem Grabfund der Akropole von Zapata, wo eine dieser Platten direkt an eine Dolchklinge angelehnt war. Der Eigentümer dieser beiden Gegenstände hatte außer ihnen einen Fingerring und einige Halsbandperlen mit ins Grab bekommen. Wozu konnte ihm die Schieferplatte taugen, wenn nicht zum Schärfen seines Dolches? Noch sechs andre Einzelgräber der Akropolen haben Schieferplatten geliefert: viermal begleiteten sie Dolche; zweimal fehlte jede Waffe; aber niemals hat man Pfeilspitzen mit den Kriegern der Akropolen beerdigt."

Auch in etwa gleichaltrigen Gräbern auf Kreta und auf den ägäischen Inseln sind dergleichen durchbohrte Steinplättchen gewöhnlich, und auch sie werden nach ihren Gebrauchsspuren und wegen der Abwesenheit von Pfeilspitzen für Geräte zum Schärfen von Metall gehalten[16]). In den Beschreibungen der mitteleuropäischen Fundstücke wird der Abnutzungsspuren selten gedacht. Doch heißt es von einer sächsischen Platte (Wiederau) aus schwarzem Kieselschiefer mit vier Ecklöchern[17]): „Der Plattenrücken zeigt längslaufende Kritzspuren, besonders im Raume eines mittleren Rechtecks."

Es steht somit fest, daß die Steintäfelchen vielfach als Wetzsteine verwendet worden sind. Der Einwand, sie seien dazu ungeeignet, weil sie durchweg einseitig

---

15) Questions de chronologie et d'ethnographie ibériques, Tome I, Paris 1913, S. 400 f.

16) S. Müller a. a. O.; Childe a. a. O. S. 38 u. 44.

17) G. Neumann, Prähist. Zeitschr. XX (1929) S. 10. Vgl. auch K. Braune, Ein neuer Fund der Glockenbecherkultur im Leipziger Land. Mannus XX (1928) S. 413.

bearbeitet und gebohrt sind[18]), wird durch den Fund von Anghelu Ruju entkräftet, der uns ja bezeugt, daß auch dergleichen zum Schleifen bestimmte Stücke auf einer Unterlage montiert waren und nur auf einer Seite benutzt wurden. Fraglich ist nur, ob diese Erklärung für alle zutrifft, oder ob die Fundumstände nicht auch noch Raum für die andre übrig lassen. In Betracht kommen dafür die Lage in den Gräbern, die Begleitung von Pfeilspitzen und etwaige Beobachtungen an den Platten selbst.

Über ihre Lage in den Gräbern liegen eine Anzahl, aber im Verhältnis zur Gesamtmenge doch recht wenige zuverlässige Beobachtungen vor. Am entschiedensten klingt die Angabe von J. Schránil[19]): „Daß sie wirklich zum Schutz des Handgelenks dienten, kann nicht bezweifelt werden, denn sie befinden sich in den Gräbern immer am rechten Handgelenk." Geht man den Fundberichten nach, so erscheint diese Behauptung etwas übertrieben. Z. B. gibt A. Stocký[20]) an, daß er selbst in Rez ein Grab untersucht habe, wo eine Platte dieser Art am Handgelenk des linken Armes lag. Im selben Grabe fand sich eine Feuerstein-Pfeilspitze. In einem Grabe bei Zvoleneves nächst Schlan lag eine Schieferplatte, auf einer Seite ganz flach, auf der anderen gewölbt, mit vier Löchern, neben dem rechten Unterarmknochen des Skeletts[21]). Aus dem mährischen Gräberfelde von Hrubcice bei Prosnitz stammt ein steinernes Täfelchen mit Löchern in den vier Ecken, das mit einem Topf und zwei Stücken Feuerstein neben dem Halse des Skeletts gelegen haben soll[22]). In einem der Gräber von Ochsenfurt in Unterfranken lag die Platte, nach Aussage des Arbeiters, der sie ausgehoben hatte, „über einem Knochen", so daß er annahm, sie sei zu dessen Schutze aufgelegt worden, jedoch konnte der betreffende Knochen nicht näher bezeichnet werden[23]). Am rechten Arm lag eine Platte aus rötlichem Gestein in dem Steinkistengrabe von Düppel Kr. Eckartsberga[24]); am linken Oberarm (!) eine solche aus Rössen Kr. Merseburg[25]); am linken Unterarm eine aus Arnstadt[26]). Hier wird hinzugefügt, daß die Platte sich der Unterarmbildung schön anschmiege. Ebenso heißt es von einer Platte aus Kleptow

[18]) A. Möller, Diskussionsbemerkung auf der Salzburger Anthropologen-Versammlung 1926. Tagungsbericht S. 90 (S. A. aus den Mitteil. d. Wiener anthrop. Ges. 1926—1927).

[19]) Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin – Leipzig 1928, S. 85.

[20]) La Bohême préhistorique, I. L'âge de pierre, Prag 1929, S. 146.

[21]) L. Schneider im Korresp.-Blatt d. D. anthrop. Ges. XXXIV (1903) S. 27, wo auch die Originalberichte verzeichnet sind.

[22]) L. Schneider a. a. O. S. 28. – Die Bekundung rührt wohl von den Arbeitern her, ist also mit Vorsicht aufzunehmen. Möglicherweise war, wie oft in Hockergräbern, die Hand unter den Kopf geschoben oder zum Munde erhoben. Dann würde sich die Lage der Platte neben dem Halse ungezwungen erklären.

[23]) P. Reinecke im Korresp.-Blatt d. D. anthrop. Ges. XXVII (1896) S. 59.

[24]) Götze, Höfer, Zschiesche, Die vor- u. frühgesch. Altertümer Thüringens, Würzburg 1909, S. 101.

[25]) N. Niklasson a. a. O. S. 42.

[26]) E. Caemmerer im Mannus XIV (1922) S. 156.

Kr. Prenzlau, daß ihre Krümmung der Rundung des Arms entspreche[27]). Dieselbe Beobachtung: Lage der Platte zwischen den Knochen des linken Unterarms in einem Grabhügel bei Roundway Hill (Wiltshire), sowie die Tatsache, daß so viele Platten aus englischen Grabhügeln in solcher Weise gewölbt sind, wie wenn sie für den Arm gemacht wären, brachte den Rev. Canon Ingram schon 1867 auf den Gedanken, diese Gegenstände für Armschienen zu erklären. Jedoch bemerkt J. Evans, daß nach den Fundberichten die Platten auch in Großbritannien einige Male am rechten Arme gelegen haben sollen, z. B. in einem Grabhügel bei Kelleythorpe nächst Driffield. Die Knochen des rechten Armes ruhten hier in einer außergewöhnlich schönen gewölbten Platte aus Grünstein. In deren beide Löcher paßten bronzene Nägel mit goldenen Köpfen. Evans vermutet, daß sie auf einem um den Arm gelegten Lederbande aufgenietet war, das durch einen ebenfalls dabei gefundenen kleinen Bronzeknopf geschlossen wurde[28]). Die Lage am rechten Arm könnte z. T. mit Linkshändigkeit des Besitzers erklärt werden, z. T. damit, daß man es bei der Totenbekleidung in dieser Hinsicht nicht so genau genommen, oder schließlich damit, daß sich die Finder bei ihren Angaben manchmal geirrt haben.

Bietet demnach die Lage am Skelett eine gute Stütze für die Armschutz-Hypothese, so ist sie doch für sich allein noch kein vollgültiger Beweis dafür, denn es wäre immerhin denkbar, daß man auch einen so unentbehrlichen Bedarfsgegenstand, wie den Schleifstein, am Arme befestigt und getragen hätte. Noch weniger ist mit den Begleitfunden von Pfeilspitzen anzufangen. Die gesicherten Fälle dieser Art sind zu selten, als daß man sie nicht auch als Zufälle auffassen könnte. Sicher ist aber, daß sehr oft sowohl Steinplatten ohne Pfeilspitzen, als auch Pfeilspitzen ohne Steinplatten gefunden worden sind.

Bleibt noch die Prüfung der Platten selbst. Schon Stocký hat darauf hingewiesen, daß man unter ihnen zwei Arten zu unterscheiden habe: eine flache aus weichem Schiefer mit je einem Loch an den Schmalseiten, und eine hohle aus quarzhaltigem, gewöhnlich braunem oder graubraunem porphyrartigen Gestein mit vier oder sechs Löchern. Die erste habe sich bis in die Aunjetitzer Periode erhalten. Für sie läßt er die von andrer Seite vorgeschlagene Deutung als Schmuckstücke oder Amulette zu. Aber bei der zweiten verbiete sie sich schon wegen der hohlen Form; für sie hält er an der Armschutzdeutung fest. Denselben Grund darf man auch gegen die Gleichsetzung dieser Stücke mit den Schleifsteinen des Mittelmeergebietes anführen, denn es ist klar, daß sie nicht auf einer brettförmigen Unterlage gesessen haben. Vielmehr sind sie offensichtlich zur Anbringung auf einem rundlichen Körper gedacht, als welchen man nach den mitgeteilten Belegen ohne Bedenken den menschlichen Unterarm oder, bei kleineren

---

[27]) Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1880 S. 24 (Friedel).

[28]) J. Evans a. a. O. S. 429.

Stücken, den Daumenansatz betrachten kann. Daraus folgt weiter, daß sie auf einer biegsamen Zwischenlage, vermutlich Leder, befestigt waren. Richtig ist ferner, daß sie im allgemeinen aus einem edleren Material, als dem gewöhnlichen Schiefer gefertigt sind. Zumeist hat man dafür Gesteine aus dem Rotliegenden gewählt, die durch ihre gleichmäßige tonige Beschaffenheit und ihre rot- oder schokoladenbraune, bisweilen ins Violette spielende Farbe angenehm auffielen und eine spiegelblanke Politur erlaubten[29]). Dieser ästhetische Gesichtspunkt tritt auch in der Bearbeitung hervor. Schon das Ausschneiden der gekrümmten Flächen erforderte bei den damaligen einfachen Werkzeugen ungemeine Geschicklichkeit und Sorgfalt. Oft aber hat man noch ein übriges getan, die Längsseiten zierlich geschweift, die Schmalseiten aufgewulstet oder scharfkantig umgebogen[30]) und die Ränder mit fein gravierten Linien eingefaßt[31]) oder durch wahrscheinlich farbig eingelegte Grübchen verziert. Das ausgesuchte Material, die meisterliche Technik, die überraschende Gleichförmigkeit vieler über weite Länderräume verstreuter Stücke zeigen an, daß sie wenigstens zum Teil aus gemeinsamen Betrieben hervorgegangen und durch den Handel verbreitet worden sind, zugleich aber auch, daß sie eine hochgeschätzte Ware vorstellten, eine Art Luxusgeräte, die man über den bloßen Nutzungszweck hinaus so schmuck wie möglich gestalten

[29]) Durch Fachgelehrte ausgeführte Gesteinsbestimmungen von gebogenen Armschutzplatten finde ich für folgende deutschen Fundstücke erwähnt: Buttelstedt b. Weimar: „Pisolithtuff des Rotliegenden". Nach Geh. Rat E. Zimmermann in Berlin. A. Möller a. a. O. S. 89. Vgl. dazu G. Neumann a. a. O. S. 40. — Criesbach in Württemberg, abgeb. bei P. Goessler, Der Urmensch in Mitteleuropa, Stuttgart 1924, Taf. XX 7: „Sehr feintoniger Porphyrittuff, aber stark umgewandelt, der mit einigen Schwarzwälder Vorkommen (etwa ums Buhlbachtal) eine gewisse Ähnlichkeit hat, aber doch wiederum Verschiedenheiten aufweist, die eine sichere Identifizierung dieses Tonsteins mit dieser Lokalität nicht ermöglichen. Nach Prof. Sauer in Stuttgart". P. Goessler, Fundberichte aus Schwaben, XVI (1908) S. 4. — Ochsenfurt und Reusch in Mittelfranken, abgeb. Korresp. Blatt 1896 S. 59 und bei G. Hock, Steinzeitliche Funde von Forchheim, S. A. aus Erlanger Heimatbuch 1925, Tafel I: „Tonschiefer, der möglicherweise aus dem unterfränkischen Buntsandsteingebiet stammt. Aus einem ähnlichen, doch graufarbigen Material ist die im Bayer. Vorgeschichtsfreund IX (1930) Taf. I 9 abgeb. Platte hergestellt. Für zwei weitere in unserer Sammlung befindliche Armschutzplatten aus Großmehring (a. a. O. Taf. I 8) und aus München (abgeb. Mitteil. d. Wien. anthr. Ges. 1924 S. 102) wurde Kieselschiefer als Material angegeben. Nach Bestimmung des Petrographischen Instituts (Geolog. Sammlung) in München". Gefällige Mitteilung von Prof. Dr. Birkner. — Vgl. auch diese Abhandlung S. 91.

[30]) A. Möller a. a. O. S. 89 und Führer durch die vorgesch. Abteil. d. Städt. Museums in Weimar, II. Aufl. 1918, S. 109. — Caemmerer a. a. O. S. 156.

[31]) Die bei unserer Abb. 19 angewandte Verzierung wiederholt sich mit minimalen Abweichungen bei folgenden Stücken: Criesbach in Württemberg, vgl. Anm. 29; Ochsenfurt, Reusch und Großmehring in Bayern (siehe Anm. 29); Döhren, Stadtkreis Hannover (Einzelfund im Prov.-Museum Hannover), Gefällige Mitteilung von Dr. Tackenberg. Helnaes auf Fünen und Sønder Hoptrup bei Hadersleben, beide aus „feinkörnigem rotem Stein". Abgeb. Aarboger 1868 S. 100; S. Müller, Ordning, Stenalderen Nr. 245; O. Montelius, Chronologie der ältest. Bronzezeit S. 194 Fig. 482. — Dazu kommt noch das Bruchstück einer ähnlichen Platte „aus Porphyr" mit Querlinien und dazwischen eingefügtem Zickzackband, gefunden in Beszowa Bez. Stopnica, abgeb. bei L. Kozłowski, Epoka kamienia na wydmach ꝛc. (Die Steinzeit im Dünengebiet der östlichen kleinpolnischen Hochebene), Lemberg—Warschau 1923, Taf. XX 23, und ein ohne Fundort-Angabe abgeb. Stück bei J. Schlemm, Wörterbuch z. Vorgeschichte, S. 18, Fig. b.

wollte. Die goldköpfigen Nägel der Platte von Kelleythorpe fügen noch eine weitere Steigerung hinzu[32]). All das paßt sehr gut für einen am Arm getragenen Behelf zum Bogenschießen — denn auf sein Jagdgerät und seine Waffen hat der Mensch immer und überall den höchsten Wert gelegt —, es paßt aber anscheinend schlecht für ein so untergeordnetes Werkzeug wie den Schleifstein. Selbst dagegen läßt sich indessen einwenden, daß zu einer Zeit, wo das Metall noch selten und kostbar war, auch das zum Schärfen des Dolches und Spitzen der Tätowiernadel dienende Gerät für wichtig genug erachtet werden mochte, um damit zu prunken. An Zeugnissen solcher Wertschätzung fehlt es nicht. Man braucht gar nicht an den Lapislazuli-Schleifstein des Königs Meskalam-dug von Ur zu denken, der mit einem goldenen Ringe neben dem Dolche an seinem Gürtel befestigt war[33]), schon die mit Aufhängelöchern zum Tragen an der Kleidung versehenen Poliersteine der ausgehenden Nordischen Steinzeit sind aus einem wahrscheinlich von Mitteldeutschland eingeführten feinen Kieselschiefer gefertigt und nicht selten mit Zierlinien geschmückt[34]).

Man sollte meinen, daß eine genaue Untersuchung der Oberflächen auf etwaige Benutzungsspuren die Entscheidung nach der einen oder anderen Seite bringen müßte. Bei einem Schleifstein erwartet man, daß die durch den Gebrauch entstehenden feinen Risse in der Längsrichtung des Steines liegen; eine Armschiene hingegen könnte die Wirkung häufiger Sehnenaufschläge naturgemäß nur in der Querrichtung zeigen. Bei unserem Opperauer Exemplare: Abb. 19, bemerkt man auf der gewölbten Vorderseite eine leichte sattelförmige Einbuchtung, die sich grade in der Mitte zu einer etwa 1,5 cm langen, 0,3 cm breiten seichten Rinne vertieft. Zahlreiche, nur unter der Lupe erkennbare feine Schrammen, die ausnahmslos quer oder schräg über die Platte laufen, verraten, daß die Abnutzung in dieser Richtung erfolgt ist. Auch auf der Militscher Platte: Abb. 21, findet sich quer über die Mitte eine ebensolche Rinne, nur fehlen hier infolge der starken Verwitterung die feinen Schrammen. Bei der aus Schiefer gefertigten Woischwitzer Platte: Abb. 22, liegen dagegen die Ritzspuren ausschließlich in der Längsrichtung. Sie würde demnach als Wetzstein, die beiden aus rotem Gestein gefertigten als Armschutzplatten anzusehen sein. Um sicher zu gehen, müßten freilich praktische Versuche angestellt werden, wie der Anprall der Bogensehne auf das Gestein wirkt, und ob derartige Schrammen, die den Schleifspuren zum Verwechseln ähneln, wirklich durch ihn hervorgerufen werden. Sonst bliebe immer der Einwand, daß beim Schleifen auf einer am Arm befestigten Platte die Querrichtung geradezu das Natürliche war.

---

[32]) Die kleinen durchlochten Goldbleche aus Böhmen und England, die von manchen für repräsentative oder symbolische Nachbildungen der steinernen Armschienen gehalten werden, bleiben hier besser außer Betracht. Vgl. Stocký a. a. O. S. 148 Taf. CX 14; Schránil a. a. O. S. 85 Taf. XVI 20; J. Evans a. a. O. S. 428; G. Childe a. a. O. S. 186.

[33]) C. L. Wooley, Ur- und die Sintflut, Leipzig 1930, S. 48.

[34]) S. Müller, Ordning, Stenalderen, Nr. 205.

Trotz aller erdenklichen Wahrscheinlichkeitsgründe bleibt also ein peinlicher Rest von Skepsis. Er würde erst dann verschwinden, wenn feststände, daß Armschutzplatten, gleichviel aus welchem Stoff, damals wirklich getragen wurden. Wir wissen aus der Völkerkunde (s. S. 96 f.), daß derartige Schutzvorrichtungen für gewöhnlich aus organischen Stoffen bestanden, und es wäre seltsam, wenn es in der Stein-Bronzezeit anders gewesen wäre. Weitaus das meiste davon mag vergangen sein, aber einige beinerne Platten sind doch vorhanden, die in Form, Größe und Befestigungsart den gebogenen steinernen so sehr gleichen, wie man es bei der Verschiedenheit des Materials und der Fabrikationsstätten nur verlangen kann[35]). Überflüssig zu sagen, daß bei ihnen der Schleifzweck von vornherein ausscheidet. Daß es bloße Zierstücke waren, ist bei ihrer eigenartigen Form durchaus unglaubhaft. Wir dürfen sie füglich als die erwünschen Beweisstücke in Anspruch nehmen und daraus die Folgerungen für unsere Platten ziehen. Daß man überhaupt darauf verfallen ist, Armschienen aus Stein zu schneiden, kann sehr wohl auf dem Vorbild der aus den Mittelmeerländern übernommenen handlichen Schleifsteinplatten beruhen. Die Ähnlichkeit der Form und Größe und die gleiche technische Behandlung, z. B. der Bohrung, sind bezeichnend dafür. Bei diesem Abhängigkeitsverhältnis würde es sich auch erklären, daß dieselben Gegenstände bald zu dem einen, bald zu dem andern Zwecke benutzt wurden, und daß es für uns so schwer ist, die beiden Arten streng auseinander zu halten. Vom methodischen Standpunkt dürfte es sich allerdings empfehlen, den Namen „Armschutzplatte" auf die Fälle zu beschränken, wo er durch das Material, die gebogene Form und die Lage am Skelett gerechtfertigt ist, sonst aber von Steintäfelchen schlechthin oder von Schleifsteinplättchen zu reden.

Von den schlesischen Stücken verdient, streng genommen, nur das Opperauer die Bezeichnung „Armschutzplatte", und zwar ist es nach dem früher Gesagten ein sehr prägnanter Typus aus der Glanzzeit der Glockenbecherkultur. Grade das Opperauer Stück stammt nun aber aus einem Grabe der Marschwitzer Kultur. Das ist nicht befremdlich, wenn man, wie ich in voller Übereinstimmung mit den böhmischen Forschern stets getan habe, die beiden Kulturgruppen als gleichzeitig erachtet. Liegt doch dafür, besonders aus der Keramik, ein überwältigendes Beweismaterial vor. Um nur ein Beispiel zu nennen, so ist die eigentümliche Verlängerung des Henkels an bauchigen Töpfen: Taf. V u. Abb. 23, in beiden Gruppen gewöhnlich[36]). Gewiß drückt sich in derlei durchaus auf Gegenseitigkeit beruhenden Anzeichen der Vermengung bereits eine beginnende Entartung und

[35]) J. Evans a. a. O. S. 428; J. Déchelette, Manuel II 227; Worsaae, Nord. Oldsager Fig. 85; S. Müller, Ordning Nr. 244; Kunst af Stenalderen S. 74; Fornvännen 1909 S. 92 Fig. 9; Schliemann, Ilios S. 631/32 Fig. 1257; vgl. Götze bei W. Dörpfeld, Troja u. Ilion I 371. Vom Typus der Armschutzplatten ist auch eine Platte aus Schildkrot, abgeb. L'Anthropologie IX (1898) S. 141. Nach gef. Mitteilung von Dr. G. Neumann in Jena besitzt das Museum in Gera eine beinere Armschutzplatte vom Opitzer Berg bei Posnik (Thüringen).

[36]) Vgl. Stocký a. a. O. Taf. 114, 10; 116, 16; 120, 19; Schles. Vorzeit N. F. III 37 Fig. 31.

insofern theoretisch auch eine etwas jüngere Zeitstellung gegenüber den noch ganz reinen Formen der eigentlichen Glockenbecherware aus. Praktisch ist dieser Altersunterschied bedeutungslos, denn selbstverständlich hat die Mischung mit dem Augenblick angefangen, wo die beiden Kulturen räumlich aufeinander trafen. Daß es sich wirklich um Gleichzeitigkeit, nicht etwa um Fortentwicklung handelt, dafür ist eben die Opperauer Armschutzplatte ein klassisches Zeugnis.

Ist dem aber so, haben tatsächlich im gleichen Raume zwei ungleiche Kulturgruppen nebeneinander gelebt, die erste bodenständig, mit Vorfahren- und Nachkommenreihen, die zweite unbestritten von fremdem Gepräge, plötzlich auftauchend und rasch verschwindend, beide zwar dicht benachbart und durch materiellen und geistigen Güteraustausch verknüpft, dabei aber mit streng gesonderten Begräbnisplätzen, — welche andere Erklärung gibt es dafür, als daß hinter diesen Erscheinungen Menschen verschiedenen Stammes gestanden haben und die des einen in das Gebiet des anderen eingedrungen sind? Und wenn dazu noch die aufs neue bestätigte Erkenntnis rassischer Eigenart der mitteleuropäischen Glockenbecher-Bevölkerung tritt (S. 93), wie kann man da über jene Erklärung das Urteil fällen, es fehle für sie an jedem ernstzunehmenden archäologischen Anhalt?[37]). Die Glockenbecherkultur bedeutet für unsere Gegenden keine selbständige chronologische Stufe, sondern eine siedlungsgeschichtliche Episode. Sie schiebt sich zwischen die letzten Ausläufer der Roßwitzer Kultur und die an diese anknüpfende Marschwitzer Gruppe ein, die manches von ihrem Formengut übernommen und an die Aunjetitzer Kultur weitergegeben hat.

Nachtrag zu S. 101 Anm. 31. Eine Armschutzplatte derselben Form und Verzierung wie unsere Abb. 18 ist noch bei J. Schlemm, Wörterbuch zur Vorgeschichte, S. 18 Fig. b ohne Angabe des Fundorts abgebildet. Nach gefälliger Mitteilung von Herrn Direktor Dr. Unverzagt ist sie wahrscheinlich identisch mit einer Armschutzplatte der Berliner Staatlichen Sammlung „aus rotem Schiefer", die einem Steinkistengrabe bei Düppel Kr. Eckartsberga entstammt. (Kat. Nr. Ig 3214.) Vgl. S. 99.

Abb. 23. Weigwitz Kr. Breslau

[37]) Bayer. Vorgeschichtsfreund 9 (1930) S. 28 (P. Reinecke).

Die Kettennadel von Gollschau

Von Hans Seger

Die kleine, prähistorische Sammlung des Stadtgeschichtlichen Museums im Alten Rathaus zu Leipzig enthält ein merkwürdiges Fundstück, das, wie der gesamte Grundstock des Museums, den Sammlungen des Vereins für die Geschichte Leipzigs entstammt: Taf. V, 2. In den sehr fragmentarischen alten Eingangsbüchern ist es nicht nachzuweisen. Nur ein später (von Paul Benndorf) geschriebener Zettel im Katalog der vorgeschichtlichen Funde bringt den Vermerk: „Nr. 409: Kette aus 303 Ringen, aus Bronze, Golschau (in einem Wäldchen), Bronzezeit". Das ist alles, was sich aktenmäßig über die Herkunft des Stückes feststellen läßt[1]). Ohne Zweifel ist es vor vielen Jahren von einem Mitgliede oder Gönner des Vereins geschenkt oder aus dem Antiquitätenhandel erworben worden.

Den angegebenen Fundort wird man zunächst in nicht allzu großer Entfernung von Leipzig suchen. Zwei Orte kommen dafür in Betracht: Goldschau, Post Gößnitz, in Sachsen-Altenburg, und Goldschau, Post Osterfeld, Kreis Weißenfels, in der Provinz Sachsen. Der Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Leipziger Museums für Völkerkunde, Dr. Johannes Richter, hat sich bemüht, festzustellen, ob an einem dieser Orte Anhaltspunkte für die Herkunft der Nadel zu finden seien. Die amtlichen Auskünfte lauteten in beiden Fällen negativ: in keinem der beiden sächsischen Goldschau war etwas über einheimische Altertumsfunde bekannt oder eine als „Wäldchen" zu bezeichnende Örtlichkeit vorhanden[2]). Nun erinnerte sich aber Herr Dr. Richter aus seiner früheren Tätigkeit am Breslauer Museum des durch seine großen prähistorischen Funde bekannten Göllschau im Kreise Goldberg-Haynau[3]). In einem an mich gerichteten Briefe sprach er die Vermutung aus, daß die Nadel von dort nach Leipzig verschleppt worden sei. In der Tat ist von der reichen Ausbeute der Göllschauer Gräberfelder zu Anfang der neunziger Jahre allerlei in Privatbesitz geraten und auch wohl in den Handel gekommen. Auch haben grade Leipziger Sammler damals und später Beziehungen zum westlichen Schlesien gehabt[4]). Dennoch ist die Herkunft der Nadel aus Göllschau unwahrscheinlich. Denn bei den dortigen Funden handelt es sich ausschließlich um die Zeit der Urnenfriedhöfe, hauptsächlich sogar deren jüngste Stufe. Die Kettennadel dagegen gehört, wie wir sehen werden, einer beträchtlich älteren Zeit an, aus der in der Haynauer Gegend bisher überhaupt keine Funde bekannt geworden sind.

[1]) Dem Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, Herrn Dr. Friedrich Schulze, bin ich für seine freundliche Auskunft, sowie dafür, daß er mir die Veröffentlichung des Fundes gestattet und ihn mir für diesen Zweck zur Ansicht geschickt hat, zum wärmsten Danke verpflichtet.

[2]) Das Altenburger Goldschau trägt überdies seinen heutigen Namen noch nicht lange: es hieß früher Kulschwa.

[3]) Schles. Vorzeit V (1892) S. 195 ff.

[4]) Das Leipziger Museum für Völkerkunde besitzt ebenfalls einige von Privatsammlern erworbene Funde aus Niederschlesien. Vgl. auch Altschlesien III 5 ff.

Wir haben jedoch in Schlesien noch einen zweiten Ort ähnlichen Klanges, dessen Schreibweise der des Zettels sogar näher kommt, als alle übrigen[5]), das ist Gollschau im Kreise Nimptsch[6]). Es liegt im fundreichsten Landstrich der ganzen Provinz und hat selbst eine Anzahl vorgeschichtlicher Funde aus verschiedenen Perioden aufzuweisen: Schnurkeramische Scherben, eine durchbohrte und eine undurchbohrte Hacke aus grauem Schiefer und eine kleine Hammeraxt aus Serpentin zeigen, daß die Flur schon im Stein- und frühen Bronzealter besiedelt war. An der Nordwestgrenze, schon übergreifend auf die benachbarte Gemarkung Prauß, erstreckt sich ein als Fasanerie benutztes Laubwäldchen. Auf den an dieses angrenzenden Feldern haben Rittergutspächter von Hancke in Prauß und ich selbst massenhaft vorgeschichtliche Siedlungsscherben aufgelesen[7]). Die Bedingungen, die man an den mutmaßlichen Fundort stellen kann, sind somit beinahe restlos erfüllt. An Sammlern und Händlern hat es auch in dieser Gegend nicht gefehlt[8]): wir wissen von so manchem Funde, der seinen Weg von hier in auswärtige Museen genommen hat. Wohl möglich, daß es der Kettennadel ebenso ergangen ist.

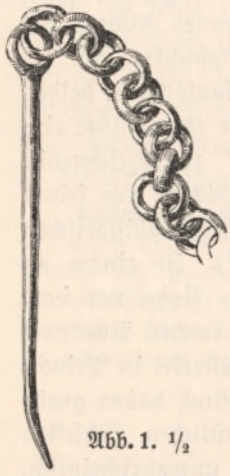


Abb. 1. 1/2

Bisweilen gibt auch der Typus eines Gerätes Anhaltspunkte für seine Herkunft aus diesem oder jenem Gebiet. Das fragliche besteht aus einer insgesamt 267 cm langen und 600 g schweren Kette von kreisrunden, geschlossenen Ringen und einer das Schlußglied bildenden Nadel. Die Ringe sind stabrund, nur innen etwas abgeflacht, und 0,3 cm dick; der Durchmesser schwankt zwischen 1,4 und 1,8 cm. Der letzte Ring bildet zugleich den Kopf der Nadel, auf deren Schaft er ohne Zwischenglied senkrecht aufgesetzt ist: Abb. 1. Die Länge der Nadel beträgt 11,7 cm, ihre Spitze ist stumpfwinklig gebogen. Irgendwelche Spuren der Zusammenfügung sind an den Ringen nicht erkennbar, vielmehr ist die Verkuppelung durch ein eigentümliches Gußverfahren hergestellt. Man hat auf Vorrat gegossene, lose Ringe paarweise in die Formen der neu zu gießenden schräg oder senkrecht eingefügt, so daß das flüssige Metall durch die fertigen Ringe hindurchlaufen mußte und sie verkuppelte. Das Verfahren wurde so oft wiederholt, bis die Kette vollständig war. Es wurden dazu vierteilige Schalenformen aus Bronze (oder Kupfer) benutzt. Das erforderte für den Guß

[5]) Müllers Großes deutsches Ortsbuch, 2. Aufl. 1926, führt außer den oben genannten Orten noch ein Gollschow Kr. Calau, Niederlausitz, und ein Goltzscha, Amtsh. Großenhain an.

[6]) Es schrieb sich früher Gollsche. Der Ort ist durch den großen Hellerfund, beschrieben in Altschlesien III 77 ff., bekannt.

[7]) Soweit bestimmbar, zumeist aus der frühen Eisenzeit, jedoch auch aus dem jüngeren Bronzealter und aus späteren Perioden.

[8]) Namentlich haben zwei in der Nähe lebende Gastwirte, Schneider in Rudelsdorf und Florian in Markt Bohrau, durch viele Jahre die Altertümer der Umgegend aufgekauft und z. T. weitergegeben.

ein Metall, dessen Schmelzpunkt unter dem der gewöhnlichen Bronze lag. Durch einen stärkeren Zusatz von Zinn war dies zu erreichen. Chemische Analysen haben ergeben, daß der Zinngehalt derartiger Ketten-Schmuckstücke bis über 18 % steigt. Das Gollschauer ist zwar nicht untersucht, aber sein silberweißes Aussehen bekundet zur Genüge den hohen Prozentsatz der Legierung. Diese technischen Merkmale, deren genaue Feststellung Prof. Alfred Götze verdankt wird[9]), sind kennzeichnend für die Aunjetitzer Kultur des frühen Bronzealters. Ihr gehört auch der Typus der Ringkopfnadel, einer Unterart der „böhmischen Ösennadel" an, doch deutet die säbelartige Krümmung der Spitze auf eine jüngere Stufe dieser Kultur[10]). Die Nadeln dienten zum Zusammenhalten des Gewandes, — bei einem Skelett aus Gleinitz Kr. Glogau lag sie an der rechten Schulter[11]) —, die häufig damit verbundenen Kettchen können bei der Befestigung eine Rolle gespielt haben, in der Hauptsache aber werden sie als Schmuck aufzufassen sein, besonders, wenn es sich um eine Kette von so außerordentlicher Länge, wie die vorliegende, handelt. Es stimmt dazu, daß es auch Gürtel- oder Halsketten gleicher Art mit rosettenförmigen Mittelstücken gibt.

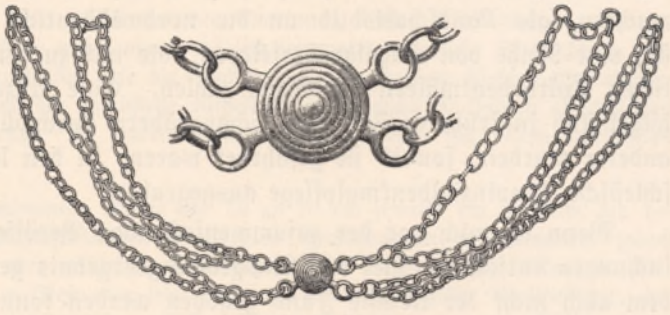


Abb. 2. Gurkau. 1/2

Daß diese für ihre Zeit jedenfalls hochwertigen Arbeiten in Böhmen hergestellt sind, kann nicht bezweifelt werden. Außerhalb Böhmens sind sie selten, jedoch hat Schlesien bisher schon drei Exemplare aufzuweisen: zwei Nadeln mit achtgliedrigen Ketten aus dem Schatzfunde von Klein Gandau Kr. Breslau[12]) und den Kettenschmuck: Abb. 2, aus dem Schatzfunde von Gurkau Kr. Glogau[13]), denen das gesamte übrige außerböhmische Gebiet der Aunjetitzer Kultur nur eine Zierkette aus Radewell, Saalkreis, Prov. Sachsen, entgegenzustellen hat[14]).

Neigt sich somit auch in dieser Beziehung die Waagschale mehr nach Schlesien, so kommen wir doch über einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad nicht hinaus. Vielleicht hilft die Veröffentlichung des Fundes dazu, den Sachverhalt aufzuklären.

---

[9]) A. Götze, Die Technik gegossener Bronzeketten, Montelius-Festschrift 1913 S. 155–175; Derselbe, in Eberts Reallexikon d. Vorgeschichte II 160.

[10]) H. Seger in Eberts Reallexikon I 263; J. Schránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 99f.

[11]) Schles. Vorzeit N. F. IV 4, Grab 4. Vgl. H. Hahne, Das vorgeschichtl. Europa 1910 S. 37 Abb. 44.

[12]) Schles. Vorzeit N. F. IV 12. Auch abgeb. bei Götze a. a. O.

[13]) Montelius, Chronologie d. ältest. Bronzezeit Fig. 88, 89. Montelius-Festschrift 1913 S. 162.

[14]) Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thüring. Länder IV (1905) S. 13 Taf. II.

Die Ausgrabung eines fundleeren Hügelgrabes und ihre Bedeutung für die Siedlungskunde

Von Lothar F. Zotz

In den sandigen, lichten Kiefernwäldern der Umgebung von Lampersdorf Kr. Oels, die mit weiten Kahlschlägen, auf denen üppige Callunateppiche wuchern, als Landschaftsbild an die nordwestdeutsche Heide erinnert, finden sich eine Reihe von Hügelgräberfeldern, die mit zu den schönsten vorgeschichtlichen Kulturdenkmälern Schlesiens zählen. Eine Anzahl der größten Grabhügel sind in früherer Zeit von Schatzgräbern durchwühlt worden, eine Reihe anderer wurden, soweit sie gefährdet waren, in den letzten Jahren durch die schlesische Provinzialdenkmalpflege ausgegraben.

Wenn ich mich vor der zusammenfassenden Veröffentlichung dieser Untersuchungen entschließe, hier das Ausgrabungsergebnis gerade jenes Hügels, aus dem auch nicht der kleinste Fund gehoben werden konnte, bekanntzugeben, so geschieht es deshalb, weil mir in eben dieser Feststellung, die weitergehende und in mancher Hinsicht grundlegende Bedeutung jener Einzeluntersuchung zu liegen scheint.

Vor dem Einsetzen des Waldpfluges und erneuter Aufforstung eines Kahlschlages mußte im April 1930 ein zur Gruppe der flachen Hügel gehöriges Grab, das mit einem anderen, bereits zerstörten ähnlichen Hügel in der Fürsten-Ellguther Kirch-Heide auf Gemarkung Lampersdorf gelegen, als Fundstelle 19 bezeichnet wird, ausgegraben werden. Die Ausgrabung ging nach der sogenannten Quadrantenmethode vor sich: Taf. VI. Im Mittelpunkt erhob sich das Hügelgrab nur 0,75 m über dem ebenen Waldboden, zu dem es allmählich überging. Der Durchmesser des Hügels betrug rund 10 m, doch dürfte er ursprünglich erheblich geringer und der Hügel dafür um so höher aufgeschüttet gewesen sein. Alle, besonders die flachen Lampersdorfer Grabhügel sind, hauptsächlich durch die Forstkultur, allmählich niedriger gemacht worden.

Die Bodenschichtfolge: Abb. 2, ergab eine 0,10—0,20 m mächtige, obere Lage silbergrauen, humusreichen Sandes mit vielen gebleichten Körnern. An der Basis dieser Schicht 1 zeigte sich ein braungefärbtes Band, in dem ich eine beginnende Ortsteinbildung sehen möchte[1]). In dem darunterliegenden aufgeworfenen, gelben Sand der Schicht 2 waren im Planum mehrfach deutliche, graue Verfärbungen zu beobachten. Der Sand war teilweise mit kleinsten, feinen Holzkohleflitterchen durchsetzt, so daß man den Eindruck gewann, er sei mit Holzasche vermischt worden. In 0,80—1 m Tiefe[2]) zeigten sich schwarzbraune, rundliche Verfärbungen. Sie rührten wahrscheinlich von ehemaligen, senkrecht eingerammten Pfählen her, die zur Versteifung des Hügels gedient haben könnten. Derartige Pfostenlöcher sind in anderen Lampersdorfer Hügelgräbern desselben Typus von anderen Ausgräbern (Raschke, Petersen, Boege) ebenfalls festgestellt worden. Aber, obwohl sich in unserem Hügel eine

[1]) L. Zotz, Der Aufbau bronzezeitlicher Grabhügel, ein Kriterium zur Altersbestimmung des Ortsteins. Mitteil. d. floristisch-soziol. Arbeitsgemeinschaft in Niedersachsen H. 2 1930.

[2]) Alle Tiefenangaben sind gemessen von einem 0,50 m über den höchsten Punkt des Hügels gelegten, horizontalen Fadenkreuz.

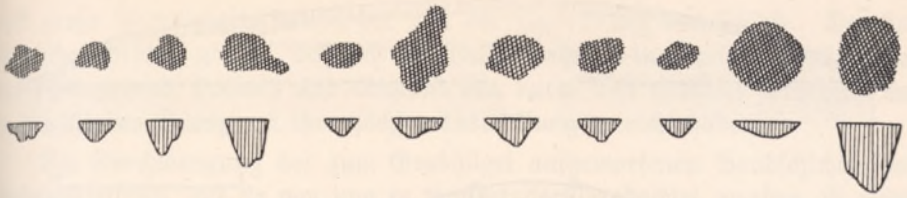


Abb. 1. Plana und Profile der Pfostenlöcher. $^1/_{40}$

scheinbar deutlich um den Mittelpunkt gereihte Anordnung dieser Verfärbungen erkennen läßt: Abb. 3, meine ich, daß es nicht immer möglich sein wird, wirkliche Pfostenlöcher von den Verfärbungen zu unterscheiden, die die Pfahlwurzeln ehemaliger Kiefern hinterlassen. Diese Nadelhölzer werden an der Fundstelle aufgeforstet, nach etwa 20 Jahren abgeschlagen und von neuem aufgeforstet. In zwei Pfostenlöchern fanden sich Reste verkohlten Kiefernholzes.

In den einzelnen Quadranten wurde von 10 zu 10 cm jeweils ein Planum der erwähnten, grauen mit Holzkohleflitterchen durchsetzten Verfärbungen aufgenommen, jedoch ließ sich keine regelmäßige oder erklärbare Anordnung dieser Verfärbungen erkennen. Dagegen zeigten sich in 1,30 m Tiefe vier sehr deutliche, senkrecht gestellte Pfostenlöcher, bei denen mir im Gegensatz zu den erwähnten höher liegenden die Annahme von Pfahlwurzeln ausschließbar erscheint. Nachdem es trotz langsamem, sorgfältigem Abschälen des Bodens nicht gelungen war, auch nur den kleinsten Scherben zu finden, zeigte sich in 1,50 m Tiefe endlich eine scharf umrissene Grabgrube. Ihre Umrisse hoben sich mit der grauweißen Farbe der Füllung (Schicht 4) sehr deutlich von dem gelben, anstehenden Sande ab: Taf. VI, und wurden um so sichtbarer, als ihr Rand von einem Rahmen silberweißen Sandes eingefaßt war. In 1,65 m Tiefe ergab sich ein fast genau rechteckiger Umriß dieser Grabgrube. Sie war 1,20 m lang und 0,65 m breit, verengte sich nach unten allseitig, war in 1,70 m Tiefe noch 1 m lang und 0,50 m breit, während bei 1,75 m Tiefe ihre Sohle und damit der anstehende Sand der Schicht 3 erreicht war.

Die Ausgrabung sagt uns über die zeitliche Stellung des Hügelgrabes nichts aus, und wenn wir aus anderen, ganz ähnlich gebauten Grabdenkmalen von Lampersdorf nicht Funde zu heben vermocht hätten, würden wir ziemlich im Dunkeln tappen. Die in diesen Hügelgräbern enthaltenen Skelettbestattungen waren in allen Fällen völlig vergangen, aber es war meistens möglich, die Grabgrube aus Bodenverfärbungen mehr oder weniger deutlich zu erkennen. Beigaben sind in allen Gräbern selten, aber aus eingestreuten Scherben, Irdenware oder Bronzen lassen sich die bisher ausgegrabenen Hügel der älteren und mittleren Bronzezeit (Periode II und III 1600—1000 v. Chr.) zuweisen. Auf Grund dieser Parallelfunde dürfen wir unseren fundleeren Hügel in dieselbe Zeit stellen. Die gemachten Beobachtungen erlauben uns, ein genaues Bild vom Vorgang des Hügelbaues zu geben. Es wurde zunächst auf ebener Erde die Grabgrube mit nach unten konvergierenden Rändern ausgeschachtet. Darin wurde der Tote, wie aus den Ausmaßen hervorgeht, in Hockerstellung beigesetzt und über dem Ganzen ein kleiner Hügel aufgeschüttet. Die Grabgrube selbst dürfte mit weißem Sand ausgekleidet worden sein. Ähnliche Verwendungen

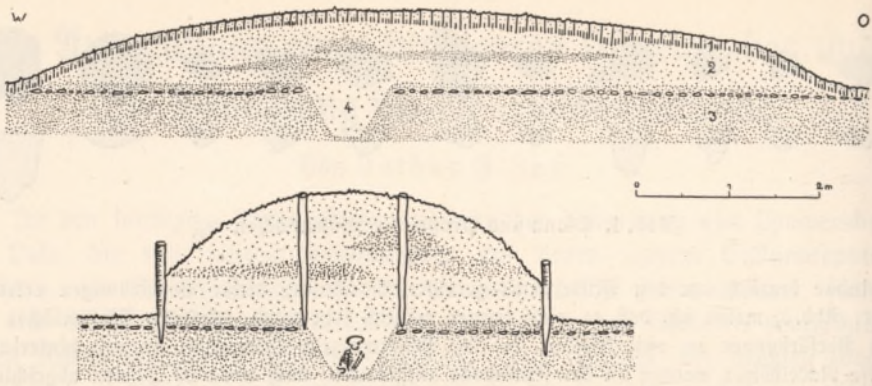


Abb. 2. Profil und Versuch einer Rekonstruktion des Grabhügels
1 = humusreicher Sand; 2 = aufgeworfener, gelber Sand mit Lagen von Holzasche; 3 = anstehender diluvialer Sand mit Steinpflaster; 4 = Grabgrube

reinen Sandes in vorgeschichtlichen Gräbern sind bekannt[3]). Besonders wichtig ist Müller-Brauels Mitteilung, daß der alte Brauch, die Grabgrube mit reinem, weißem Sande auszuwerfen, noch heute in Niedersachsen fortlebt. Bei der Bestattungszeremonie dürften Feuer in der Nähe gebrannt haben, denn es wurde viel Holzasche unter die Aufschüttung vermengt. Zur Versteifung der losen Schüttung wurden einige senkrechte Pfähle eingeschlagen, die möglicherweise den Hügel in einem palisadenähnlichen Kranz umstanden und gegen außen abgegrenzt haben. Der Durchmesser des Grabdenkmals kann nicht mehr als etwa 4 m, seine Höhe ungefähr 1,50 m betragen haben: Abb. 2.

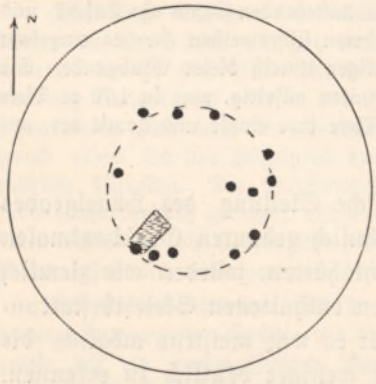


Abb. 3. Grundriß des Hügels mit Grabgrube und Pfostenlöchern

Die Bodenverhältnisse an der Fundstelle sind leider nicht so günstig, daß aus der Ausgrabung eines Hügels ein so klares Bild über dessen Aufbau gewonnen werden könnte, wie dies bei den Ausgrabungen van Giffens in Holland der Fall war[4]). Immerhin darf als Ergebnis gebucht werden, daß Hügelgräber mit Pfostenkonstruktion noch östlich der Oder vorkommen. Derartige Grabbauten hat van Giffen unter dem Begriff der Palisadenhügel zusammengefaßt. Die Pfosten umgeben die Hügel zum Teil als eine Art Einfriedigung, zum Teil aber wurden Pfostenlöcher auch innerhalb der Hügelböschung festgestellt; es besteht, wie die von van Giffen auf Taf. 84 zusammengestellten Typen zeigen,

[3]) H. Müller-Brauel, Ein bronzezeitliches Hügelgrab bei Stinstedt. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern XXIV 1928–30 S. 216–227.

[4]) A. E. van Giffen, Die Bauart der Einzelgräber. Mannus-Bibl. Nr. 45, 1930.

eine große Mannigfaltigkeit in der Art der Anordnung der Pfähle. Der holländische Forscher glaubt, daß sich die Palisadenhügel im Spätneolithikum von der Rheingegend, Holland und England aus nord- und ostwärts verbreitet und in der ältesten Bronzezeit ihre höchste Entwicklung erreicht haben.

Die Durchmengung der zum Grabhügel aufgeworfenen Sandschichten mit Holzkohleteilchen, wie sie von uns in Lampersdorf beobachtet wurden, ist gleichfalls bei vielen niederländischen Palisadenhügeln festgestellt worden. Ergab unsere Lampersdorfer Ausgrabung auch keine Funde, so konnte durch sie dennoch eine in Europa offenbar weit verbreitete älter-bronzezeitliche Hügelgrabform in Schlesien nachgewiesen werden. Wenn wir aber eingangs von der in gewisser Hinsicht grundlegenden Bedeutung dieser Einzeluntersuchung sprachen, so dachten wir dabei an siedlungskundliche Fragen.

Die noch in Schlesien erhaltenen Hügelgräber liegen naturgemäß in Gebieten, die niemals neuzeitlicher, landwirtschaftlicher Bodenbewirtschaftung unterlegen haben, heute also in Wäldern. Wo unbekannte Hügelgräberfelder zu Ackerland umgewandelt worden sind, oder noch werden, besteht die freilich geringe Möglichkeit, daß aus den in den Hügeln enthaltenen Scherben oder den gleichfalls als Scherben auf die Felder gelangenden Gefäßen späterhin die vorgeschichtliche Besiedlung der Gegend wenigstens erkannt wird. Wie aber, wenn die eingeebneten Grabhügel keine Funde enthalten haben? Das betreffende Gebiet wird dann stets, so wie heute fälschlicherweise noch viele Waldgebiete, als „siedlungsleer" gelten. An unserem Beispiel zeigt sich wieder einmal, daß bei siedlungskundlichen Schlüssen die äußerste Vorsicht am Platze ist. Dies gilt um so mehr, als die Anschauungen Gradmanns, auf denen die meisten siedlungskundlich-vorgeschichtlichen Arbeiten ruhen, jetzt ins Wanken zu geraten scheinen[5]). Jedenfalls sollten wir, wenn wir vom vorgeschichtlichen Wald sprechen, uns gleichzeitig fragen, um was für einen Wald es sich handelt. Es ist heute noch keineswegs klar, ob die bronzezeitlichen Hügelgräber im seither an diesen Örtlichkeiten niemals abgestorbenen Walde angelegt, oder ob damals freie Siedlungsgebiete später wieder von Wald überzogen worden sind. Es scheint so, als müsse in unserem Fall die Entscheidung zugunsten der ersteren Möglichkeit ausfallen. Klimageschichtlich fällt die Zeit der Anlage unserer Grabhügel in die beginnende Klimaverschlechterung, wo Buchen- und Fichtenwälder den jungsteinzeitlichen Eichen-Mischwald zu verdrängen begannen[6]). Wir haben also mit siedlungsfreundlichen, lichten Wäldern zu rechnen. Zwar wird man kaum, wie dies Tüxen möchte, annehmen können, der vorgeschichtliche Mensch habe geradezu in derartigen Wäldern gewohnt, daß er aber dort seine Grabdenkmale

[5]) R. Tüxen, Die Grundlagen der Urlandschaftsforschung. Nachr. aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 5, 1931.

[6]) H. Groß, Das Problem der nacheiszeitlichen Klima- und Floraentwicklung in Nord- und Mitteleuropa. Beihefte zum botan. Centralblatt XLVII 1930 Abt. II.

errichtete, erscheint uns recht wahrscheinlich. Wir müßten uns dabei vorstellen, daß die Siedler innerhalb dieser Wälder auf Rodeflächen in kleinen Dorfschaften wohnten. Der Wald aber verschwand nie völlig, er wandelte sich nur seit der älteren Bronzezeit und jüngeren Steinzeit durch die natürliche, klimabedingte Baumfolge vom Eichen-Mischwald zu seinem heutigen Charakter, sofern es sich nicht um einen vom Menschen kultivierten, anthropogenen, sondern um einen natürlichen, einen Klimaxwald handelt.

Neue skythische und keltische Funde

Von Martin Jahn

Seit dem Erscheinen der zusammenfassenden Bearbeitungen der skythischen und keltischen Funde in Schlesien[1]) sind eine Anzahl von weiteren einschlägigen Funden bekannt geworden, die das bisher gewonnene Bild über diese beiden Kulturen nicht unwesentlich vertiefen. Sie mögen daher hier kurz nachgetragen werden.

An skythischen Pfeilspitzen waren mir aus Schlesien bisher nur 12 Stück von der Burg auf dem Breiten Berge bei Striegau bekannt geworden, von denen elf im Breslauer Museum aufbewahrt werden, die zwölfte hingegen verschollen ist. Bei der Bearbeitung der Kleinfunde des Breiten Berges für den zweiten Teil der groß angelegten Veröffentlichung über diesen Burgwall gelang es Herrn Dr. Petersen, noch weitere 8 Pfeilspitzen von dieser Fundstelle festzustellen. Ich führe diese Stücke nach dem Petersenschen Manuskript auf:

1—2. Im Museum der Stadt Striegau befinden sich als Geschenk des verstorbenen Pastors Jedzek aus Striegau zwei stark verwitterte Bronzepfeilspitzen.

Dreiflüglige Pfeilspitze, noch 3,5 cm lang. 1913 von Arbeiter Ertel auf dem Breiten Berge gefunden.

Dreiflüglige Pfeilspitze, noch 3,5 cm lang. Am 21. März 1921 vom Schüler Klaus Jedzek am Westwalle des Breiten Berges gefunden.

3—4. Im Besitze des Landrates des Kreises Striegau, Herrn Daubenthaler in Striegau, befinden sich zwei gut erhaltene, dreiflüglige Bronzepfeilspitzen vom Breiten Berge, die vom Besitzer in dankenswerter Weise für diese Arbeit zur Verfügung gestellt worden sind.

3,3 cm lange Pfeilspitze. Die Oberfläche ist durch Verwitterung körnig und rauh geworden. Das Blatt zerfällt in eine 1 cm lange, massive, dreikantige Spitze und den 1,3 cm langen, dreiflügelig ausgeschmiedeten Hauptteil. An der Tülle sitzt der Rest eines Dornes. Abb. 2.

3 cm lange Pfeilspitze, deren Blatt nicht dreiflügelig ist, sondern eine dreiseitige Pyramide bildet. Die drei Seiten sind völlig platt und durch Abfeilen geglättet. In der

[1]) M. Jahn, Die Skythen in Schlesien. Schlesiens Vorzeit N. F. IX 1928, S. 11 ff. Derselbe, Die Kelten in Schlesien. Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte. Bd. I, Breslau 1931.

1 Kriegergrab von Glofenau

2 Frauengrab 8 von Groß Sürding

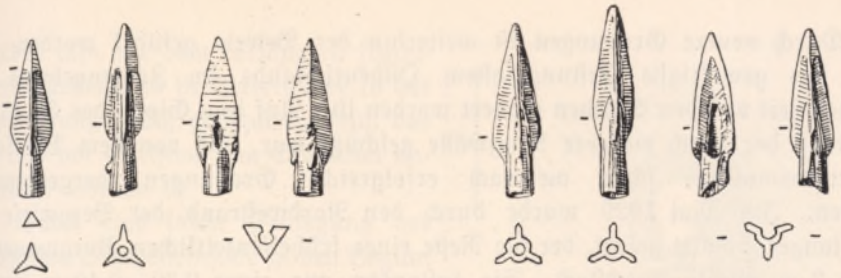
3 Glofenau. 1/4

4 Glofenau, Grab 2. 1/4

Keltische Gräber aus Glofenau und Groß Sürding

S. 112ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU



1–3 Breiter Berg 4–6 Silingberg

Abb. 1–6. Bronzene Pfeilspitzen. $^2/_3$

einen Fläche befindet sich am Tüllenende ein unregelmäßig-dreieckiges Loch. Zwei der Blattkanten sind am Übergang zur Tülle nach dem Guß durch ungeglättet gelassene Abschläge abgeschrägt worden. Die Tülle ist kantig. Abb. 3.

5. Am 10. Januar 1921 fand der Schüler Werner Kloß in Striegau am Südwestabhange des Breiten Berges in der bei der Abdeckung des Steinbruchrandes zusammengeschütteten Erde eine 3,1 cm lange, bronzene, dreiflüglige Pfeilspitze, die schon in drei Teile zerbrochen war. Die massive Spitze des Blattes hat im Querschnitt die Form eines gleichseitigen Dreiecks; der übrige Teil des Blattes ist zu drei Flügeln ausgeschmiedet. Sein Querschnitt zeigt die Form eines dreistrahligen Sterns. Abb. 1 nach einer Skizze des Besitzers Kloß.

6. Im Museum der Stadt Jauer befindet sich eine 3 cm lange, dreiflüglige Bronzepfeilspitze vom Breiten Berge, deren Blatt sich ganz ähnlich wie bei dem eben genannten Stück in eine massive Spitze und einen dreiflügeligen Hauptteil gliedert. Nur ist das Blatt etwas breiter und die Spitze beschädigt.

7—8. In der Sammlung des Buchhändlers Sasse in Jauer befinden sich zwei gut erhaltene, dreiflüglige Bronzepfeilspitzen, die an der Außenseite des Westwalles des Breiten Berges in der Nähe des neuzeitlichen Aufstiegsweges gefunden wurden.

3,4 cm lange Pfeilspitze mit spitzovalem Blatt und einem Loch am Tüllenansatz.

3,5 cm lange Pfeilspitze mit eckig gebrochenem Blattumriß. Die Spitze ist zum Unterschiede von dem übrigen Blatt massiv.

Die aufgeführten Pfeilspitzen gehören alle dem dreiflügligen Typus an, der für die Skythen kennzeichnend ist. Sie schließen sich in den Hauptformen an die bereits veröffentlichten Stücke vom Breiten Berge an, sind aber in Einzelheiten alle verschieden, so daß kaum zwei von ihnen aus derselben Gußform herrühren. Einen in Schlesien bisher unbekannten, typologisch etwas jüngeren Typus zeigt die pyramidenförmige Spitze: Abb. 3, deren drei Flügel nicht blattförmig ausgehämmert sind. Die große Zahl von 20 skythischen Pfeilspitzen auf dem Breiten Berge bekräftigt den schon früher aus ihrem Auftreten auf dieser früheisenzeitlichen Festung gezogenen Schluß, daß Skythen diese Höhenburg der einheimischen Bevölkerung angegriffen und zerstört haben. Es ist zu beachten, daß fast alle Pfeilspitzen, deren genauere Fundstelle auf dem Breiten Berge bekannt ist, im Schutt des Westwalles zutage gekommen sind. Das dürfte dafür sprechen, daß die Hauptkämpfe sich damals an der Westmauer der Burg abgespielt haben.

Durch neuere Grabungen ist weiterhin der Beweis geführt worden, daß auch das gewaltigste Festungssystem Ostdeutschlands im Zobtengebirge zu gleicher Zeit von den Skythen erobert worden ist. Auf dem Gipfel des Siling (Zobten), der durch mehrere Ringwälle geschützt war, sind von dem Breslauer Altertumsmuseum schon mehrfach erfolgreiche Grabungen vorgenommen worden. Im Mai 1929 wurde durch den Nordwestrand der Bergwiese ein 9 m langer Schnitt gelegt, der die Reste einer früheisenzeitlichen Burgmauer in etwa 2 m Breite durchstach. Sie bestanden aus einer 0,20—0,40 m starken Schicht faustgroßer Steine mit deutlichen Brandspuren, aus Holzkohlestücken und rotgebrannter Erde. Offensichtlich ist also auch diese Mauer durch Brand zerstört worden. In dem Mauerschutt lagen drei skythische Pfeilspitzen, von denen eine in 0,35 m Tiefe angetroffen wurde. Die beiden übrigen kamen beim Durchsieben des an dieser Stelle bereits ausgeschachteten Bodens zutage.

Gut erhaltene, dreiflüglige Bronzepfeilspitze mit gleichmäßig geschwungenem Blatt. 3,8 cm lang. Inv. Nr. 3059 : 29. Abb. 5.

Gut erhaltene, dreiflüglige Bronzepfeilspitze mit kürzerer Tülle, aber gleich großem Blatt. 3,4 cm lang. Die Flügel des Blattes schneiden unten stumpfwinklig ab. Inv. Nr. 3058 : 29. Abb. 4.

Dreiflüglige Bronzepfeilspitze, nicht ganz so gut erhalten, mit noch kürzerer, fazettierter Tülle. Die Blattform entspricht der des vorhergehenden Stückes; nur ist durch Öffnung des obersten Tüllenendes zwischen zwei Flügeln ein 1 cm langes Loch hergestellt worden, dessen gerade und sauber geschnittene Ränder durchaus gegen die Annahme einer zufälligen, etwa von einem Gußfehler herrührenden Entstehung sprechen. Länge 3,2 cm. Inv. Nr. 3060 : 29. Abb. 6.

Die kriegerische Überlegenheit der Skythen über die einheimische Urnenfelder-Bevölkerung in Schlesien muß beträchtlich gewesen sein, wenn es diesen verwegenen und beweglichen Eindringlingen gelungen ist, selbst die auf hoher, schwer ersteigbarer Bergesspitze gut ausgebaute Hauptburg des ganzen Landes zu erobern. Offenbar verbreitete der plötzlich auftretende Feind gerade durch das Fremdartige seines Aussehens und seiner Kampfesweise einen allen Widerstand lähmenden Schrecken und wußte durch Überrumpelung auch die festesten Gipfelburgen zu nehmen.

Rau[2]) hat in eingehenden Studien die typologische Entwicklung der skythischen Pfeilspitzen in Südrußland zu klären gesucht. Die in Schlesien gefundenen Formen entsprechen am meisten Raus Typen der spätarchaischen Periode, die er ans Ende des 6. und in das erste Drittel des 5. Jahrhunderts setzt. Sind diese chronologischen Angaben richtig, so würden die Skytheneinfälle in Schlesien, die wir bisher allgemein dem 5. Jahrhundert zugewiesen haben, genauer an den Beginn oder in das erste Drittel dieses Jahrhunderts zu verlegen sein. Sie

[2]) Paul Rau, Studien zur Chronologie der skythischen Pfeilspitze. Mitteilungen des Zentralmuseums der autonomen sozialistischen Räte-Republik der Wolgadeutschen. Jahrg. IV 1. Pokrowsk 1929.

würden also mit dem berühmten skythischen Fürstengrab in Vettersfelde in der Niederlausitz völlig gleichaltrig sein, das um 500 vor Christus dem Erdboden anvertraut worden ist.

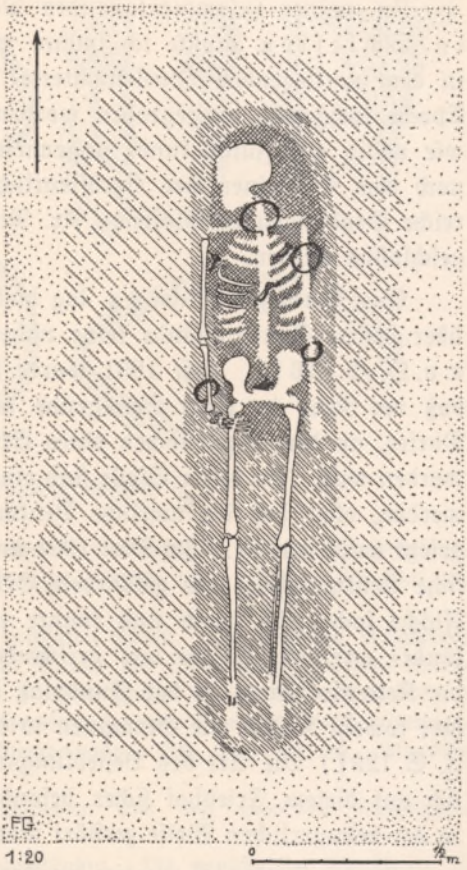


Abb. 7. Groß Sürding, Grab 8

Durch eine solche Festlegung der schlesischen Skytheneinfälle in den Beginn des 5. Jahrhunderts kommt der frühestens um 400 entstandene Goldring von Vogelgesang in einen beträchtlichen zeitlichen Abstand von den übrigen ostdeutschen Skythenfunden. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, daß der Ring bei seinem späten Alter erst nach den Skythenzügen und schon während der keltischen Besiedlungsepoche auf dem Handelswege in unser Land gekommen sein könnte. Ebert[3]) möchte den Ring auch aus stilistischen Gründen nicht dem pontisch-skythischen Kulturkreis zuteilen, sondern ihn für ein Erzeugnis keltischer Kunsthandwerker halten, die auf dem Balkan griechische Vorbilder umformten. Goeßler[4]) unterstreicht diese Annahme, wenn es ihm auch als sehr fraglich erscheint, ob Kelten die Vermittler des Ringes nach Schlesien gewesen sind. Solange nicht aus dem keltisch-griechischen Stilkreis treffendere Gegenstände zum Vogelgesanger Ring als die zahlreichen, aus dem pontisch-skythischen Kreis vorgelegten nachzuweisen sind, wird man zu einer endgültigen Stellungnahme in dieser Frage noch nicht kommen. Wo in Südosteuropa auch das nähere Entstehungsgebiet des Fundstückes gelegen haben mag, schon jetzt tritt immer klarer zutage, daß der Ring von Vogelgesang aus zeitlichen Gründen nicht mehr mit den durch die übrigen Funde belegten kriegerischen Skytheneinfällen in Verbindung gebracht werden kann. Hebt er sich doch auch als ausgesprochenes Schmuckstück scharf von den sicheren Skythenfunden in Ostdeutschland ab, die sämtlich Teile der Bewaffnung oder kriegerischer Ausrüstung ausmachen.

---

[3]) Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XIV S. 159.

[4]) Peter Goeßler, Der Silberring von Trichtingen. S. 1 Anm. 4 und S. 15 Anm. 6. Berlin 1928.

In meiner zusammenfassenden Darstellung der keltischen Kultur in Schlesien mußte ich immer wieder auf den schwerwiegenden Mangel in dem vorliegenden Quellenmaterial hinweisen, daß noch kein Grab dieser Epoche sachgemäß ausgegraben worden ist. Die Forschung war daher so gut wie völlig auf Zufallsfunde angewiesen. Glücklicherweise konnte unmittelbar nach dem Erscheinen der Veröffentlichung diese Forschungslücke durch erfolgreiche Grabungen in Glofenau Kr. Nimptsch und Groß Sürding Kr. Breslau geschlossen werden.

Aus Groß Sürding lag bisher nur ein keltischer Hohlbuckelring vor, über dessen Fundumstände keine näheren Angaben zu erhalten waren (Jahn a. a. O. S. 126 f.). Erst 1931 wurde bei amtlichen Untersuchungen festgestellt, daß der Ring in einer Sandgrube am Mühlenberge, 750 m südwestlich des Dorfes, an dem Armknochen eines Skelettes in mehr als 1 m Tiefe gefunden worden war. An dieser Stelle sind eine ganze Anzahl wertvoller Funde zerstört worden, ohne daß die amtliche Denkmalpflege hiervon rechtzeitig in Kenntnis gesetzt worden wäre. Im Mai 1931 untersuchte das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege das gefährdete Gebiet. Herr Dr. Zotz[5]) grub eine größere Fläche sachgemäß durch und konnte trotz weitgehender Zerstörungen des Geländes wertvolle Funde aus verschiedenen Epochen der Vorzeit bergen. Für die Keltenforschung ist der Fundplatz deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil hier sowohl Kelten wie Germanen in der Latènezeit ihre Toten beigesetzt haben (s. S. 129 f.) Die Art des Besiedlungswechsels in der Zeit um 100 v. Chr. hätte sich auf diesem Friedhof sicher besonders klar erkennen lassen, wenn er nicht in der bedauerlichen Weise zerstört worden wäre.

Von den Funden soll uns hier das Grab 8 der Grabung näher beschäftigen. Es handelt sich um ein keltisches Skelettgrab: Abb. 7, das in genauer Nordsüdrichtung lag, mit dem Kopf im Süden; das Gesicht blickte nach Osten. Die Grabgrube bildete ein Rechteck mit abgerundeten Ecken von 1,90 m Länge und fast 1 m Breite. Das Skelett lag 1,40 m tief gestreckt auf dem Rücken und war völlig von einer grauen, aschenähnlichen Schicht umgeben, die über dem Skelett 0,30 m stark war. Hiernach scheint die Tote in einem Holzsarge bestattet worden zu sein. Auch unter den Knochen stieß man auf braune bis schwarze Schichten, offenbar völlig vergangene organische Reste. Die Skeletteile waren, wie Taf. IX, 2 zeigt, stark verwittert. Am besten war der rechte Arm und das rechte Bein erhalten. Die Zähne sind stark abgekaut und weisen mehrfach Spuren von Karies auf. In der Halsgegend lag ein Bronzehalsring, am rechten Unterarm ein mit Stempelmustern verzierter Bronzering, am linken Unterarm ein geperlter Bronzering mit Petschaftenden, am linken Oberarm ein größerer, stark verrosteter Eisenring. Daneben befand sich auf der linken Brustseite eine eiserne Fibel vom Früh-Latènetyp. Völlig zerfallene Eisenreste, wohl von einer zweiten Fibel herrührend, lagen über der Wirbelsäule. Unbedeutende Eisenreste am rechten Oberarm sind kaum bestimmbar. Im Becken lag ein eiserner Gürtelhaken.

[5]) L. Zotz, Altschlesische Blätter 1931 S. 50 f. und Wiener Anthropologische Mitteilungen Bd. 57, 1932.

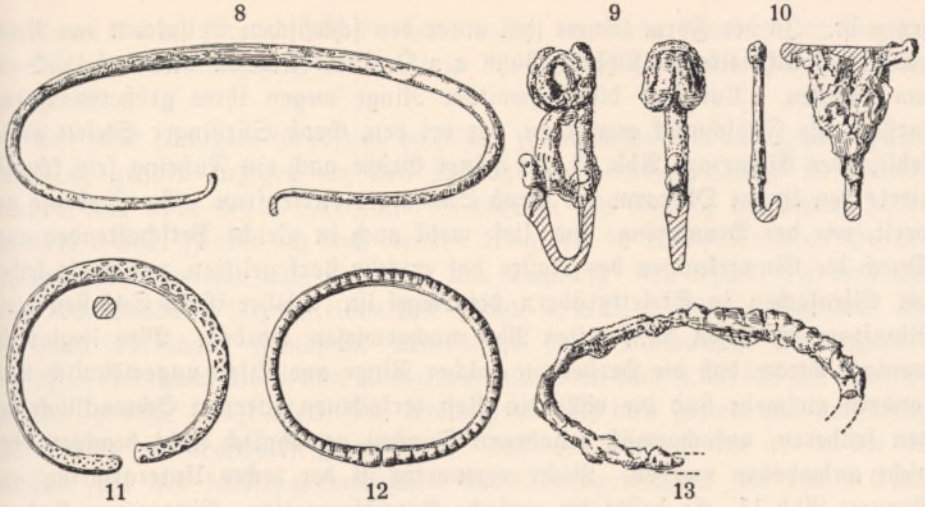


Abb. 8–13. Groß Sürding, Grab 8. $^1/_2$

Halsring, aus einem glatten, unverzierten, rundstabigen Bronzedraht bestehend, der nach den hakenförmig umgebogenen Enden zu dünner wird. Dm. 13,7 × 14,5 cm. Größte Dicke 0,5 cm. Abb. 8.

Bronzearmring, offen, mit nicht verdickten Enden. Der rundliche Ringkörper ist oben und unten abgeplattet, und auf diesen Ebenen mit einem eingestempelten Kreuzmuster verziert. Das Muster setzt sich aus vier, mit den Spitzen nach innen weisenden Dreiecken zusammen und überzieht, eng nebeneinandergesetzt, in einer Bandzeile die Verzierungsfläche, die teilweise schmäler ist als die Stempelbasis. Dm. 5,6 × 6,3 cm. Ringdicke 0,6 cm. Abb. 11.

Bronzearmring, offen, mit Petschaftenden und eng geperltem Ringkörper. Dm. 5,3 × 6,3 cm. Ringdicke 0,5 cm. Abb. 12.

Eisenring, stark verrostet und unvollständig. Der rundstabige Ringkörper ist geperlt. Dm. ursprünglich 7,5 bis 8,5 cm. Dicke 0,8 cm. Abb. 13.

Eisenfibel, verrostet. Ein Teil des Fußes fehlt. Das zurückgebogene, auf dem Bügel aufliegende Fußende ist dreimal verdickt. Die Rolle besteht nur zwei Windungen und hat eine obere Sehne. Fibellänge ursprünglich etwa 6 cm. Rollendurchmesser 1,5 cm. Abb. 9.

Eisenreste, wohl von einer Fibel, völlig zerfallen. Die Rolle ist kleiner als bei dem vorigen Stück und hatte mehr Windungen.

Unbedeutende, kaum bestimmbare Eisenreste.

Eiserner Gürtelhaken. Ein kurzes Eisenblech verschmälert sich in gefälliger Schweifung zu dem jetzt fehlenden Haken. Aus dem breiten Ende des Bleches springen rechtwinklig zwei Haltearme hervor, um die der Ledergürtel gelegt war. Länge noch 4,5 cm. Breite 3,5 cm. Abb. 10.

Der Groß Sürdinger Fund ist das erste keltische Grab der Früh-Latènezeit Schlesiens, das sachgemäß gehoben worden ist. Nach den Beigaben handelt es sich wahrscheinlich um die Bestattung einer Frau. Der geperlte Bronzearmring mit Petschaftenden: Abb. 12 bezeugt am klarsten, daß der Grabfund in unsere ältere Gruppe der Früh-Latènezeit, also ins 4. Jahrhundert vor Christus, zu

ſetzen iſt. In der Form kommt ihm unter den ſchleſiſchen Beiſpielen das Ringpaar von Schwoika Kr. Ohlau (Jahn a. a. O. S. 23 Abb. 22 und Taf. IV, 1—2) am nächſten. Nur ſind die Schwoikaer Ringe wegen ihres größeren Durchmeſſers als Fußſchmuck anzuſehen, der bei dem Groß Sürdinger Skelett völlig fehlt. Der Eiſenring: Abb. 13, der ſeiner Größe nach ein Fußring ſein könnte, zierte den linken Oberarm der Groß Sürdinger Keltenfrau. Er iſt ebenſo geperlt, wie der Bronzering und lief wohl auch in gleiche Petſchaftenden aus. Durch die Einwirkungen des Roſtes hat er ſehr ſtark gelitten, wie es ja leider bei Eiſenſachen in Skelettgräbern die Regel iſt. Bisher iſt in Schleſien dieſe Ringform in Eiſen zum erſten Mal nachgewieſen worden. Dies liegt wohl weniger daran, daß die Herſtellung ſolcher Ringe aus Eiſen ungewöhnlich war, ſondern vielmehr ſind die völlig in Roſt zerfallenen eiſernen Schmuckſtücke bei den früheren, unſachgemäß gehobenen Funden gewöhnlich nicht beachtet oder nicht aufgehoben worden. Recht eigenartig iſt der rechte Unterarmring aus Bronze: Abb. 11. Er beſitzt die einfache Grundform eines Ringes von Kochern Kr. Ohlau (Jahn a. a. O. S. 18 Abb. 8), ſondert ſich aber durch die Abplattung der Ober- und Unterſeite, ſowie durch die reizvolle Stempelverzierung von den übrigen ſchleſiſchen Fundſtücken dieſer Epoche ab. Vielleicht ſind böhmiſche Ringe mit eingeſchlagenen Kreiſen (Pic, Starozitnoſti II, 1 Taf. X, 11 und XXII, 8 vereinfachte Fortentwicklungen dieſes ſeltenen Ziermotivs. Eine echte Früh-Latèneform iſt auch die eiſerne Fibel: Abb. 9 mit dem aufgebogenen, geknöpfelten Fußende. Auch iſt ſie das erſte ſchleſiſche Stück dieſer Art aus Eiſen und ſchließt ſich eng an die bronzenen Formen von Kentſchkau Kr. Breslau (Jahn a. a. O. Taf. II, 1—2) an. Als ein altertümlicher Zug der Eiſenfibel könnte ihre kurze Rolle, die nur zwei Windungen aufweiſt, angeſehen werden, weil die Fibelrollen ſonſt gewöhnlich vier und mehr Windungen haben. Doch treffen wir ſo kurze Rollen auch noch bei den Eiſenfibeln der jüngeren Gräber von Glofenau an, auf die wir gleich zu ſprechen kommen. Eine ſehr alte Form iſt der Halsring mit Hakenenden: Abb. 8. Ich wies bereits bei der Behandlung des Kentſchkauer Grabes, in dem ein gleicher Ring zutage kam (Jahn a. a. O. S. 15 Abb. $6_{,11}$), darauf hin, daß dieſer Ringtypus der vorkeltiſchen Urnenfelderbevölkerung eigentümlich iſt und offenbar von den Kelten bei ihrer Einwanderung in Schleſien vorgefunden und übernommen wurde. Das Groß Sürdinger Grab kommt alſo dem bisher älteſten ſchleſiſchen Keltengrabe aus Kentſchkau zeitlich und ſtiliſtiſch am nächſten. Hierzu ſtimmt ſchließlich auch der kleine, eiſerne Gürtelhaken von Groß Sürding: Abb. 10, der erſte ſeiner Art in Schleſien. Er dürfte wohl am eheſten von Gürtelhakenformen abzuleiten ſein, die am Schluß der Hallſtattzeit und zu Beginn der Latènezeit in Oſtdeutſchland ſowohl in der Kultur der Urnenfelder wie in der germaniſchen Geſichtsurnenkultur vorkommen[6]). Insbeſondere Gürtelhaken mit rechtwinklig abſtehenden Armen ſind gerade in Schleſien mehrfach gefunden worden. Die Beigaben des Groß

Sürdinger Grabes sprechen also durchaus dafür, daß dieser Fund an den Beginn der keltischen Siedlungszeit, das heißt in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts, zu setzen ist.

Der oben erwähnte Grabfund desselben Fundplatzes mit dem späten Hohlbuckelring gehört dagegen an den Schluß der keltischen Epoche in Mittelschlesien, ans Ende des 2. Jahrhunderts oder in den Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. Findet sich doch dieselbe Ringform in mittelschlesischen Brandgräbern von Glofenau Kr. Nimptsch und Saulwitz Kr. Ohlau, die vielleicht schon den Wandalen zuzuschreiben sind (Jahn a. a. O. S. 48 ff.). Nachdem an der Groß Sürdinger Fundstelle neuerdings sogar wandalische Skelettgräber des letzten Jahrhunderts v. Chr. nachgewiesen worden sind (s. S. 129 ff.), eröffnet sich eine gewisse Möglichkeit, das Skelettgrab mit dem späten Hohlbuckelring auch bereits den Wandalen zuzuweisen. Auf alle Fälle gehört es in die so wichtige Zeit des keltisch-germanischen Bevölkerungswechsels um 100 v. Chr., die noch durch weitere Grabungen besser geklärt werden muß.

Auch in Glofenau Kr. Nimptsch sind neuerdings drei keltische Skelettgräber vom Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege gehoben worden. An der als Fundstelle keltischer und germanischer Gräber der Latènezeit bekannten Sandgrube unmittelbar an der Reisauer Gemarkungsgrenze (Jahn a. a. O. S. 110, 131 und 155) legte sie Herr Dr. Petersen bei einer planmäßigen Durchgrabung des Sandgrubenrandes frei[7]). Die Gräber hatten alle Nordsüdrichtung; die Köpfe der Toten lagen im Norden.

Grab 1. In einer 2,30 m langen und 0,60 m bis 0,65 m breiten Grabgrube war in 0,72 m Tiefe der Tote bestattet, dessen Knochen völlig vergangen waren. Nur aus der Stellung der Beigaben konnte die Lage des Toten erschlossen werden: Abb. 14 u. Taf. IX, 1. Zur Rechten des Kopfes und des Oberkörpers lag die gewaltige eiserne Lanzenspitze: Abb. 15,1, in deren langer Tülle noch Reste des Holzschaftes zu erkennen waren. Der Lanzenschaft muß bei der Bestattung mitten durchgebrochen und in zwei Teilen niedergelegt worden sein; denn der kleine, eiserne Lanzenschuh: Abb. 15,2, lag mit dem unteren Schaftteil unter dem Blatte der Lanzenspitze und zwar mit der Spitze nach Norden, also entgegengesetzt der Richtung des oberen Schaftteils. Zur Rechten des Unterkörpers war das eiserne zweischneidige Schwert, in der eisernen Scheide steckend, niedergelegt: Abb. 15,3. Es war mit einer eisernen Kette: Abb. 15,4, die quer über die Grabmitte ging, am Gürtel befestigt und dem Toten offenbar in die Rechte gelegt worden. Am Schwerte lag nämlich ein eiserner Armring: Abb. 15,8. In der Nähe der Linken, deren Lage durch einen Armring aus Lignit: Abb. 15,7, gekennzeichnet ist, fand sich, steil aufgerichtet, ein bandförmiger, eiserner Schildbuckel: Abb. 15,5. Auch er lag, wie der untere Lanzenschaft, nicht in der natürlichen Stellung, sondern mit der Unterseite nach oben. Die unten liegende Oberseite ist mit angerosteten Geweberesten bedeckt, die wohl von der Kleidung herrühren. Da diese um den Rand der

---

[6]) Buchwalde Kr. Stuhm; Petersen, Die frühgermanische Kultur Taf. XXV n. Wandritsch Kr. Steinau; Altschlesien II S. 221 Abb. 17,1. Lohnia Kr. Gleiwitz; Altschlesien I S. 265 Abb. 7.

[7]) E. Petersen, Altschlesische Blätter 1931 S. 39 f. und Forschungen und Fortschritte 1931 S. 442 f.

Nietplatte des Buckels herumgreifen, kann der Buckel bei der Niederlegung nicht mehr an dem Holzschild gesessen haben (s. S. 74). Dieser scheint den Toten trotzdem ziemlich bedeckt zu haben; denn am Fußende des Grabes, am rechten Unterarm und in der Brustgegend lagen Teile des eisernen Schildrandbeschlages: Abb. 15,6. Freilich befanden sich diese Randbeschläge am Fußende wieder nicht in regelmäßiger Stellung, sondern in zwei Reihen nebeneinander. Demnach sind die Bretter des Schildes nicht mehr in völligem Zusammenhang gewesen, sondern z. T. übereinander gelegt worden. In der Brustgegend lagen außer den erwähnten Schildrandresten zwei eiserne, verschieden große Fibeln: Abb. 15,9—10, die zu einem Klumpen zusammengerostet waren. Eine nähere Beschreibung der Fundstücke, die noch nicht katalogisiert sind, möge folgen.

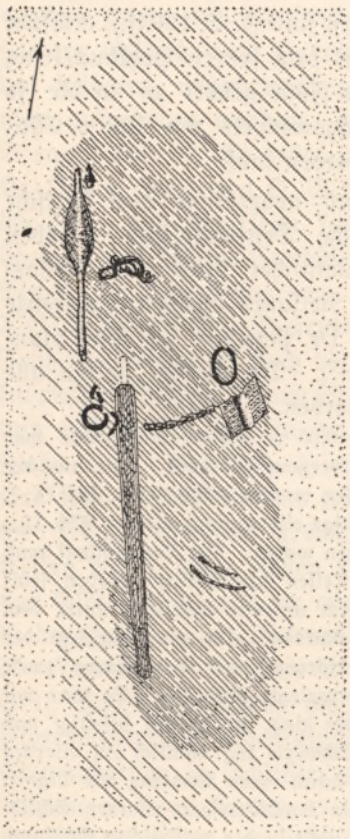


Abb. 14. Glofenau, Grab 1. 1 : 20

Eiserne Lanzenspitze, 60,7 cm lang; davon fallen auf das 8,5 cm breite, geschwungene Blatt 29,3, auf die auffallend lange Tülle 31,4 cm. In der Tülle ein Nietloch und Reste des Holzschaftes. Als Verlängerung der Tülle läuft ein scharfer Grat über die Mitte des Blattes. Abb. 15,1.

Eiserner Lanzenschuh, kurz und gedrungen, mit Holzresten in der 3,7 cm weiten, etwas verdickten Öffnung. Lg. 6,8 cm. Abb. 15,2.

Eisernes, zweischneidiges Schwert, in der eisernen, 65 cm langen Scheide steckend. Die an der schwach geschweiften Mündung 5,5 cm breite Scheide ist auf der einen Seite etwas gewölbt, auf der anderen mit einer Mittelkante versehen. Die lang ausgezogene Spitze wird von einem erhabenen Rande eingefaßt, der am Ort noch einmal etwas ausbaucht. Von der Griffangel des Schwertes ist nur ein 1 cm langer Stumpf erhalten, der von Resten des knöchernen oder hölzernen Griffes umgeben ist. Abb. 15,3.

Eiserne Schwertkette, in mehreren, zusammen etwa 45 cm langen Stücken. Die Kette besteht aus achterförmigen Gliedern, von denen jedesmal die kleinere Ringschleife zusammengekniffen und hakenförmig um die größere Ringschleife des nächsten Gliedes herumgebogen ist. Die Gliederkette endigt in einem einfachen, 6,5 cm langen Haken, der gleichfalls mit einer Ringschleife in den Haken des letzten Kettengliedes eingehängt ist. Abb. 15,4 und 20.

Kleiner, geschlossener Eisenring von 4 cm Durchmesser, offenbar zu dem Endhaken der Schwertkette gehörig. Abb. 15,4.

Eiserner, bandförmiger Schildbuckel mit hoch gewölbtem Mittelteil; 22 cm lang und 11 cm breit. Auf der Oberseite des Buckels, die im Grabe nach unten lag, befinden sich in den Rost eingebackene Gewebereste (s. S. 73 f., Abb. 15,5a). An der einen Nietplatte ist ein Teil der Schwertkette angerostet, die auf der Abb. 15,5 nicht wiedergegeben ist. Taf. VIII, 1.

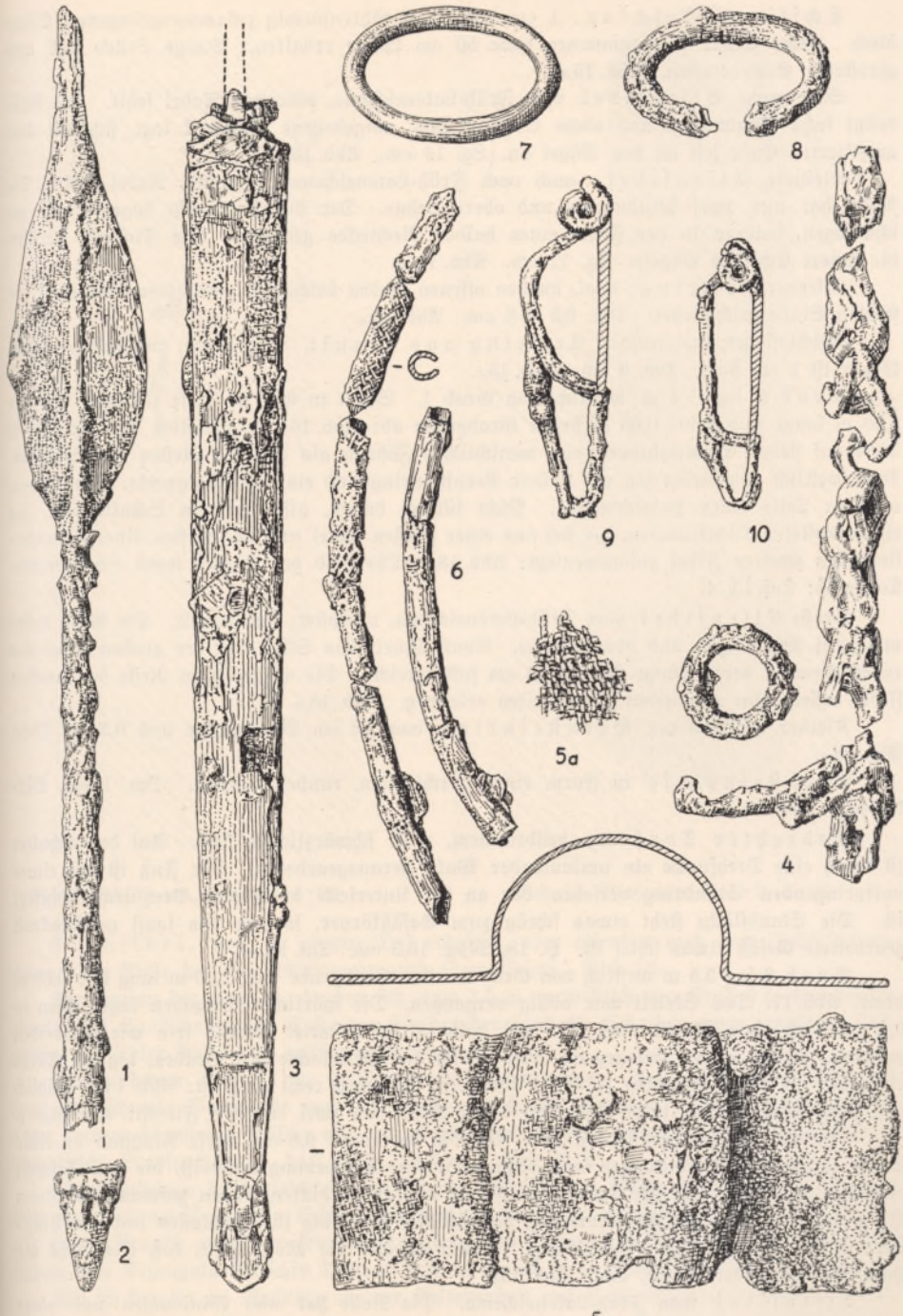


Abb. 15. Glofenau, Grab 1. 1–3 : 1/4; 5a : 1/2; alles andere 1/3

Schildrandbeschlag, 1 cm breit, aus röhrenförmig zusammengebogenem Eisenblech. Sechs Stücke von zusammen etwa 50 cm Länge erhalten. Einige Stücke mit aufgerosteten Gewebereſten. Abb. 15,6.

Sehr große Eisenfibel vom Früh-Latèneſchema, verroſtet, Nadel fehlt. Die Rolle beſitzt ſechs Windungen und obere Sehne. Das aufgebogene Fußſtück legt ſich mit dem profilierten Ende feſt an den Bügel an. Lg. 14 cm. Abb. 15,9.

Kleinere Eisenfibel, auch vom Früh-Latèneſchema, verroſtet, Nadel fehlt. Die Rolle hat nur zwei Windungen und obere Sehne. Der Bügel iſt nicht bogenförmig geſchwungen, ſondern in der Form eines halben Rechteckes gebogen. Das Fußende berührt die untere Ecke des Bügels. Lg. 11 cm. Abb. 15,10.

Eiſerner Armring, oval, an den offenen Enden beſchädigt, aus einem derben, 1 cm ſtarken Stabe geſchmiedet. Dm. 6,5 × 8 cm. Abb. 15,8.

Geſchloſſener, kreisrunder Armring aus Lignit. Der glatte, rundſtabige Ringkörper iſt 1 cm ſtark. Dm. 9 cm. Abb. 15,7.

Grab 2 lag 1,4 m weſtlich von Grab 1. Schon in 0,32 m Tiefe zeichnete ſich die 2,30 m lange und 0,60—0,65 m breite Grabgrube ab: Abb. 16. In ihr ſtieß man in 0,80 m Tiefe auf ſieben Schmelzkappen von menſchlichen Zähnen als einzigen Reſten des Skelettes. Dicht weſtlich von dieſen lag ein kleiner Bernſteinring und eine Bernſteinperle: Abb. 18,4—5, offenbar Teile eines Halsſchmuckes. Dicht ſüdlich davon, alſo etwa in Schulterhöhe, lag ein verroſteter Eiſenklumpen, der ſich aus einer großen Fibel und aus Reſten einer darunterliegenden zweiten Fibel zuſammenſetzt: Abb. 18,3. Oberhalb des Kopfes ſtand ein gedrehtes Tongefäß: Taf. IX, 4.

Große Eisenfibel vom Früh-Latèneſchema, verroſtet, Nadel fehlt. Die Rolle beſitzt nur zwei Windungen und obere Sehne. Sonſt ähnelt das Stück ſehr der großen Fibel des erſten Grabes, deren Länge ſie mit 13 cm faſt erreicht. Die angeroſteten Reſte der zweiten Fibel laſſen keine genaueren Einzelheiten erkennen. Abb. 18,2.

Kleiner, geſchloſſener Bernſteinring von 2,6 cm Durchmeſſer und 0,5 cm Dicke. Abb. 18,1.

Bernſteinperle in Form einer durchlochten, runden Scheibe. Dm. 1 cm, Dicke 0,4 cm. Abb. 18,5.

Gedrehter Topf von hellbraunem, z. T. ſchwärzlichem Ton. Auf der Schulter iſt durch eine Drehfurche ein umlaufender Wulſt herausgearbeitet. Der Fuß iſt mit einem vorſpringenden Standring verſehen, der an der Unterſeite durch eine Drehfurche abgeſetzt iſt. Die Standfläche ſteht etwas ſchräg zum Gefäßkörper, ſo daß das ſonſt geſchmackvoll gearbeitete Gefäß etwas ſchief iſt. H. 18, Mdg. 16,5 cm. Taf. IX, 4.

Grab 3 lag 3,5 m weſtlich von Grab 2. Die Grabgrube war 2,20 m lang und 0,60 m breit: Abb. 17. Das Skelett war völlig vergangen. Die ſpärlichen Beigaben lagen ſchon in 0,40 m Tiefe; das Skelett muß alſo nur halb ſo tief beſtattet worden ſein wie die beiden anderen. Etwa in der Halsgegend, aber öſtlich der Mittelachſe des Grabes, lag ein Eiſenring, der für einen Halsring zu klein, für einen Armring recht groß iſt: Abb. 18,6. Südlich von ihm, etwa an der linken Schulter, lagen Reſte von zwei eiſernen Fibeln: Abb. 18,1–2.

Eiſerner Ring von 11 cm Dm. Obwohl der runde 0,6 cm ſtarke Ringſtab an einer Stelle knopfartige Verdickungen und dazwiſchen eine Einkerbung aufweiſt, die den Anſchein erwecken, als handele es ſich um einen offenen, an den verdickten Enden zuſammengeroſteten Ring, halte ich nach der Konſervierung des Stückes den Ring für geſchloſſen und die Profilierung für eine zufällige Roſtbildung. Damit ſcheidet die Möglichkeit, daß das Stück als Halsring verwendet wurde, aus. Abb. 18,8.

Eisenfibel vom Früh-Latèneſchema. Die Rolle hat vier Windungen und obere Sehne. Der Drahtbügel iſt gedreht! Der Fuß läuft in zwei Kugeln aus. Lg. 9 cm. Abb. 18,2.

Abb. 16. Glofenau, Grab 2. 1 : 20

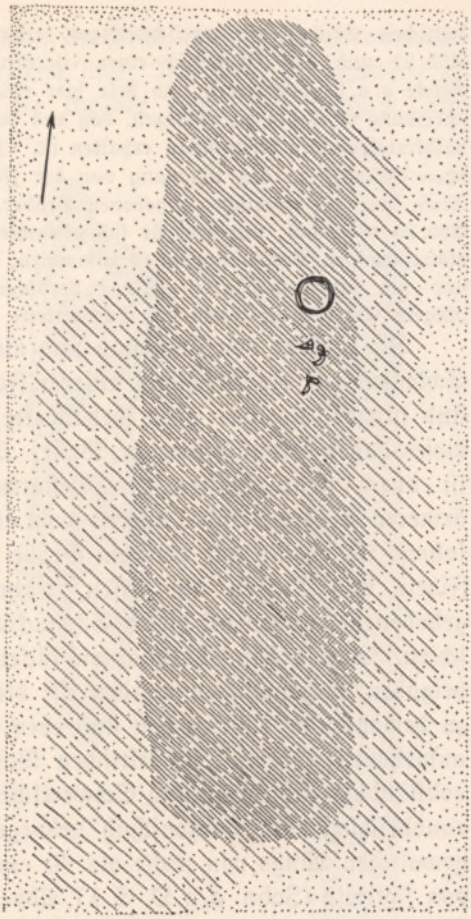


Abb. 17. Glofenau, Grab 3. 1 : 20

Eisenfibel, nur im oberen Teil erhalten, aber offenbar auch vom Früh-Latèneschema. Die Rolle hat vier Windungen und obere Sehne. Abb. 18,1.

Vor Beginn der Grabung fanden sich etwa 1,5 m nordwestlich von Grab 3 in den bereits abgestürzten Sandschollen am Fuße der Sandgrubenwand die Scherben eines gedrehten Tongefäßes als letzter Rest eines zerstörten Grabes.

Gedrehter Topf aus gelbbraunem bis schwarzem Ton. Der kurze Hals ist durch eine schmale Drehfurche von der kugligen Schulter abgesetzt. Der Fuß springt mit einem derben Standring kräftig aus der Gefäßwand heraus und zeigt auf der Unterseite konzentrische Drehfurchen. H. 14,3, Mdg. 12,3 cm. Taf. IX, 3.

Ein Schuljunge fand gleichfalls im bereits abgestürzten Boden der Sandgrube in der Nähe der Keltengräber einen Schulterscherben eines schön gedrehten, grauen Gefäßes von gutem Brande und sehr feingeschlämmtem Ton. Es ist bedauerlich, daß dieses besonders gute Erzeugnis keltischer Töpferei nur in einem so unbedeutenden Reste erhalten ist.

Wie ich bereits im Nachtrag meiner Keltenarbeit auf Seite 155 berichten konnte, fand im Jahre 1930 Lehrer Schneider aus Manze in der Glofenauer Sandgrube als Reste eines

keltischen Grabes ein zweischneidiges, eisernes Schwert in der eisernen Scheide: Abb. 21 und das Bruchstück einer eisernen Schwertkette: Abb. 19. Ich habe diese Stücke a. a. O. beschrieben und hole hier eine Abbildung der Fundstücke nach. Meine Beschreibung ist dahin zu ergänzen, daß von der Schwertscheide auch die Schlaufe mit kurzen, halbkreisförmigen Nietplatten erhalten ist. Ich setzte den Fund schon damals aus typologischen Gründen in den Übergang von der Früh- zur Mittel-Latènezeit, also in die gleiche Stufe wie die inzwischen gehobenen Gräber. Die Schwertkette ist der aus dem Grabe 1: Abb. 20 verwandt; nur setzt sie sich abwechselnd aus einem geschlossenen Ringe und einem achterförmigen Verbindungsglied zusammen, dessen beide Enden zu Ösen zusammengekniffen und um die benachbarten Ringe herumgeschmiedet sind. Vielleicht ist dies eine etwas jüngere Art als die Form der Schwertkette des Grabes 1.

Die Gräber von Glofenau sind als erste, sachgemäß gehobene Keltengräber Schlesiens für die Geschichte unserer Forschung von besonderer Bedeutung. Sie sind jünger als das eben behandelte Grab von Groß Sürding und ergänzen dieses daher in willkommener Weise. Das beigabenreiche Grab 1 von Glofenau ist durch seine Waffen als Bestattung eines Kriegers gekennzeichnet. Die ärmeren Gräber 2 und 3 dürfen wohl als Frauengräber angesehen werden. Auffallend ist, ebenso wie bei dem Grabe von Groß Sürding, die Häufigkeit von Fibeln und Ringen aus Eisen, während nach den bisherigen, unsachgemäß gehobenen Funden bei diesen Schmucksachen die Bronze durchaus vorzuherrschen schien. Man erkennt daraus, wie lückenhaft bisher die Bergung keltischer Grabbeigaben vorgenommen worden ist; die arg verrosteten, vor dem Zerfall kaum zu bewahrenden Eisensachen sind eben früher nur ausnahmsweise beachtet und aufgehoben worden. An keltischen Waffen konnten zum ersten Mal in Schlesien vollständige Schwerter und Schwertscheiden, Schwertketten, Schildbuckel, Schildrandbeschlag und Lanzenschuh geborgen werden. Die Lanzenspitze mit ihrer gewaltigen Länge von mehr als 60 cm überragt die bisher größte Lanzenspitze von Zottwitz (Jahn a. a. O. S. 17 Abb. 7_4) um ein Beträchtliches. Für die Bestimmung des Alters der Glofenauer Gräber ist einmal der Lignitring: Abb. 15_7 von Wert. Solche aus Braunkohle geschnittenen Ringe treten bei den Kelten erst verhältnismäßig spät auf. Aus Schlesien war bisher nur ein derartiges Schmuckstück bekannt. Es gehört zu dem Oberhofer Grabe aus dem jüngeren Abschnitt der Früh-Latèneperiode, den ich neuerdings dem 3. Jahrh. v. Chr. zuweisen möchte (s. Jahn a. a. O. S. 27 Abb. 34 und S. 35 Anm. 1). Auch das Tongefäß aus dem zweiten Grabe von Glofenau: Taf. IX, 4 entspricht im Aufbau am meisten dem Oberhofer Gefäß (Jahn a. a. O. Taf. V, 4); nur leitet es durch den weit vorspringenden Standring schon zu mittel-latènezeitlichen Formen des 2. Jahrhunderts wie Eiglau (Jahn Taf. V, 5) über, einem Gefäß, dem das kleinere, plumpere Gefäß von Glofenau: Taf. IX, 3 auch im Profil durchaus verwandt ist. Danach bilden die Glofenauer Gräber stilistisch einen Übergang von dem Schlußabschnitt der Früh-Latènestufe zur Mittel-Latènestufe, das heißt, sie sind in die Zeit um 200 v. Chr. zu setzen. Hierzu stimmen auch die Formen des Schildbuckels, des Schildrandbeschlages und insbesondere der Schwertketten: Abb. 19—20, alles

Beigaben, die auch in Böhmen erst am Schluß der Früh-Latènezeit auftreten und dann für die Mittel-Latènezeit kennzeichnend sind. Die besten Seitenstücke zu dem Glofenauer Waffengrabe bieten die Gräber von Neu Bydzow und

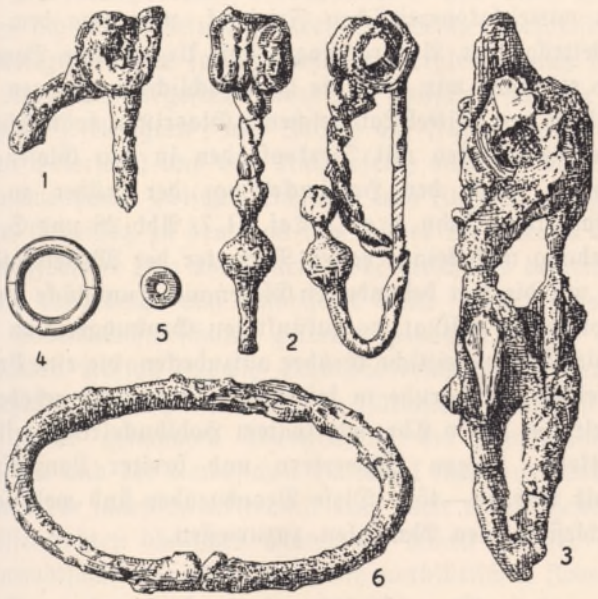


Abb. 18. Glofenau, Gräber 2 und 3. $^1/_2$

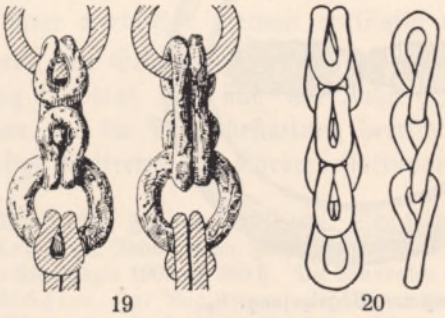
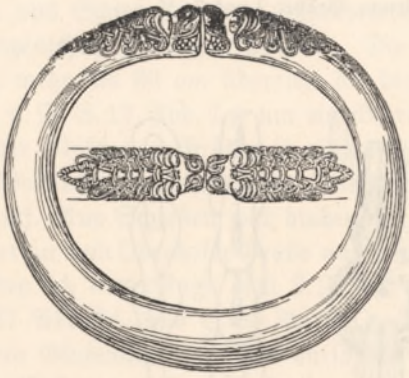


Abb. 19–20. Schwertkettenteile von Glofenau. $^1/_3$
20 Drei Glieder der Kette Abb. 15,4

Abb. 21. Glofenau. $^1/_4$

Premysleni in Böhmen (Pic, Starozitnosti II, 1 Taf. 33 und 34). Nur bestehen die Schwertketten dieser böhmischen Gräber aus ineinandergeschmiedeten Ringen oder aus gewundenen Gliedern, während in Glofenau eigenartige achter-

förmige Glieder verwendet worden sind. Die altertümlichen Formen der Schwertscheiden und das ausschließliche Vorkommen von Fibeln des Früh-Latèneschemas[8]), darunter Stücke mit ganz kurzer Rolle, hindern uns, die Glofenauer Funde schon der Mittel-Latènestufe zuzurechnen. Vergleichen wir sie mit einem ausgesprochen mittel-latènezeitlichen Friedhof, wie etwa dem von Manching in Bayern (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. XI, XII und XVI), so erkennen wir, daß die hauptsächlichsten Formen der Mittel-Latènestufe, wie Fibeln vom Mittel-Latèneschema, Glasringe, späte Gürtel- und Schwertketten, sowie Gürtelhaken mit Tierkopfenden in den Glofenauer Gräbern noch völlig fehlen. Auch der Hohlbuckelring, der früher an der Glofenauer Fundstelle zutage kam (Jahn a. a. O. Taf. III, 7, Abb. 28 und S. 28), bildet in seiner Formengebung noch keinen echten Vertreter der Mittel-Latènezeit, sondern leitet ebenso wie die hier behandelten Glofenauer Fundstücke nur zu dieser Zeitstufe über. Hoffentlich gelingt es zukünftigen Grabungen, an der Fundstelle auch typische mittel-latènezeitliche Gräber aufzudecken, die eine Brücke schlagen zu den in der gleichen Sandgrube in früheren Jahrzehnten gehobenen Brandgräbern aus der Zeit um 100 v. Chr. mit spätem Hohlbuckelring, geflochtener, verzierter Schwertkette, jungen Schwertern und breiter Lanzenspitze (Jahn a. a. O. S. 48 ff. mit Abb. 44—45). Diese Brandgräber sind wohl schon den neuen Bewohnern Schlesiens, den Wandalen, zuzuweisen.



Goldring von Vogelgesang. 1/2

[8]) Mit der seltenen Fibelform mit gedrehtem Bügel aus dem dritten Grabe von Glofenau ist am besten eine Fibel von Letky in Böhmen (Pic, Starozitnosti II, 1 Taf. XIV, 15) zu vergleichen.

Wandalische Körperbestattungen der Spätlatenezeit

Von Lothar F. Zotz

Mit der Herkunft der Wandalen und ihres Teilstamms, den Silingen, haben sich die Arbeiten zahlreicher Forscher beschäftigt. Sowohl auf Grund archäologischer wie sprachkundlicher Vergleiche muß die wandalische Urheimat in Nordjütland gesucht werden. Stützen sich die Arbeiten von Seger[1]), Kossinna[2]), Almgren[3]) und Jahn[4]) auf Funde aus der nachchristlichen Zeit, so haben Petersen[5]) und von Richthofen[6]) auch für die Spätlatènezeit die engen Zusammenhänge zwischen Schlesien und Jütland nachgewiesen und G. Kossinna ist im Gegensatz zu dem von ihm früher vertretenen Standpunkt der Meinung dieser Forscher kurz vor seinem Tode gleichfalls beigetreten[7]). Dennoch wurden gerade neuerdings von historischer Seite wieder Zweifel an den Ergebnissen der Bodendurchforschung geltend gemacht[8]). Fast gleichzeitig mit dem ablehnenden Aufsatz Ludwig Schmidts erschien eine neue Arbeit von Hatt über „Hochäcker" der Spätlatènezeit in Jütland[9]). Dort ist der Forderung Schmidts nach einer genaueren Überprüfung der gemeinsamen Beziehungen zwischen Schlesien und der kimbrischen Halbinsel insofern Genüge getan, als es für den Kenner der schlesischen Keramik nach einer vergleichenden Untersuchung des neu veröffentlichten dänischen Materials keinen Zweifel mehr gibt an der engen Verwandtschaft der schlesischen und nordjütischen Irdenware. Dürfen wir also die Frage der Herkunft der schlesischen Wandalen, nach dem gegenwärtigen Stand der archäologischen Forschung, als gelöst betrachten, so mußte noch von Richthofen bekennen, daß „der genaue Zeitpunkt des ersten Erscheinens des wandalischen Teilstamms der Silingen in Schlesien und die nähere Bestimmung ihrer nordischen Heimat vorläufig noch unsicher bleiben".

Das von den Silingen besiedelt gewesene Gebiet zwischen Breslau und dem Siling (Zobten) hebt sich, wie Jahn gezeigt hat, gegenüber dem großwandalischen, wo die Brandbestattung herrscht, deutlich durch das verhältnismäßig häufige Auftreten von Körperbestattungen ab. Doch ist Jahns Annahme,

---

[1]) H. Seger, Der Fund von Wichulla. Schles. Vorzeit VII 1899 S. 413 ff.

[2]) G. Kossinna, Indogerman. Forschungen VII S. 281. Verzierte Eisenlanzenspitzen usw. Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 369 ff. Die Wandalen in Nordjütland. Mannus 21 S. 233 ff.

[3]) O. Almgren, Zur Rugierfrage und Verwandtes. Mannus 10 S. 1 ff.

[4]) M. Jahn, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen. Mannus-Bibl. Nr. 22 S. 76 ff.

[5]) E. Petersen, Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien. Mannus 6. Erg.-Bd. S. 60 ff.

[6]) B. von Richthofen, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen. Altschlesien III Nr. 1 1930 S. 21 ff.

[7]) G. Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr. Mannus-Bibl. Nr. 50, Leipzig 1932, S. 182/183.

[8]) L. Schmidt, Die Heimat der Wandalen. Germania XV H. 4 1931 S. 265 ff.

[9]) G. Hatt, Prehistoric fields in Jylland. Acta Arch. II H. 2, Kopenhagen 1931.

die Silingen seien erst um Christi Geburt, nachdem sie vorher in Nordschlesien und der Lausitz gesessen hätten, nach Mittelschlesien vorgestoßen, von dem Autor selbst aufgegeben worden[10]). Hingegen wird das erste Auftreten der Silingen in Schlesien durch die jüngst erfolgte unerwartete und sehr bemerkenswerte Entdeckung einer Anzahl von Körpergräbern, die der Spätlatènezeit angehören, in ein neues Licht gerückt. Diese Bestattungen seien im folgenden genannt:

1. Wangern Kr. Breslau

Lit.: „Forschungen und Fortschritte" VI, Nr. 33 1930 (Petersen).

Im Sommer 1930 meldeten die Lehrer Schroeter und Scheffler aus Wangern, man sei bei den Erweiterungsarbeiten der Eisenbahn auf Skelettgräber gestoßen. Eine sofort in die Wege geleitete Untersuchung ergab auf der Ostseite des Bahndamms der Strecke Breslau—Mittelwalde vier, zum Teil freilich schon stark gestörte Körperbestattungen.

Grab 1 war als Bodenverfärbung deutlich erkennbar. Von dem in 0,90 m Tiefe ruhenden Skelett war jedoch der obere Körperteil bis zum Becken bereits abgeschachtet und zerstört worden. An dem Restskelett ließ sich jedoch noch feststellen, daß die Unterschenkel spitzwinklig an das Becken herangezogen waren. Die Längsrichtung der Bestattung dürfte westöstlich gewesen sein. In der Füllerde der Grabgrube fanden sich einige typische Scherben der Spät-Latènezeit, darunter Reste einer Henkeltasse mit scharf profiliertem Rand.

Grab 2. Für die Art der Grabgrube und die Tiefe der Bestattung gilt dasselbe wie für Grab 1. Der Schädel des Skeletts war vor Beginn der amtlichen Untersuchung schon von den Arbeitern geborgen worden. Es zeigte sich ferner, daß die Grabanlage durch das früher an dieser Stelle erfolgte Einsetzen von Telegraphenmasten gestört worden war. In diesem Grab fanden sich mehrere Randscherben krausenartiger Gefäße, ein Bodenteil mit ausgeprägtem Fuß, die Reste einer Schüssel sowie ein großer Scherben eines Gefäßes mit betonter Schulter. Alle sind charakteristisch spätlatènezeitlich.

Grab 3: Taf. X. Einige Tage später stießen die Arbeiter in 0,60 m Tiefe erneut auf einen menschlichen Schädel, an dessen Scheitel ein Gefäß stand, das herausgenommen wurde. Die systematische Freilegung ergab dann ein wohlerhaltenes Skelett, dessen Kopf im Süden, Gesicht nach Westen, lag. Während der Schädel in 0,60 m Tiefe lag, ruhten die Füße in 0,90 m, die Bestattung lag also nicht horizontal im Boden. Die Arme des Skeletts waren leicht, die Füße stark angezogen. Die Handwurzelknochen und Finger fehlten, sie waren schon abgeschachtet worden. Auf der linken Schulter lag eine eiserne Fibel vom Mittellatèneschema: Abb. 7, und in der vorderen Lendengegend ein Gürtelhaken: Abb. 6.

Zweigliedriger Scharniergürtelhaken aus Bronze: Abb. 6. Das Gürtelband ist durch ornamental ausgewertete Randleisten und eine starke Mittelrippe verstärkt. Wo es sich zu dem eigentlichen verdickten Haken verjüngt, trägt die Mittelrippe eine Verzierung von 3 Gruppen quergestellter Kerben. Die eine längere Hälfte endigt in eine nach hinten zu einem kurzen Haken umgebogene Spitze, die deutlich vom übrigen Teil abgesetzt ist. Die andere, kürzere Hälfte ist zu einem längeren Haken umgebogen. Länge beider Teile 23 cm, größte Breite 2,5 cm.

Das Gefäß, das neben dem Schädel des Toten gestanden hatte, ist ein dunkelbrauner Napf mit plumpem, leicht x-förmigem Fingerhenkel und verdicktem, facettiertem Rande. H. 11, Mdg. 15, Bdn. 9 cm. (Taf. XI, 4.)

---

[10]) Hierzu vgl. Tackenberg in Altschlesien II S. 249—250 und B. Nerman, Die Herkunft und die frühesten Auswanderungen der Germanen. Stockholm 1924 S. 25–26.

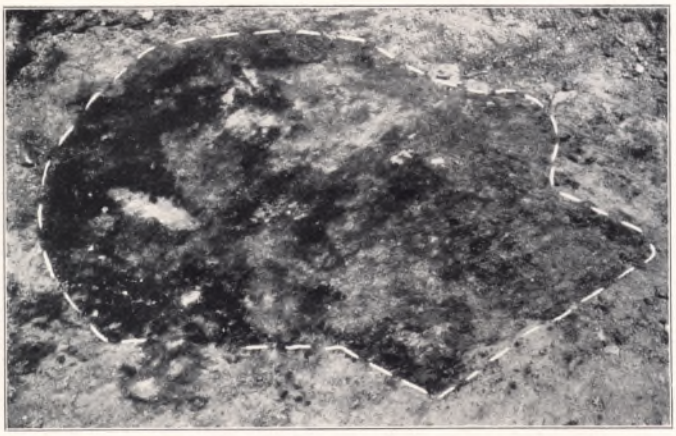
Groß Sürding. Grab 7

Wiltschau.
Skelettbestattung in Siedlungsgrube 7

Wangern. Grab 3

S. 127 ff.

WOJEW. BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU



1

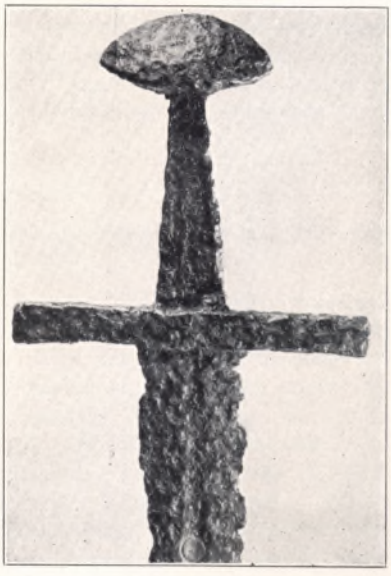
2

3

4

S. 127 ff.

5



6

1 Wiltschau, Spätlatène-Siedlungsgrube 7; 2, 3, 4 Wangern, Gefäße aus den Skelettgräbern 3 und 4. Etwa 1/4; 5 Schwert von Marschwitz. Etwa 1/2; 6 Schwert von Namslau. Etwa 1/3

S. 162 ff.

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
OPOLE
WOJEWÓDZKA

Schließlich fanden sich in der Füllerde der Grabgrube die Bruchstücke von ungefähr vier Gefäßen, darunter ein größerer Scherben einer großen, dickwandigen Krause mit scharfem Randprofil, ferner einer schwarzen Krause mit Schulterfurche und eines stark gerauhten, dickwandigen Gefäßes.

Grab 4. Durch die Schachtung war auch dieses Grab, dessen in 0,70 m Tiefe liegender Knocheninhalt stark zersetzt war, schon in Mitleidenschaft gezogen, es fehlten hier die Beine. Wahrscheinlich lag der Tote Norwest-Südost mit dem Blick nach Westen. Am Scheitel stand Gefäß 1, neben der Schulter Gefäß 2. Ferner fanden sich am rechten Oberarm und in der Brustgegend die Reste eines weiteren großen Gefäßes 3, das, da es randabwärts im Boden steckte, ursprünglich Gefäß 2 überdeckt haben muß.

Gefäß 1: Taf. XI, 3. Dunkelbraune Krause mit schwach x-förmigem Henkel und verdicktem, facettiertem Rande. Ton stark glimmerhaltig. H. 16, Mdg. 11, Bdn. 7,5 cm.

Gefäß 2: Taf. XI, 2. Braune Schale mit nur wenig verdicktem, leicht einziehendem Rand. H. 7, Mdg. 16, Bdn. 6 cm.

Gefäß 3. Reste einer großen, graubraunen Henkelschüssel.

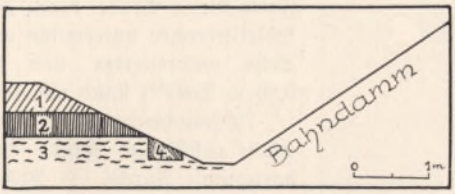


Abb. 1. Profil durch die Fundstelle Wangern. 1 Ackerboden; 2 Kulturschicht; 3 Mergel; 4 Grab

Über allen Gräbern lag eine tiefschwarze Kulturschicht von 0,30—0,40 m Mächtigkeit. Diese Kulturschicht konnte in einem längs des Bahndamms angelegten Graben im Profil in einer Längserstreckung von 35 m beobachtet werden. Sie lieferte zahlreiche zerschlagene Tierknochen, Holzkohlen und ausschließlich Spätlatène-Scherben. Es ist möglich, daß die in den teilweise schon abgeschachteten Gräbern 1 und 2 genannten Scherben aus dieser Kulturschicht in die Grabgruben gelangt sind. Die Lage verdeutlicht nebenstehender Querschnitt: Abb. 1.

2. Groß Sürding Kr. Breslau

Lit.: Altschles. Blätter Nr. 4, 1931 S. 51 (Zotz). Wiener Anthr. Mitteil. LXII, 1932 S. 210 ff. (Zotz).

Nur 3,5 km nord-nordwestlich der Fundstelle von Wangern liegt unmittelbar südwestlich des Dorfes Groß Sürding eine leichte Geländewelle, die, da sie früher eine Windmühle trug, noch heute den Flurnamen „Mühlenberg" trägt. Man hat dort eine Kiesgrube angelegt, wobei seit Jahren, leider ohne daß es zur Kenntnis der zuständigen Stellen gelangte, wichtige Funde zerstört worden sind. Eine amtliche Ausgrabung, die ich im Mai 1931 dort vornahm, ergab auf einer Fläche von noch nicht 120 m² 5 Körpergräber der Aunjetitzer Kultur, 1 keltisches Körpergrab der Frühlatènezeit[11]), 1 Brandgrab (Knochenhäufchen) der Spätlatènezeit, 1 Siedlungsgrube unbestimmter Zeitstellung, und 2 Körpergräber der Spätlatènezeit. Außerdem konnte an Hand von früher an der Fundstelle ausgebuddelten Funden, die der Besitzer des Geländes, Herr Rittergutsbesitzer Lothar Kraker

[11]) Vgl. S. 115—117 dieses Heftes (Jahn).

Abb. 2. Groß Sürding I Grab 2, 1 : 30

von Schwarzenfeld dem Landesamt vorlegte, festgestellt werden, daß sich am Mühlenberg Urnenbrandgräber der Spätlatènezeit, Gräber oder Siedlungen des 4. Jahrhunderts n. Chr. und slawische Siedlungsgruben befanden. Die Fundstelle zählt somit zu den reichhaltigsten und bedeutendsten von Schlesien. Hier interessieren uns nur die Gräber 2 und 7, die Körperbestattungen der Spätlatènezeit.

Grab 2[12]). In der Sandgrube war bei Aufnahme der Grabung der Ackerboden, der in Gestalt von Schwarzerde an der Fundstelle die diluvialen Sande in 0,60 m Mächtigkeit bedeckt, seit längerem abgetragen. Die neu geschaffene Oberfläche war bereits wieder mit einer leichten Grasnarbe bedeckt, und sofort nach deren Abnehmen zeigte sich die durch die Grabgrube hervorgerufene Verfärbung. Die Form dieser Grube, deren Füllerde mit feinen Holzkohleflitterchen untermischt war, zeigte ein nach einer Seite verbreitertes und gezipfeltes Dreieck. In 0,80 m Tiefe[13]) stand ein Gefäß:

Grauschwarzer Henkelkrug mit verdicktem, auswärts gestülptem Rand. Um den Halsansatz eine horizontale Furche. H. 20,5, Mdg. 11, Bdn. 7,5 cm. Abb.: Abb. 5,3.

In 1,40 m Tiefe lag auf dem Rücken ausgestreckt, Scheitel im Osten, Gesicht nach Norden gerichtet, ein Skelett. Die Knochen dieses Bestatteten waren recht schlecht erhalten und zerfielen, wo sie noch nicht völlig zersetzt waren, beim Herausnehmen. Am besten waren noch die Füße, der rechte Oberarm und vom Schädel die Gesichtspartie beisammen. Sowohl an der rechten: Abb. 5,1, als an der linken Schulter: Abb. 5,2, sowie in der Hüftgegend: Abb. 5,2, lag je eine eiserne Fibel vom Mittellatèneschema.

Grab 7: Taf. X. Für Tiefe und Form der Grabgrube gilt dasselbe, wie bei Grab 2; auch das Skelett selbst lag in derselben Tiefe. Der Erhaltungszustand der Knochen war hier besser, freilich war gerade Schädel und Schulterpartie, an deren Stelle sich eine dunkle Verfärbung zeigte, fast völlig vergangen. Der Scheitel war genau nördlich, das Gesicht nach Westen gerichtet. Die Beigaben beschränkten sich auf zwei eiserne Fibeln vom Mittellatèneschema, deren eine auf der Brust: Abb. 3, die andere auf dem rechten Arm lagen. Diese letztere Fibel war nur in einem kleinen Rest erhalten und zerfiel beim Herausnehmen völlig.

Abb. 3. 1/2

Grab 11. Bei der Abdeckung des Mutterbodens an der Fundstelle wurden die nicht tief liegenden Gräber zerstört und beraubt. Ein Planum, das in 0,70 m Tiefe gezeichnet wurde, ergab dieselbe Form einer Grabgrube wie die Gräber 2 und 11 mit der Verbreiterung an zwei sich gegenüber liegenden Seiten. Innerhalb dieser Verfärbung konnten noch kleine Reste sonst völlig vermoderter oder heraus-

[12]) Photographische Wiedergabe in Mitteil. der Anthr. Ges. Wien. LXII 1932 Taf. II, 5.

[13]) Die Maße beziehen sich auf die ursprüngliche, nicht abgedeckte Oberfläche.

gerissener Knochen festgestellt werden. Die Verfärbung selbst war bei 0,90 m Tiefe zu Ende. Ihrer Form wegen möchte ich sie gleichfalls für den Rest eines Spätlatène-Körpergrabes halten.

3. Wiltschau Kr. Breslau

Lit.: Ortsakten.

Wiltschau ist das nur knapp 3 km westlich gelegene Nachbardorf von Groß Sürding. Eine südlich des Dorfes gelegene Anhöhe ist dank der Aufmerksamkeit ihres Besitzers, des Gemeindevorstehers Jochem, der dort eine Sandgrube unterhält, seit langem als Fundstelle bekannt[14]). Im Laufe der Jahre wurden zahlreiche Aunjetitzer Hockergräber und Siedlungen

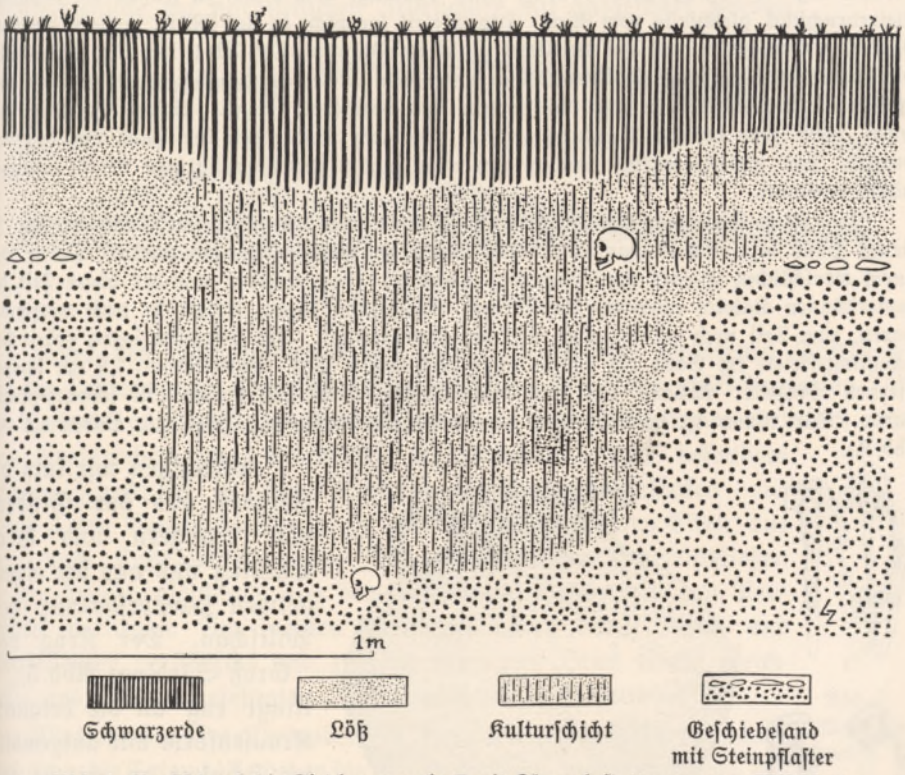


Abb. 4. Profil durch die Siedlungsgrube 7 mit Körperbestattungen von Wiltschau

der Spätlatènezeit systematisch ausgegraben. Als sich im Mai 1931 die Notwendigkeit ergab, eine weitere Fläche abzudecken, wurden von mir erneut Siedlungen der Periode I und der Spätlatènezeit freigelegt, von denen uns hier nur die Grube 7 beschäftigen soll. Die Bodenfolge ist dieselbe wie in Groß Sürding, auch hier liegt auf den diluvialen Sanden ein 0,60 m mächtiger Löß, der im oberen Teil in Schwarzerde umgewandelt, im unteren als ein zum Teil zäher, gelber Lehm noch die charakteristische Röhrchenstruktur zeigt.

Siedlungsgrube 7: Abb. 4 und Taf. XI. Das erste Planum wurde in 0,50 m Tiefe aufgenommen, wo sich innerhalb der tiefschwarzen Kulturschicht wenige kleine Klümpchen von Lehmbewurf, Holzkohle, Reste subfossiler Tierknochen und Scherben der Spätlatènezeit fanden. In 0,60 m Tiefe wurde innerhalb der Grube eine Körperbestattung freigelegt:

[14]) Altschlesien II Nr. 3 1929 S. 193 ff. (Boege).

Taf. X. Das auf der rechten Seite liegende, oſt—weſt-orientierte Skelett war ſchlecht erhalten und zum großen Teil ſchon zerſetzt. Der Schädel konnte in Bruchſtücken geborgen werden. Im Oberkiefer ſind die dritten Milchmolaren vorhanden, die Molaren (Weisheitszähne) ſitzen noch innerhalb der Alveolen, es handelt ſich demnach um ein zwölf- bis fünfzehnjähriges Individuum. Die Lage der Fuß- und Armknochen ſprachen für eine Hockerlage. Der Leichnam war mit ſechs Geſchieben von durchſchnittlich 10 cm Durchmeſſer bedeckt worden. Da ſich derartige Steine ſonſt nirgends in der Siedlungsgrube fanden, muß es ſich wohl um eine abſichtliche Bedeckung der Leiche handeln. Etwa in Bruſthöhe des Skeletts lag der abgeſchlagene Oberteil einer Phalange vom Rind, zu Füßen ein bezahntes Kieferbruchſtück, gleichfalls vom Rind. Das Skelett lag nicht in der Mitte, ſondern mehr am Rand der Grabgrube, und ein deutlicher Knick im Planum: Taf. XI, 1, hob ſich ſowohl über wie unter der Beſtattung ab. Unmittelbar unter dem Skelett fanden ſich in 0,85 m Tiefe zwei typiſche Spätlatèneſcherben mit facettiertem und verdicktem Rand. Solche Scherben, von denen viele jene typiſche Rauhung zeigen, die durch Anklatſchen der Hand auf den noch feuchten Ton erzielt wurde, fanden ſich auch in der geſamten übrigen Grube unregelmäßig verſtreut.

In 1,50 m Tiefe war die Kulturſchicht zu Ende und der anſtehende Sand erreicht. In dieſem Sand lag, unmittelbar unter dem Boden der Abfallgrube, ein zweites Skelett, das einem menſchlichen Foetus oder Neonatus angehört. Vom Schädel war der obere Teil der papierdünnen Kalotte erhalten, die übrigen Knöchelchen lagen, ſoweit ſie noch vorhanden waren, zum Teil noch im unterſten Teil der Kulturſchicht. Als Beigaben lagen neben dem Säuglingsſkelett im Sand die Hälfte einer nach unten ſtark verbreiterten, 7,3 cm langen, eiſernen Pinzette: Abb. 8,1 und eine unvollſtändige Taſſe von braun- und ſchwarz-grauer Farbe. Der Rand iſt verdickt und im Querſchnitt dreieckig. Höhe 6,5, Boden 4,4 cm. Abb. 8,2.

Abb. 5. Groß Sürding, Grab 2. 1, 2 1/2; 3 1/4

Betrachten wir kurz die Keramik aus den Gräbern von Wangern und Groß Sürding und aus der eigenartigen Hausbeſtattung von Wiltſchau. Der Krug von Groß Sürding: Abb. 5,3, klingt eng an die bekannte Krauſenform mit aufgewölbter Schulter an, wie ſie aus den Arbeiten von Jahn[15]) und Tackenberg[16]) bekannt iſt. Die etwas gefälligere Krugform, die nicht den üblichen bandförmigen X-Henkel, ſondern einen dünnen Rundhenkel trägt, iſt in einer dem Groß Sürdinger Gefäß entſprechenden Stück

[15]) M. Jahn, Die Gliederung der wandaliſchen Kultur in Schleſien. Schleſiens Vorzeit N. F. VIII 1924.

[16]) K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederſchleſien. Berlin 1925, ferner: Urnengräber der Spätlatènezeit aus Niederſchleſien. Altſchleſien II, 1929 Taf. XVI, 9.

von Zeippern Kr. Guhrau (Inv. Nr. 586 : 01) bekannt. Aber auch die Krause, deren bauchige Wölbung, wie bei dem Gefäß aus Wangern: Taf. XI, 3 mehr im Unterteil liegt (Jahn, S. 24 Fig. 18), ist eine bekannte Leitform der Spätlatènezeit. Die in demselben Grab gefundene Form der Schale finden wir in Tackenbergs Hauptarbeit auf Tafel 5, 8. Was die überaus häufigen, verschiedenartigen Formen der plumpen Henkelnäpfe und Henkeltassen anbelangt, Taf. XI, 4, so sind bekanntlich gerade diese Formen von von Richthofen[17]) als Vergleichsstücke zur nordjütischen Irdenware mit aufgeführt worden.

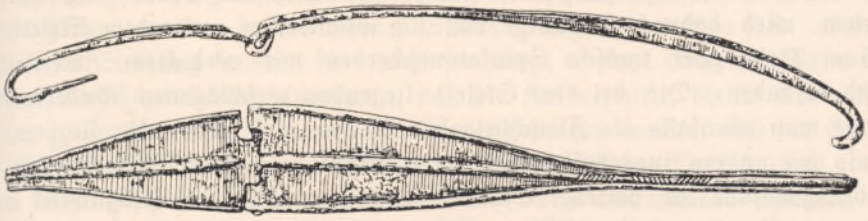


Abb. 6. Wangern, Grab 3. 1/2

Unter den Metallsachen zeigen alle einigermaßen erhaltenen Fibeln die für die Ostgermanen charakteristische Stützfalte der Kostrzewski-Variation C[18]). In Tackenbergs Altschlesien-Arbeit finden wir diesen Fibeltypus mehrfach unter den Grabfunden von Neustädtel Kr. Freystadt. Ein besonders schönes Fundstück ist der bronzene Scharnier-Gürtelhaken aus Grab 3 von Wangern: Abb. 6, zu dem Vergleichstücke aus Eisen, aus dem nach Kostrzewski[19]) diese Art bandförmiger Gürtelschließen immer besteht, gleichfalls aus dem erwähnten Gräberfeld von Neustädtel vorliegen. Am meisten entspricht unser durch Rand- und Mittelleisten verstärktes und zugleich verziertes Stück einem gleichfalls aus Bronze gefestigten Gürtelverschluß von Rondsen[20]).

Abb. 7. Wangern Grab 3. 1/2

Die Lage der Metallbeigaben an den Skeletten läßt klar erkennen, daß man die Toten bekleidet in die Erde gelegt hat, wobei es auffiel, daß in Groß Sürding, aber, wie es scheint, auch in Wangern, die Gefäße nicht auf derselben Ebene lagen wie die Leiche. In Grab 2 zu Groß Sürding kann der Henkelkrug erst in die Grabgrube gestellt worden sein, nachdem die Leiche in geringer Mächtigkeit schon mit Erde bedeckt gewesen ist. Besonderes Interesse unter den aufgeführten Skelettgräbern beanspruchen die beiden Kinderbestattungen von Wiltschau. Bei dem höher liegenden Skelett ist zunächst die

[17]) B. von Richthofen a. a. O. Taf. III 5–7 und Abb. 3–6.

[18]) J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spälatènezeit. Mannus-Bibl. Nr. 18, Leipzig 1919.

[19]) Kostrzewski a. a. O. S. 52.

[20]) S. Anger, Das Gräberfeld von Rondsen. Graudenz 1890 Taf. 15, 14.

Möglichkeit, es möchte sich um eine Hockerbestattung der ältesten Bronzezeit handeln, nicht von der Hand zu weisen. Gerade der von der fast kreisrunden Grube deutlich abgesetzte, mehr viereckige Teil, der sich in Planum nach der Abnahme des Skeletts zeigte: Taf. XI, 1, scheint dafür zu sprechen, daß ein älteres Grab durch die Siedlungsgrube angeschnitten oder ein jüngeres später in sie eingetieft worden ist. Die völlig gleichmäßige Beschaffenheit und der ganz ungestörte Übergang des Bodens vom Grab zur Mitte der Grube schließt diese Möglichkeit noch nicht aus. Aber die erstere Annahme, ein älteres, also etwa ein Aunjetitzer Skelettgrab, sei durch die Grube angeschnitten worden, wird dadurch hinfällig, daß sich unmittelbar unter dem Skelett, in 0,85 m Tiefe zwei typische Spätlatènescherben mit verdicktem, facettiertem Rand befanden. Die bei dem Skelett liegenden zerschlagenen Rinderknochen könnte man allenfalls als Fleischbeigaben deuten, viel näher aber liegt es, sie ebenso wie andere, innerhalb der übrigen Grube gefundene Rinderknochen für Siedlungsabfälle zu halten. Glaubt man trotz allem die Möglichkeit einer späteren, also etwa kaiserzeitlichen Bestattung nicht ausschließen zu dürfen, so sollte das zweite auf dem Grund der Grube beigesetzte Kind, bei dem ein Zweifel an der Gleichzeitigkeit mit der Siedlung unmöglich ist, darüber belehren, daß wir es hier mit ganz besonderen Verhältnissen zu tun haben, und daß auch die obere Kinderbestattung der Spätlatènezeit angehören muß.

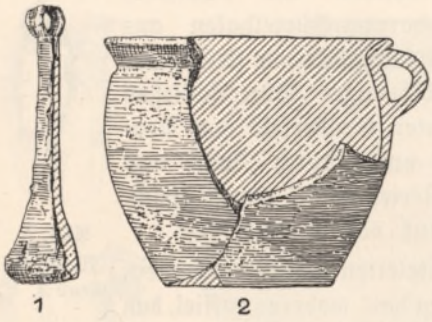


Abb. 8. Wiltschau, Siedlungsgrube 7. 1/2

Wohnungsbestattungen[21]) sind in der vorgeschichtlichen Zeit häufig üblich gewesen. Daß diese Sitte, wie Wilke annimmt, auf dem Glauben an den lebenden Leichnam beruht, wird auch durch die Wiltschauer Säuglingsbestattung bewiesen. Man gab diesem Neugeborenen eine gewöhnliche, große Tasse und eine eiserne Pinzette mit in die Grube. Was sollte er besonders mit der letzteren? Die Beigaben werden nur verständlich, wenn man sich vorstellt, die damaligen Leute hätten dem bekanntlich bis auf unsere Tage verbreiteten Glauben gehuldigt, das Kind wachse im Boden weiter. Die Gründe, die die Wandalen veranlaßten, an dieser Stelle dem bisher, soviel mir bekannt, bei den Germanen noch niemals beobachteten Brauch zu huldigen, ihre toten Kinder innerhalb der Wohnung zu beerdigen, werden uns verborgen bleiben. Wir wissen nicht, handelt es sich um eine Art Bauopfer, eine unseres Wissens der altgermanischen Sitte völlig fremde Vorstellung, oder wollte eine germanische Frau

[21]) Ebert, Reallexikon Bd. 14 S. 443.

ihr vielleicht Totgeborenes auf möglichst bequeme und schnelle Art beiseite schaffen, warf es also in die eben ausgeschachtete Abfallgrube im Haus. Bei dem zweiten, oberen Skelett stehen wir vor einem noch größeren Rätsel. Hier belehrten uns die verschiedenen Plana nur darüber, daß man zum Zwecke der Bestattung die Grube seitlich viereckig: Taf. XI, 1, erweitert hat, wobei gelber Lehm von oben her nach unten rutschte: Abb. 4.

Aber nicht nur in Wiltschau, wo sich die Beisetzungen inmitten der Abfallgruben fanden, können wir von einer Hausbestattung reden, sondern wir sahen, daß in Wangern ganz ähnliche Verhältnisse herrschten und daß auch dort die Körpergräber inmitten der bewohnten Siedlung angelegt worden sind. Grundrisse dieser Siedlung konnten dort nicht freigelegt werden, aber wir dürfen mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Kulturschicht, die in einer Ausdehnung von 35 m im Bodenaufriß festgestellt werden konnte, auch die Gräber bedeckt hat. Da es sich vermutlich um ein latènezeitliches Dorf handelt, wird man kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Gräber inmitten der Häuser eingetieft worden sind. (Vgl. Abb. 1.) Auf jeden Fall bleiben die Wohnungsbestattungen[22]) von Wiltschau und Wangern etwas durchaus Außergewöhnliches, sie beweisen wieder einmal, daß jede Ausgrabung in noch so bekannten Kulturen und auf noch so durchforschten Fundstätten gänzlich neue und unerwartete Aufschlüsse bringen kann. „In der Vorgeschichte des europäischen Kulturkreises", schreibt Reinecke[23]), „ist die Beisetzung der Toten inmitten einer unmittelbar zugehörigen Siedlung, wenigstens seit dem reinen Neolithikum, eine äußerst ungewöhnliche, befremdende Erscheinung[24]).

Doch kehren wir, nach dieser unvermeidlichen Aufrollung einer Nebenfrage, zu unserem Hauptthema zurück. Die Frage, wie die Körperbestattung nach Schlesien gelangte, wo sie neben den zur römischen Kaiserzeit üblichen Brandgräbern durchaus auffällt, ist zuerst von Jahn[25]) aufgeworfen worden. Seiner Annahme, die um Christi Geburt in Böhmen eindringenden Markomannen hätten die Körperbestattung hie und da von den keltischen Bojern übernommen, während die schlesischen Silingen ihrerseits mit ihren westgermanischen Nachbarn sofort in regen Kulturaustausch getreten seien, ist jüngst von Preidel[26]) widersprochen worden. Einerseits meint P., Jahns Voraussetzungen bestünden nicht zu Recht und anderseits schreibt er[27]), ohne hierfür den Versuch eines Beweises zu unternehmen und ohne das schlesische Fundmaterial zu kennen, in

[22]) G. Wilke in Ebert, Reallexikon Bd. 14 S. 443.

[23]) P. Reinecke, Die Streuscherben in süddeutschen Grabhügeln. W. P. Z. 4 1917 S. 83 ff.

[24]) Die Wohnungsbestattung scheint, worauf mich Herr Obergeneralarzt Wilke hinwies, vereinzelt auch noch bei den Slawen vorzukommen. (Beltz, V. A. M. S. 188 S. 377 u. 380.)

[25]) M. Jahn a. a. O.

[26]) H. Preidel, Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. Kassel 1930 Bd. I S. 328.

[27]) Preidel, Bd. II S. 127.

Schlesien gingen die Skelettgräber kaum über die erste Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts hinaus. Das von Jahn[28]) aufgeführte Körpergrab des zweiten Jahrhunderts von Jäschwitz Kr. Nimptsch dürfte Preidel übersehen haben, während ihm ein Skelettgrab von Jordansmühl, das durch Beigaben eindeutig datiert ist, schwerer zugänglich war[29]). Wenn dieser Autor die Heimat der Leichenbeerdigung nun gar in Noricum sucht, so steht diese Annahme auf äußerst schwachen Füßen, denn Preidel wird sich, nachdem er wenige Zeilen vorher darauf hinweist, daß zu der fraglichen Zeit die Kelten in Böhmen ihre Toten verbrennen, doch im Ernst nicht auf die von ihm angeführte Arbeit von Franz und Mitscha-Märheim stützen wollen, in der von einer einzigen sicheren Skelettbestattung der Spätlatènezeit von Stillfried a. d. March die Rede ist[30]). Es bliebe der letzte Einwand Preidels, die zeitliche Kluft von rund einem Jahrhundert zwischen den keltischen Körpergräbern der Mittellatènezeit und den germanischen des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Diese Kluft ist durch unsere Körpergräber der Spätlatènezeit völlig überbrückt[31]).

Als Zwischenträger der in Frage stehenden Bestattungsform brauchen wir heute nicht mehr die böhmischen Westgermanen anzusehen. Durch Jahns neuste Forschungen[32]) wurde bewiesen, daß keltische Bojer auch östlich der Sudeten in dem fruchtbaren Schwarzerdegebiet südlich von Breslau noch im dritten und zweiten Jahrhundert gesiedelt haben. Aus diesem Gebiet müssen die Kelten um 100 v. Chr. von den Silingen verdrängt worden sein. Zwar kam bei den böhmischen Kelten zur Mittellatènezeit die Brandbestattung auf[33]), die keltischen Frühlatènegräber aber, die (unmittelbar nach dem Erscheinen von Jahns Keltenarbeit) im schlesischen Siedlungsgebiet sachgemäß gehoben wurden, sind Körperbestattungen. Eines dieser Keltengräber, ein Frauengrab, liegt auf demselben Friedhof von Groß Sürding, wie das hier (S. 130) beschriebene Spätlatèneskelettgrab. Aber nicht nur die keltische Frühlatènekultur ist an diesem reichhaltigen Fundplatz vertreten, sondern es gelang mir festzustellen, daß auch das unsachgemäß gehobene Skelettgrab der Mittellatènezeit, von dem Jahn auf

---

[28]) Jahn a. a. O. S. 83.

[29]) Angeführt bei E. Blume, Die german. Stämme. Mannus-Bibl. Nr. 8 1912 S. 151–152.

[30]) Ber. d. Röm. German. Kom. 1907 S. 31.

[31]) J. Schránil (Vorgeschichte Böhmens und Mährens 1928 S. 253) sieht in den böhmischen Skelettgräbern der römischen Kaiserzeit teils Bestattungen römischer Kaufleute, betont andrerseits aber den rein germanischen Charakter einer großen Anzahl anderer dieser Gräber. Die Annahme, in ihnen die Bestattungen einer keltischen Restbevölkerung zu sehen, lehnt Sch. mit Recht ab. Da eine geschlossene Veröffentlichung der böhmischen Skelettgräber noch nicht vorliegt, wird auch des Autors Annahme, Markomannen und Quaden hätten bei ihrer Einwanderung andere Stämme mit sich gerissen, die ihre ursprüngliche Begräbnisart beibehalten hätten, zunächst nicht nachgeprüft werden können, obwohl sie manches für sich hat.

[32]) M. Jahn, Die Kelten in Schlesien. Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte Bd. I, Leipzig 1931.

[33]) Jahn a. a. O. S. 50.

Tafel IV, 7 seiner Keltenarbeit einen typischen Hohlbuckelring abbildet, an dieser Stelle ausgebuddelt worden ist. Ähnliche Verhältnisse haben wir in Glosenau Kr. Nimptsch. Auch dort liegen auf ein und demselben Fundplatz keltische Früh- und germanische Spätlatènegräber. Zwar sind die letzteren keine Körperbestattungen, wohingegen ein aus einem germanischen Brandgrab stammender Hohlbuckelarmring (S. 49, Abb. 44 bei Jahn) den keltischen Kultureinfluß deutlich genug zeigt. Ein besserer Beweis für die Kontinuität der Besiedlung, freilich nicht durch dasselbe Volk, läßt sich wohl kaum denken und diese Einheitlichkeit der mittelschlesischen Skelettgräbergruppe in dem fruchtbaren Lößgebiet zwischen Breslau und Strehlen ist kartenmäßig dargestellt, in die Augen springend: Abb. 9. So dürfen wir die Annahme Jahns dahin erweitern, daß die Silingen die Sitte der Leichenbeerdigung unmittelbar von den schlesischen Bojern, deren Land sie um 100 v. Chr. mit Beschlag belegten, übernommen haben. Diese Annahme findet ihre stärkste Stütze darin, daß ein erheblicher Kultureinfluß der abgedrängten oder

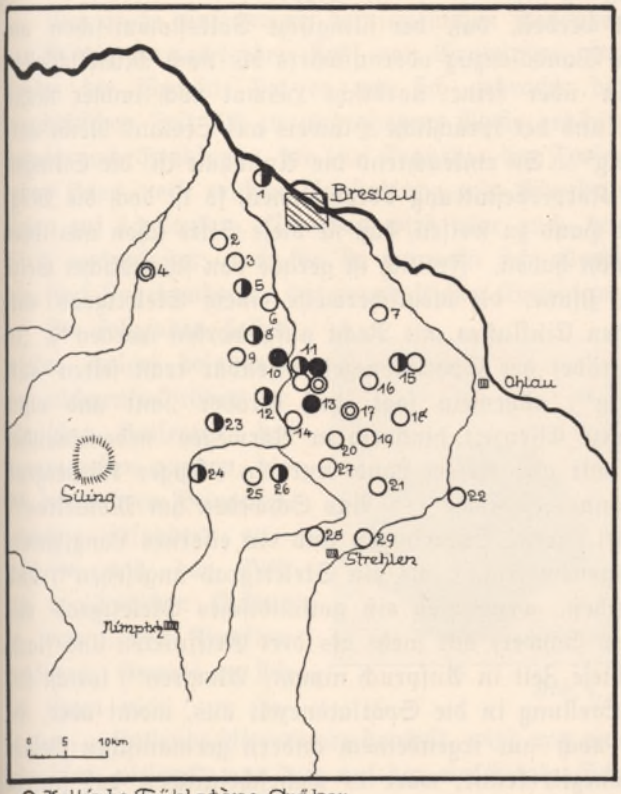


Abb. 9. Die keltische und germanische Skelettgräber-Gruppe im Silingengau. (Es wurden nur die unbedingt sicher als Skelettgräber erkannten Funde eingetragen.)

Kr. Breslau
1 = Breslau-Kosel
2 = Kentschkau
3 = Oberhof
4 = Sadewitz
5 = Neudorf
6 = Bettlern
7 = Sambowitz
8 = Magnitz
9 = Koberwitz
10 = Wiltschau
11 = Groß Sürding
12 = Jackschönau
13 = Wangern
14 = Merzdorf

Kr. Ohlau
15 = Zottwitz
16 = Schwoika
17 = Radlowitz
18 = Polwitz
19 = Thomaskirch
20 = Kochern
21 = Lorzendorf
22 = Kallen

Kr. Nimptsch
23 = Jäschwitz
24 = Jordansmühl
25 = Glosenau
26 = Reisau

Kr. Strehlen
27 = Großburg
28 = Plohmühle
29 = Krippitz

aufgesogenen keltischen Besiegten bei den germanischen Siegern nachweisbar stattgefunden hat. Jahn hob diesen, erst während der römischen Kaiserzeit verebbenden Einfluß an Hand typisch keltischer Keramik und keltischen Schmucks, der bei den Wandalen Eingang gefunden hatte, hervor.

Konnte mithin gezeigt werden, daß der silingische Volksstamm schon um 100 v. Chr. mit dem ersten Wandalenzug oderaufwärts bis nach Mittelschlesien vorgedrungen ist, so kann über seine nordische Heimat noch immer nichts Näheres ausgesagt werden, und der sprachliche Hinweis auf Seeland bleibt vorläufig der einzige Fingerzeig[34]). So einleuchtend die Annahme ist, die Silingen hätten von den Kelten die Körperbestattung übernommen, so ist doch die Möglichkeit nicht völlig von der Hand zu weisen, daß sie diese Sitte schon aus ihrer nordischen Heimat mitgebracht haben. Freilich ist gerade von schwedischer Seite hinsichtlich der Funde von Ysane, die möglicherweise einem Skelettgrab entstammen, die Frage keltischen Einflusses mit Recht aufgeworfen worden[35]). In Skandinavien sind Körpergräber der Spätlatènezeit offenbar recht selten aufgetreten. Obwohl Schetelig[36]) allgemein sagt, daß Gräber „mit und ohne Leichenverbrennung die ganze Eisenzeit hindurch in Norwegen nebeneinander Verwendung fanden", ist mir aus diesem Land nur ein einziges Körpergrab der fraglichen Zeitstufe bekannt geworden[37])[38]). Aus Schweden hat Montelius[39]) den Fund von Nosaby, zwei eiserne Speerspitzen und ein eisernes Langschwert mit glockenförmig geschwungenem Knauf, als ein Skelettgrab angesehen[40]) und man wird auch nicht fehlgehen, wenn man ein gotländisches Skelettgrab mit Lanzenspitzen, einschneidigem Schwert mit mehr als drei Griffnieten und flachkonischem Schildbuckel für diese Zeit in Anspruch nimmt. Almgren[41]) spricht sich zwar für die typologische Stellung in die Spätlatènezeit aus, meint aber, da man weder von Gotland, noch aus irgendeinem andern germanischen Gebiet Körpergräber der Spätlatènezeit kenne, wäre es wahrscheinlicher, daß sowohl das erwähnte südost-norwegische als das süd-schwedische Grab schon in die Kaiserzeit gehörten und die betreffenden Beigabentypen fortgelebt hätten. Ob eine Beziehung zwischen diesen skandinavischen und den schlesischen Körpergräbern besteht, könnte erst nach dem Auftreten entsprechender weiterer nordischer Funde entschieden werden.

---

[34]) R. Much: Der Name Silingi. Altschlesien 1 1926 S. 117 ff.

[35]) G. Ekholm, Två fynd från den förromerska järnålderen. Fornvännen 14, 1919 S. 231.

[36]) H. Schetelig, Die norwegischen Skelettgräber der Völkerwanderungszeit. P. Z. IV 1912 S. 352.

[37]) A. W. Brögger, La Tènefjedelen fra Sande i Jarlsberg. Oltiden VII 1918 S. 68.

[38]) In Dänemark wurde einer liebenswürdigen Mitteilung von Herrn Dr. Broholm, Kopenhagen, zufolge bis jetzt kein Skelettgrab der Spätlatènezeit gefunden.

[39]) O. Montelius, Den förhistorika fornforskningen i Sverige. Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift 6. Bd. 1885–87 S. 77.

[40]) Die Kenntnis dieses Grabfundes verdanke ich einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. Jankuhn an Herrn Dr. Petersen.

[41]) O. Almgren und B. Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands, H. 2. Stockholm 1923 H. 111 und 116.

Neue wandalische Grabfunde aus dem 2.–4. Jahrh. n. Chr.

Von Ernst Petersen

Der große Aufschwung der schlesischen Bodendenkmalpflege im Verein mit der ständig anwachsenden Zahl von Grabungen und Untersuchungen in allen Teilen der Provinz hat es mit sich gebracht, daß auch die Funde aus der wandalischen Zeit sich in ungeahntem Maße gehäuft haben. Zumeist sind es immer noch Grabfunde, die zur Kenntnis der Forschung kommen, weil sie vermöge ihrer meist reichen Ausstattung mit Eisenbeigaben leicht den Blick des Laien auf sich lenken. Daneben wird aber auch den gleichzeitigen Siedlungen eifrig nachgespürt; auch für sie sammeln sich allmählich zahlreiche Belege aus den fünf Jahrhunderten der wandalischen Besiedlung unseres Landes.

Im folgenden sollen wieder einige besonders kennzeichnende Gräber der römischen Kaiserzeit bekanntgegeben werden, die sich durch ihren Beigabenreichtum besonders auszeichnen und das Bild der wandalischen Kultur in wesentlichen Punkten ergänzen. Soweit es sich bei ihnen nicht um besonders auffallende Altertümer handelt, wird von einer eingehenden Würdigung abgesehen, vielmehr nur kurz auf das einschlägige Schrifttum und besonders entsprechende Vergleichsstücke verwiesen, nachdem die Grundzüge der wandalischen Kulturentwicklung in den Arbeiten von Jahn[1]) und Tackenberg[2]) bereits klargestellt worden sind.

Abb. 1. Roßwitz. 1/3

1. Roßwitz Kr. Glogau

Lit.: Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien S. 8 ff. und 28 ff.; Mannus 6. Ergänzungsband (1928) S. 198 f. Abb. 11—12 (Roeder); Ortsakten.

Im Sommer 1916 schenkte der Gutsbesitzer Leißner aus Roßwitz dem Glogauer Museum zwei kaiserzeitliche Gefäße und einige Eisengegenstände, die mit größter Wahrscheinlichkeit zu einem Grabfunde gehören. Die beiden Gefäße überließ im Jahre 1927 Oberrealschullehrer Krause, der Leiter des Glogauer Museums, in Erkenntnis ihrer wissenschaftlichen Bedeutung dankenswerterweise dem Breslauer Museum.

[1]) Jahn, Die oberschlesischen Funde der römischen Kaiserzeit, Präh. Ztschr. X (1918) S. 80 ff. und XIII/XIV (1921–22) S. 127 ff., Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien, Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 20 ff.

[2]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien, Vorgeschichtliche Forschungen I, 1 (Berlin 1925).

1. Kleiner, grauer Henkelkrug mit scharfem Bauchknick, Standfuß und knieförmig gebogenem Henkel. Der Kniehenkel hat in seinem aufsteigenden Ast ein winziges Loch von 2—3 mm Durchmesser, das etwa 4 cm in den Henkel hineingeht, aber vor der Gefäßwandung endigt; die Schulter trägt ein rechteckiges Mäandermuster, das mit einem dreireihigen Rädchen gezogen ist; am Fuß etwas beschädigt. H. 11, M. 6, Bdm. 6 cm. (Inv. Nr. 214 : 27.) Abb. $1_{/2}$.

2. Beschädigte, kleine, graue Fußschale mit Schrägrand und ausgeprägtem Standfuß; auf Schulter und Umbruch zwei Parallellinien, darunter mit einem quadratischen Mäander in Doppellinien verziert; im Feuer verzogen und verschlackt. H. 7,5, M. jetzt 6×4,2, Bdm. 4,2 cm. (Inv. Nr. 213 : 27.) Abb. $1_{/1}$.

Im Mus. Glogau verblieben:

1. Rest vom Rande eines eisernen Schildbuckels. L. 3, Br. 3,5 cm.

2. Stark beschädigte, eiserne Lanzenspitze, an der ein Messerrest oder die fehlende Spitze festgerostet ist. L. noch 18 cm.

3. Kleines Eisenmesser mit kurzer, spitzer Griffzunge und beiderseits abgesetzter Klinge. L. 7,5 cm.

4. Rest eines Eisenmessers. L. noch 3,5 cm.

5. Eisernes, halbkreisförmiges Rasiermesser mit rundlichen Enden, an einem Ende beschädigt. L. noch 6,5, Br. 2,3 cm.

6. Bügel einer eisernen, halbkreisförmigen Schnalle. Dm. 3,5 cm.

Im Sommer und Herbst 1928 sind auf dem Grundstück der Roßwitzer Schule einige Gräber zum Vorschein gekommen, die von Herrn Bruno Oestreich-Glogau nach Breslau gemeldet wurden. Bei der amtlichen Untersuchung übergab Hauptlehrer Janke die von ihm und Lehrer Rothe geborgenen Funde und sandte später weitere nach Breslau ein.

Grab 84 wurde bei Kanalisationsarbeiten auf dem Schulhof aufgedeckt. Auf einigen Steinen stand eine größtenteils zerdrückte Urne, auf der eine kleine Henkeltasse lag; darüber war ein großer, flacher Stein gedeckt. Neben der Urne lag auf der Seite eine Schale, in der sich eine weitere Henkeltasse fand. Die Urne enthielt außer Leichenbrand zwei Fibeln, eine Riemenzunge, eine Schnalle, ein Messer mit daran festgerostetem Pfriemen und einen Knochenkamm; in ihrer Nähe fand man einen Spinnwirtel.

1. Scherben einer schwarzglänzenden Mäanderurne mit nach unten geöffnetem Standfuß, Tannenzweigband auf dem Halse und einfachem, schräg schraffiertem Linienmäander auf der Schulter. (Inv. Nr. 2537 und 2548 : 28.)

2. Bruchstücke eines hellgrauen Gefäßes mit Schrägrand, abgesetztem Hals und x-förmigem Kniehenkel. Auf der Schulter befindet sich ein breites Ornamentband, auf dem Treppen- und Zickzackmuster in Rädchentechnik mit Gruppen eingestempelter Kreise abwechseln. (Inv. Nr. 2529 : 28.) Abb. $2_{/1}$.

3. Graugelbliche Schale mit Schrägrand und kantigem Schulterumbruch, z. T. ergänzt. H. 8,8, M. 20,5, Bdm. 8 cm. (Inv. Nr. 2530 : 28.) Abb. $2_{/6}$.

4. Grauer Napf mit Schrägrand, abgesetztem Hals und flachem Boden, z. T. ergänzt. H. 8, M. 11, Bdm. 5,5 cm. (Inv. Nr. 2531 : 28.) Abb. $2_{/2}$.

5. Grauer, flachhalbkugeliger Napf mit steiler Wandung und eckig ausgezogenem Henkel, z. T. verschlackt. H. 5, M. 7,5 cm. (Inv. Nr. 2532 : 28.) Abb. $2_{/5}$.

6. Hellgraues, flachhalbkugeliges Schälchen mit ausladendem Rande; im Feuer verzogen, Oberfläche z. T. abgeplatzt. H. 4, M. 8, 5 × 7,5 cm. (Inv. Nr. 2533 : 28.) Abb. $2_{/4}$.

7. Graue, flache Schale mit senkrechtem Rande und Bodendelle, von der radial fünf Rippen ausgehen; im Feuer verzogen. H. 4,4, M. 13 cm. (Inv. Nr. 2534 : 28.) Abb. $2_{/3}$.

8. Zwei Randstücke eines rötlichen Beigefäßes mit Schrägrand. (Inv. Nr. 2535 : 28.)

9. Zahlreiche Scherben einer graurötlichen Fußschale mit Schrägrand; auf der Schulter ein einfacher Linienmäander mit Schrägschraffierung. (Inv. Nr. 2536 : 28.)

10. Grauer Scherben eines rohen Topfes mit kreuz und quer laufenden Rillen auf der Außenseite. (Inv. Nr. 2546 : 28.)

11. Leichenbrand eines Erwachsenen. (Inv. Nr. 2538 : 28.)

12. Halbkreisförmiger, einteiliger Knochenkamm mit feiner Randlinie verziert, Zähne größtenteils abgebrochen, im Feuer verbogen. H. noch 3,8, Br. noch 5,5 cm. (Inv. Nr. 2539 : 28.) Abb. 3,6.

13. Hellgelber, doppelkonischer Spinnwirtel mit eingedellten Polen. H. 2,4, Dm. 3,8 cm. (Inv. Nr. 2540 : 28.) Abb. 3,11.

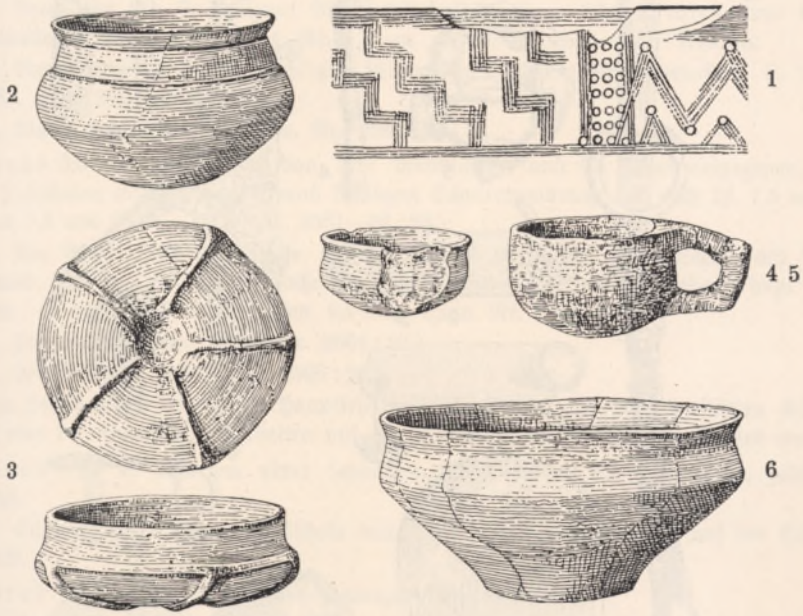


Abb. 2. Noßwitz, Grab 84. 1 Schulterornament in 1/2; 2–6 1/4

14. Stark verrostetes, eisernes Messer mit beiderseits abgesetzter Klinge, Spitze abgebrochen. L. noch 12 cm. Am Messer ist ein eiserner Pfriemen mit einem runden und einem vierkantigen Ende festgerostet. L. 9,3 cm. (Inv. Nr. 2541 : 28.) Abb. 3,7.

15. Stark verrostete, eiserne Schnalle mit rundem Bügel. Dm. 4,2, L. des Dornes 3,7 cm. (Inv. Nr. 2542 : 28.) Abb. 3,5.

16. Rechteckige, eiserne Riemenzunge, oberes Ende zugespitzt, unteres leicht gewölbt. L. 5, Br. 1,1 cm. (Inv. Nr. 2543 : 28.) Abb. 3,8.

17. Stark verrostete, eiserne Fibel, wohl mit bandförmigem Bügel. L. 3,3 cm. (Inv. Nr. 2544 : 28.) Abb. 3,9.

18. Kleine Bronzefibel mit Sehnenhaken, bandförmigem Bügel und hohem Nadelhalter, am Fuß mit zwei feinen Rillen verziert, Spiralrolle und Nadel fehlen. L. 2,4 cm. (Inv. Nr. 2545 : 28.) Abb. 3,10.

Grab 85 und 86 kamen auf der anderen Seite der Schule zum Vorschein und sollen 0,60 bis 0,70 m tief gelegen haben. Die Anlage der Gräber ist im einzelnen nicht beobachtet worden, auch ist zu vermuten, daß nur ein Teil des Inhalts hat geborgen werden können.

Grab 85: 1. Mehrere große Bruchstücke einer schwarzen Mäanderurne mit Schrägrand, geschweifter Schulter und eingezogener Standfläche. Auf der Schulter befinden sich drei umlaufende Bänder mit Schraffen und Tannenzweigstrichen, darunter verläuft ein aus vier Reihen kleiner Häkchen bestehender Doppelmäander. H. noch 23 cm. (Inv. Nr. 2547 : 28.)

Abb. 3. Noßwitz; 1–4 Grab 85, 5–11 Grab 84. 1 in 1/3, sonst 1/2

2. Scherben eines kleinen, graugelben Fußbechers mit Schrägrand und einer umlaufenden Rille auf der Schulter (Inv. Nr. 2549 : 28.)

3. Scherben einer kleinen, rötlichgelben Fußschale mit steilem, leicht ausladendem Rand, z. T. verschlackt. (Inv. Nr. 2550 : 28.)

4. Völlig verschlackte Scherben eines Beigefäßes mit Schrägrand, Kniehenkel und Standfuß; Farbe graugelb. (Inv. Nr. 2551 : 28.)

5. Im Feuer verzogenes Bruchstück einer kleinen, grauen Fußschale mit Schrägrand; um die Schulter läuft ein schräg gestricheltes Band, darunter ist der Körper radial gerillt. (Inv. Nr. 2552 : 28.)

6. Verschlackte Scherben eines Beigefäßes mit gepunktetem Mäanderband auf der Schulter. (Inv. Nr. 2553 : 28.)

7. Scherben eines graugelben Beigefäßes mit schräg gestricheltem Bande und gleichartigem einfachem Linienmäander auf der Schulter. (Inv. Nr. 2554 : 28.)

8. Verschlackte Scherben mehrerer Beigefäße, z. T. mit Schrägrand und schraffierten Bändern; ferner verschlackter Standfuß eines an der Unterseite gerillten Fußbechers. Dm. 4,5 cm. (Inv. Nr. 2555 : 28.)

9. Bandförmiger, eiserner Eimerbeschlag, oben in zwei mit Nietlöchern versehene Endflügel auslaufend; im oberen Teil sitzt eine Zwinge mit einem Ring; die mehrfach vorhandenen Nietlöcher weisen noch drei Nieten mit halbrunden Köpfen auf; verbogen und mit Brandrost bedeckt. L. 28,7, Brandbr. 1,2 cm. (Inv. Nr. 2556 : 28.) Abb. $3_{,1}$.

10. Bandförmiges, rundlich endendes, kleines Eimerbeschlagstück mit Brandrost; an den Enden befinden sich zwei Nägel, von denen der eine noch den halbkugeligen Kopf besitzt. L. 6,8, Br. 1,8 cm. (Inv. Nr. 2557 : 28.) Abb. $3_{,2}$.

11. Desgl., an den Enden zwei Nägel mit halbkugeligen Köpfen, deren einer bei der Konservierung zerfallen ist. L. 5,4, Br. 1,7 cm. (Inv. Nr. 2558 : 28.) Abb. $3_{,3}$.

12. Rundstabiger Eisenrest, wohl zum Eimerbügel gehörig, stark verrostet. L. 7,3 cm. (Inv. Nr. 2559 : 28.) Abb. $3_{,4}$.

13. Etwas Leichenbrand. (Inv. Nr. 2560 : 28.)

Grab 86: 1. Bruchstücke von drei verschlackten und im Feuer verzogenen, graugelben Fußschalen mit Schrägrand und kantigem Schulterumbruch. H. noch 13, 7,5 und 8,5, Bdm. 10, 7,5 und 6 cm. (Inv. Nr. 2561—62 : 28.)

2. Am Rande stark beschädigte, verschlackte und verzogene graue Schale mit kurzem Schrägrand, steilem Hals und flachem, in der Mitte eingedelltem Boden; dazu einige Scherben. H. noch 4, M. 8,5, gr. Dm. 9,2 cm. (Inv. Nr. 2563 : 28.)

3. Holzkohlestückchen. (Inv. Nr. 2564 : 28.)

4. Leichenbrand. (Inv. Nr. 2565 : 28.)

Im Herbst 1928 übersandte Hauptlehrer Janke Funde aus zwei zerstörten Gräbern, auf die man bei Kanalisationsarbeiten auf der Dorfstraße am Schulzaun gestoßen war.

Grab 87: 1. Scherben einer schwarzen Mäanderurne mit nach unten geöffnetem Standfuß.

2. Scherben einer kleinen Fußschale mit einem Band von Sparren auf der Schulter; verschlackt.

Grab 88: 1. Scherben einer schwarzen Mäanderurne.

2. Verschlackte Scherben eines grauen Gefäßes mit Mäanderverzierung.

3. Scherben einer rötlichen Fußschale mit Schrägrand.

4. Bruchstück eines eisernen, bandförmigen Eimerbeschlages mit Brandrost, darin zwei Nieten mit halbkugeligen Köpfen. L. noch 11,8, Br. 1,8 cm.

Die neuen Grabfunde aus Roßwitz gehören sämtlich dem Teile des großen wandalischen Friedhofes an, der im 2. Jahrhundert belegt worden ist. Das nur in geringen Resten erhaltene Grab mit den beiden Gefäßen: Abb. 1 gibt sich als Männergrab zu erkennen, was auch auf Grab 85 mit Rücksicht auf die Eimerbeschlagteile: Abb. $3_{,1-3}$ zutrifft. Grab 84 ist dagegen offenbar einer Frau zuzuschreiben, enthielt es doch zwei zur weiblichen Tracht gehörende Fibeln: Abb. $3_{,9-10}$ und einen Spinnwirtel: Abb. $3_{,11}$. Die Beigaben liegen, soweit sie sich nicht den schon länger aus Roßwitz bekannten Formen anschließen, meist aus anderen schlesischen Funden vor. So lieferte Roßwitz

bereits einen unserer Abb. 3,6 sehr ähnlichen Knochenkamm[3]), weiter Messer und Pfriemen[4]) wie Abb. 3,7 und eine eiserne Fibel, Almgren Gruppe V 8, die unserer Abb. 3,9 entsprechen dürfte[5]). Auch der doppelkonische Spinnwirtel: Abb. 3,11 ist auf unserem Friedhof bereits mehrfach vertreten[6]). Der bandförmige Eimerbeschlag: Abb. 3,1 ist, freilich ohne die beiden länglichen Beschlagplättchen, die dem Beschlag auf dem Eimer aus Sacrau ähneln[7]), aus einem oberschlesischen Grabfunde von Kl. Grauden Kr. Cosel bekannt[8]) und auch die Schnalle: Abb. 3,5 ist eine geläufige, frühkaiserzeitliche Beigabenform. Die kleine, bronzene Fibel: Abb. 3,10 ist dagegen für Schlesien bisher neu. Sie gehört in Almgrens Gruppe V, Serie 10, d. h. zu einem Fibeltypus, der aus Westpreußen, Posen und Polen, ferner aus dem unteren Elbegebiet und Dänemark vorliegt und zuweilen in der Form geringe Abweichungen von unserem Stück zeigt[9]). Die Zeitstellung der Fibel steht im Einklang mit den übrigen Beigaben. Von besonderer Bedeutung sind die keramischen Reste aus unseren neuen Grabfunden. Unter ihnen vertreten die großen Mäanderurnen, Fußschalen usw., sowie die Beigefäße: Abb. 2,2/4–6 schon länger bekannte Typen des 2. Jahrh.[10]). In der flachen Schale: Abb. 2,3 tritt uns ein viertes Stück von den aus Roßwitz stammenden, tönernen Nachbildungen römischer Glasschalen[11]) entgegen, das eine neue Variante dieser eigenartigen Gefäßgattung verkörpert. Unsere Schale geht offenbar auf Vorformen ähnlich der Glasschale von Warangen Kr. Fischhausen (Ostpr.) zurück[12]). Größte Beachtung verdienen jedoch die beiden Gefäße: Abb. 1 und die graue Fußschale aus Grab 84, deren Ornament auf Abb. 2,1 dargestellt ist, weil sie enge Beziehungen zu nord- und westgermanischen Gefäßen aufweisen. Der Fußbecher: Abb. 1,1 trägt auf der Schulter einen Linienmäander einfachster Art, ein Ornament, das sehr ähnlich auf einem kleinen Napf aus Gui, Brunlanes in Norwegen wiederkehrt[13]). Das norwegische Stück, aus einem Skelettgrabe des 2. Jahrh. stammend, ist nicht das einzige Gefäß, das Verbindungen zwischen Norwegen und den schlesischen Wandalen wahrscheinlich macht[14]). Auf den beiden Gefäßen: Abb. 1,2 und 2,1 finden wir Mäander- und Treppenmuster, die beide mit einem

[3]) Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien Taf. 20,19.
[4]) Ebdt. Taf. 20,21; 24,15 u. a. m.
[5]) Ebdt. Taf. 20,20; zusammen mit kennzeichnenden Gefäßen des 2. Jahrh.
[6]) Ebdt. Taf. 24,9–13.
[7]) Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau Taf. I,2.
[8]) Prähist. Ztschr. X (1918) Taf. 10,14 (Jahn).
[9]) Almgren, Fibelformen S. 63 f. Abb. 148.
[10]) Vgl. Tackenberg a.a.O. Taf. 19,13–17; Schles. Vorzeit N.F. VIII S. 28 Abb. 59–63.
[11]) Altschlesien I S. 21 ff. mit S. 25 Abb. 8–10 und Taf. III,6.
[12]) Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens S. 211 Abb. 159 f.
[13]) Boe, Jernalderens Keramikk i Norge (Bergen 1931) S. 31 f. Abb. 29.
[14]) Vgl. z. B. die ostgermanisch wirkende Urne mit Hakenkreuzverzierung bei Boe a. a. O. S. 35 Abb. 33.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA OPOLU

Rädchen ausgeführt sind. Zwar konnte Tackenberg a. a. O. S. 89 ff. schon eine ganze Reihe von Gefäßen mit Rädchenverzierung aus Schlesien namhaft machen — auch Roßwitz lieferte bereits ein gutes Stück[15]) —, doch handelt es sich bei ihnen um eine bei den Wandalen nicht einheimische, sondern von den Elbgermanen entlehnte Verzierungsart. Das wird dadurch verdeutlicht, daß Abb. $1_{/2}$ obendrein zur Gruppe der sogenannten „Henkelgußurnen" gehört, einer Gefäßart, die in der frühen Völkerwanderungszeit besonders dem Stamm der Sachsen eigentümlich ist[16]). Im Rahmen der ganzen Gruppe ist die Roßwitzer Kanne allerdings bisher die älteste, doch erscheint es fraglich, ob man sie, wie Roeder will, als den Ausgangspunkt der Entwicklung ansehen kann, von dem aus sich dann erst die Durchbohrung des Henkels zu den Westgermanen verbreitet habe. Gleichfalls in Rädchentechnik ausgeführt ist das Ornament: Abb. $2_{/1}$; es setzt sich am Henkel in anderer Gestalt fort, wobei zur Ergänzung kleine Kreisstempel verwandt worden sind. Auch hier fallen Beziehungen zur westgermanischen Keramik derselben Zeit[16a]) ins Auge.

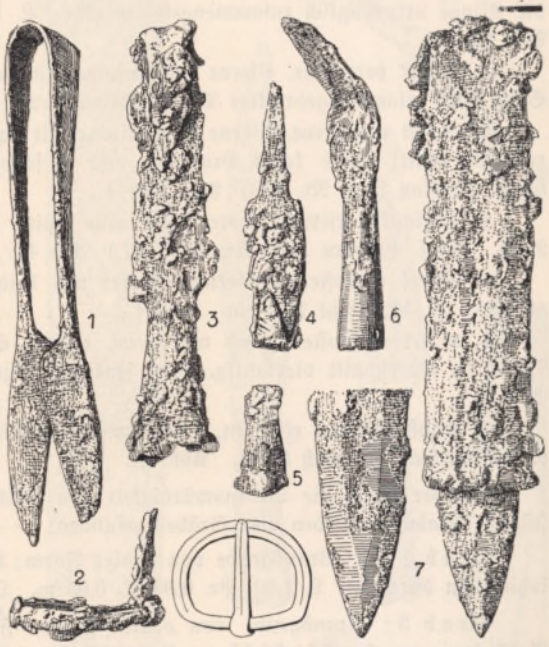


Abb. 4. Krolkwitz, Grab 1. $1/3$

2. Krolkwitz Kr. Freystadt

Lit.: Altschlesien III S. 100; Nachrichtenblatt f. dt. Vorzeit IV (1928) S. 10 (Petersen); Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt 1930 S. 31 ff. und Sonderbeilage des „Beobachter an der Oder" vom 8. VI. 1930 (Petersen); Ortsakten.

Im Herbst 1927 sandte Lehrer Grohmann aus Beuthen a. O. die Reste eines Eisenschwertes ein, die die Lehrerin Fräulein Hackauf aus Beuthen in der nordwestlich des Gutsparkes gelegenen Sandgrube gefunden hatte. Die Stücke waren in der Grubenwand in etwa 0,60 m Tiefe zum Vorschein gekommen. Eine Absuchung der Fundstelle durch Lehrer Grohmann ergab, daß noch eine Anzahl weiterer Gegenstände vorhanden waren, die auf dem Grunde der Grube lagen. Es handelt sich um eine Lanzenspitze, ein Messer, eine Schnalle und den Rest einer Schildfessel, die sämtlich dem Heimatmuseum Beuthen a. O.

[15]) Tackenberg a. a. O. Taf. 14,3.
[16]) Mannus 6. Ergänzungsband (1928) S. 190 ff. (Roeder).
[16a]) Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte Taf. 52.

überwiesen wurden. Anläßlich einer sofort eingeleiteten amtlichen Grabung übergab Gastwirt Liebig aus Krolkwitz eine weitere Lanzenspitze und eine Schere, die im Breslauer Museum verblieben. Sie stammen mit größter Wahrscheinlichkeit von derselben Stelle innerhalb der Sandgrube und dürften mit den zuerst gefundenen Gegenständen zu einem Grabfunde gehören, der sich dann folgendermaßen zusammensetzt:

Grab 1. Zwei Bruchstücke von der Klinge eines zweischneidigen Eisenschwertes, dessen lange Spitze z. T. Brandrost trägt. Die Stücke passen aneinander und zeigen, daß die Klinge ursprünglich zusammengebogen war. L. noch 18 und 23,5, Br. 4,2 und 3,8 cm. Abb. 4,7.

2. Stark verrostete, eiserne Lanzenspitze mit umgebogener und am Blatt festgerosteter Spitze und zusammengedrückter Tülle. Gesamtl. 22, jetzt 16,5, Br. 3,5 cm. Abb. 4,3.

3. Leicht verbogene, eiserne Lanzenspitze mit dachförmigem, an den Rändern stark verrostetem Blatt; Tülle trägt Brandrost und ist schwach facettiert. L. 16, Tüllendm. 2 cm. (Mus. Breslau Inv. Nr. 1085 : 27.) Abb. 4,6.

4. Schlanke, eiserne Schere, deren eine Spitze abgebrochen ist. L. 20,5, Br. d. Arme 2 cm. (Mus. Breslau Inv. Nr. 1086 : 27.) Abb. 4,1.

5. Stark verrostetes, eisernes Messer mit beiderseits abgesetzter Klinge, Spitze umgebogen. L. 12,7, jetzt 10,5 cm. Abb. 4,4.

6. Stark verrostete und verbogene, eiserne Schnalle, ursprünglich halbkreisförmig; Bügel im Querschnitt vierkantig, Dorn senkrecht angerostet. L. jetzt 6, L. d. Dornes 4 cm. Abb. 4,2.

7. Endstück einer eisernen, bandförmigen Schildfessel mit einem erhaltenen Niet und einem Nietloch. L. noch 5 cm. Abb. 4,5.

Bei der durch die Liebenswürdigkeit von Rittergutspächter Standke-Krolkwitz unterstützten Grabung wurden vier Gräber gefunden:

Grab 2 (?): Brandgrube von ovaler Form; hellgrau gefärbt und mit feinen Holzkohleteilen durchsetzt. L. 1,20, Br. 0,80, T. 0,95 m. Ohne Inhalt.

Grab 3: Brandgrube von ovaler Form; Füllerde grau gefärbt, an zwei Stellen Anhäufung von Holzkohlestückchen. L. der Grube 1,50, Br. 0,90, T. 1,05 m. In einem der Holzkohlenester lag in 0,35 m Tiefe ein Stückchen Bronzeblech unbekannter Bestimmung. L. 1,3 cm. (Inv. Nr. 1089 : 27.) Außerdem wurden Leichenbrandstücke und spätkaiserzeitliche Scherben (Inv. Nr. 1087—88 : 27) gefunden.

Grab 4: Kleine, runde Grube von 0,30 m Dm. und 0,70 m Tiefe, vielleicht Pfostenloch. In ihrer Umgebung lagen auf einem Fleck von etwa 2 qm Größe Leichenbrandstückchen und spätkaiserzeitliche Scherben, unter denen sich das Randstück einer kleinen Fußschale befindet. (Inv. Nr. 1090—91 : 27.)

Grab 5: Längliche Brandgrube, 1,00×0,40 m groß, 0,70 m tief. Der Inhalt bestand aus Holzkohlespuren und Leichenbrandstückchen, sowie einigen kaiserzeitlichen Scherben, die z. T. verschlackt sind. (Inv. Nr. 1094 : 27.)

3. Biegnitz Kr. Glogau

Lit.: Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien S. 28; Altschlesien III S. 99 Abb. 8; Nachrichtenblatt f. dt. Vorzeit IV (1928) S. 105 (Petersen); Ortsakten.

Auf der Fundstelle hart nördlich der Mitte des Dorfes sind seit dem Erscheinen der Arbeit Tackenbergs erneut Funde zutage gekommen. Sie stammen aus Gräbern, die z. T. wieder auf dem Grundstück des Stellenbesitzers Zeihn (nicht Zahn, wie bei Tackenberg!) liegen, aber auch auf das Grundstück des Gemeindevorstehers Kerbe hinübergreifen.

Grab 1: Im März 1926 stieß Gemeindevorsteher Kerbe beim Pflügen auf ein wandalisches Brandgrab, aus dem er u. a. eine eiserne Lanzenspitze, einen Sporn, eine Schere und einige Scherben barg, die er dem Leiter des Glogauer Museums, Oberrealschullehrer Krause, einlieferte. Dieser erstattete Meldung von dem Funde, jedoch vermochte eine amtliche Grabung keine Altertümer der wandalischen Zeit mehr zutage zu fördern, sondern ergab mehrere Brandgräber der mittleren Bronzezeit (Per. III). Die oben genannten Stücke werden wie folgt beschrieben und befinden sich im Mus. Glogau.

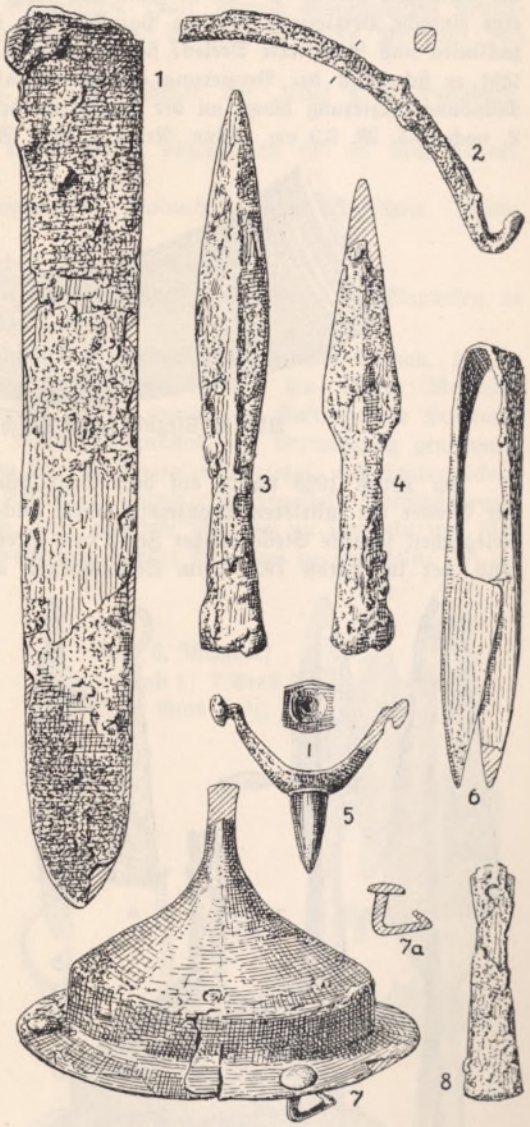


Abb. 5. Biegnitz, Grab 1. 1/3

1. Bruchstück von der Klinge eines ziemlich breiten, zweischneidigen Eisenschwertes mit vermutlich flachbogiger Spitze; stark verrostet und aus mehreren Bruchstücken zusammengesetzt. L. noch 35, Br. 4,3 cm. Abb. 5,1.

2. Hälfte eines eisernen Eimerbügels, im Querschnitt vierkantig, mit hakenförmigem Ende. L. 15,9, Dicke 1,5 cm. Abb. 5,2.

3. Schlanke, eiserne Lanzenspitze mit einer Mittelrippe, die an der Tülle scharf ausgeprägt ist. L. 22,2, Br. 3,3 cm. Abb. 5,3.

4. Etwas kürzere Eisenlanzenspitze mit dachförmigem, eckigem Blatt, Spitze fehlt. L. noch 16,5, Br. 3,3 cm. Abb. 5,4.

5. Eiserner Knopfsporn mit ausgehöhltem und dachförmigem Bügel, rundem Stachel und halbkreisförmigem Knopf; ein Knopf fehlt. Dm. noch 7, L. des Dornes 3,2 cm. Abb. 5,5.

6. Eiserne Schere mit breitem, bandförmigem Rücken, an einer Spitze beschädigt. L. 16,5, Br. der Arme 3,2 cm. Abb. 5,6.

7. Eiserner Stangenschildbuckel mit senkrechtem Kragen und schräg ansteigendem Rand. Spitze abgebrochen. Nägel mit flachrunden Köpfen, zum ersten Mal in 1,7 cm, zum zweiten Mal in 2 cm Entfernung umbiegend und dann in die Spitze auslaufend. H. 8,5, Dm. 15,5, H. des Kragens 2,5, Br. des Randes 2,2 cm. Abb. 5,7.

8. Vom Rost stark mitgenommener Feuerstahl, der wohl am oberen Ende hakenförmig umgebogen ist. L. 8, Br. 2,2 cm. Abb. 5,8.

Unter den Funden dieses Grabes befanden sich auch einige Scherben, die später zu einem Trinkhorn zusammengesetzt werden konnten. Sie wurden dem Mus. Glogau erst später von Kerbe geschenkt, dann aber dankenswerterweise von Oberrealschullehrer Krause dem Breslauer Museum gegen eine Nachbildung des Hornes überlassen.

Das Trinkhorn ist aus dem grauen, in der Bruchfläche rötlichen Ton gefertigt, der in der Kaiserzeit häufig ist. Es ist glatt und trägt an der Mündung und dem spitzen Ende eine einfache Verzierung, die aus Parallellinien besteht, zwischen denen Schrägstriche, Zickzacklinien und schraffierte Dreiecke sichtbar werden. Das Ende ist zwar abgebrochen, jedoch läßt es sich nebst der Verzierung aus den erhaltenen Resten rekonstruieren. Von der Mündungsverzierung hängt an der Innenseite der Hornbiegung ein großes Dreieck herab. L. noch 25,5, M. 3,9 cm. (Inv. Nr. 314 : 27.) Abb. 6.

Abb. 6. Biegnitz (nach Altschlesien III S. 99). 1/3

Im Herbst 1928 wurde auf dem Grundstück Zeihn gegraben, doch kamen wiederum nur Gräber der mittleren Bronzezeit, sowie solche der slawischen Zeit zutage. Bei dieser Gelegenheit schenkte Stellenbesitzer Zeihn dem Breslauer Museum einen wandalischen Grabfund, der im Herbst 1927 beim Sandschachten angeschnitten und geborgen worden war.

Abb. 7. Biegnitz, Grab 2. 1/3

Grab 2 soll in 1,00 m Tiefe gelegen haben. Sein Inhalt setzt sich wie folgt zusammen:

1. Graubrauner, roher Topf mit eingezogenem, unregelmäßig geglättetem Rande und stark verjüngtem Fuß. H. 17, M. 23, Bdm. 11 cm. (Inv. Nr. 2280 : 28.)

2. Graurötliche Schale mit abgesetztem Schrägrand, der von der Schulter durch eine umlaufende Rille getrennt ist. Von der ziemlich großen, mittleren Bodendelle läuft ein Kreuz kleiner Dellen in Reihen aus; z. T. verschlackt. H. 5, M. 10,5, Bdm. 1,5 cm. (Inv. Nr. 2281 : 28.)

3. Graurötliche Schale mit abgesetztem Hals und flachhalbkugeligem Körper; im Feuer z. T. angeglüht. H. 6, M. 10,5 cm. (Inv. Nr. 2282 : 28.)

4. Eisener Stangenschildbuckel mit senkrechtem Kragen und z. T. erhaltenem schrägem Rand, in dem noch ein

Nagel mit flachrundem Kopf sitzt, welcher 6 mm Zwischenraum für den Holzschild frei läßt. H. 12,5, Dm. noch 13, H. des Kragens 2,4, Br. des Randes 1,5 cm. (Inv. Nr. 2286 : 28.) Abb. 7,3.

5. Eiserne Lanzenspitze mit ziemlich langer Tülle und kurzem, schlankem Blatt, das eine Mittelrippe trägt, Spitze fehlt. L. noch 15, Br. 2,8 cm. (Inv. Nr. 2285 : 28.) Abb. 7,2.

6. Ähnliche Lanzenspitze mit leicht geschweiftem Blatt, schwach ausgeprägtem Mittelgrat und Schlitztülle, trägt z. T. Brandrost. L. 24, Br. 4,5 cm. (Inv. Nr. 2287 : 28.) Abb. 7,1.

7. Feuerstahl mit umgebogener, z. T. abgebrochener Öse, trägt z. T. Brandrost. L. 10,8 cm. (Inv. Nr. 2284 : 28.) Abb. 7,4.

8. Stark verrostetes Eisenmesser, dessen Spitze abgebrochen ist. L. noch 11 cm. (Inv. Nr. 2283 : 28.) Abb. 7,5.

Als Oberflächenfund wurde aufgehoben: Bodenteil einer Fußschale. (Inv. Nr. 2289 : 28.)

4. Merzdorf Kr. Glogau

Lit.: Schles. Monatshefte 1924 S. 93 (von Richthofen); Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien Taf. 6, 8—11; Ortsakten.

Im Herbst 1923 meldete der Vorstand des Eisenbahnbetriebsamts Glogau, daß in einem Einschnitt der Bahnstrecke Fraustadt—Schlawa, nördlich des Dorfes Merzdorf, Urnengräber gefunden seien. Die geborgenen Funde wurden im Auftrage des Breslauer Museums z. T. von Lehrerin Fräulein Matuschek-Fraustadt in Verwahrung genommen, z. T. verblieben sie vorerst im Besitz von Eisenbahningenieur Prietzel und Lehrer Eckert-Alt Strunz. Als dann etwas später Konrektor Pfützenreiter-Fraustadt Nachforschungen nach den Funden anstellte, gelang es ihm, alles gerettete Material zu sammeln und über die Fundumstände der zum Vorschein gekommenen Gräber folgendes zu ermitteln: Bei der Ausschachtung des 13 m tiefen Streckeneinschnitts waren zweimal hintereinander eine Urne und Scherben die Böschung herabgestürzt. Die Gräber lagen in geringer Entfernung voneinander und etwa 1,00—1,50 m tief. Obwohl die zuerst gefundene Urne voreilig von den Arbeitern geleert war und auch das zweite Grab nur unvollständig geborgen sein dürfte, gelangten folgende Gegenstände in das Breslauer Museum:

Abb. 8. Merzdorf
1–2 Grab 1; 7 Grab 3;
3–6 Grab 4. 1/2

Aus Grab 1: Rest eines gelben, gerauhten Topfes, von dem der Boden und ein Teil der Wandung erhalten sind. Bdm. 15,5 cm. Inhalt Leichenbrand. (Inv. Nr. 428 : 24.)

2. Stark verschlackte Scherben, z. T. mit waagerechten Linien und Sparrenornament versehen. (Inv. Nr. 429 : 24.) Abb. 9,10.

3. Gelbbraunes, kumpfartiges Beigefäß mit schwach ausgeprägtem Standfuß, z. T. ergänzt. H. 13, M. 23 cm. (Inv. Nr. 430 : 24.)

4. Eisenmesser mit beiderseits abgesetzter Klinge, die zusammengelegt ist. Gesamtl. 12, jetzige L. 8,5 cm. (Inv. Nr. 431 : 24.) Abb. 8,1.

5. Desgl., Spitze beschädigt und leicht verbogen. L. noch 7,5 cm. (Inv. Nr. 432 : 24.) Abb. 8,2.

Aus Grab 2: 1. Scherben eines großen, rohen Topfes. Bdm. 12 cm. (Inv. Nr. 433 : 24.)

2. Zweigliedrige Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuß, Bügelquerschnitt halbrund; von der Sehne und der Nadel fehlen Teile. L. 5,6 cm. (Inv. Nr. 434 : 24.) Abb. 9,8.

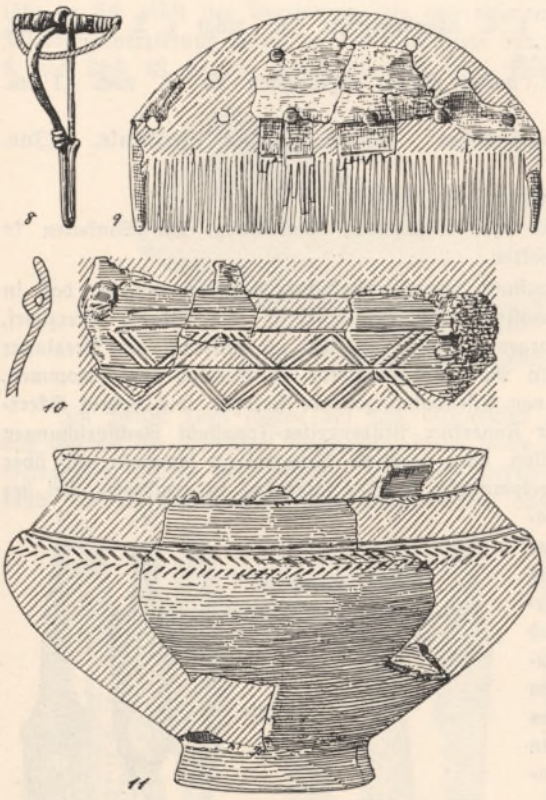


Abb. 9. Merzdorf. 10 Grab 1; 8–9, 11 Grab 2. 8–10 : 1/2; 11 : 1/4 (nach Tackenberg, Wandalen Taf. 6).
Der Druckstock wurde vom Verlag W. de Gruyter, Berlin, freundlichst zur Verfügung gestellt.

3. Bruchstücke eines flachbogigen Dreilagenkammes aus Knochen nebst 4 Eisennieten. L. noch 7,8 cm. (Inv. Nr. 435 : 24.) Abb. 9,9.

4. Bruchstücke einer gelben Fußschale mit Schrägrand und abgesetztem Hals; am Halsabsatz mit Tannenzweigstrichen verziert. H. noch 15,5, Bdm. 9 cm. (Inv. Nr. 436:24.) Abb. 9,11.

5. Rest eines gleichartigen, rotbraunen Gefäßes mit hohlem Standfuß, am Halsabsatz eine Warze. H. 13, Bdm. 8 cm. (Inv. Nr. 437 : 24.)

Grab 3: Im Mai 1924 stieß bei einem Besuch der Fundstelle Konrektor Pfützenreiter auf ein weiteres gefährdetes Grab, das er in amtlichem Auftrage ausgrub. Dicht an der Böschung des Bahneinschnittes lag eine runde Grube von 1,00 m Dm. und 0,75 m Tiefe. Die dunklere Füllerde enthielt Holzkohlestückchen und einige Scherben. Im Westteil der Grube lag in 0,40 m Tiefe eine völlig zerdrückte Urne mit dem Leichenbrand eines Kindes, während im Ostteil in gleicher Tiefe eine Bronzefibel zum Vorschein kam.

1. Bruchstück und Scherben eines rotbraunen Topfes mit leichter Ausbauchung an der Schulter. Dm. etwa 22 cm. Darin Leichenbrand eines Kindes. (Inv. Nr. 438 : 24.)

2. Eingliedrige Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuß mit oberer Sehne; in zwei Teile zerbrochen. L. 5,6 cm. (Inv. Nr. 439 : 24.) Abb. 8,7.

3. Scherben eines kleinen, braunen Fußbechers. Bdm. 4,5 cm. (Inv. Nr. 440 : 24.)

4. Stark verschlackter, graubrauner Scherben mit Sparrenornament. (Inv. Nr. 441 : 24.)

5. Zwei Randscherben teils glatt und mit Strichverzierung, teils gerauht. (Inv. Nr. 442 : 24.)

Im Juni 1924 fand eine amtliche Grabung an der Fundstelle statt, die vom Heimatmuseum Neusalz a. O. finanziert worden war. Mit Hilfe freiwilliger Arbeitskräfte wurden eine Reihe Versuchsgräben gezogen, wobei man auf ein neues Grab stieß.

Grab 4: Dicht an der Böschung wurden schon beim ersten Spatenstich Scherben entdeckt, die zu einem Brandgrubengrabe gehörten. Dieses stellte sich als runde Grube von etwa 0,80 m Dm. und 0,70 m Tiefe dar, in der regellos Scherben, eiserne und bronzene Beigaben nebst Leichenbrand lagen.

1. Eisennagel mit rautenförmigem Kopf und umgebogener Spitze. L. 4,5 cm. (Inv. Nr. 443 : 24. Abb. 8,6.

2. Ein Stück einer kleinen Bronzespirale, wohl von einer Fibel stammend. L. 1,6 cm. (Inv. Nr. 444 : 24.) Abb. 8,4.

3. Kopf eines Eisennagels. Dm. 1,3 cm. (Inv. Nr. 445 : 24.) Abb. 8,3.

4. Zwei beschädigte, rautenförmige Beschlagplättchen aus Bronze, wohl zu einem Schmuckkästchen gehörig; von den drei erhaltenen Nieten ist einer aus Eisen. Obere Platte 2,5 × 2; untere 2 × 0,6 cm groß. (Inv. Nr. 446 : 24.) Abb. 8,5.

5. Scherben eines rotbraunen, rohen Topfes. Bdm. 11 cm. (Inv. Nr. 447 : 24.)

6. Leichenbrandstücke. (Inv. Nr. 448 : 24.)

7. Zahlreiche Scherben eines rotbraunen, vasenförmigen Gefäßes mit Sparrenornament auf der Schulter und dem Ansatz eines eingezapften Henkels. (Inv. Nr. 449 : 24.)

8. Brauner Napf mit schräger Wandung und leicht ausgeprägtem Fuß. H. 8, M. 16 cm. (Inv. Nr. 450 : 24.)

9. Graurötlicher im Feuer verzogener Napf mit leicht ausgebauchter Wandung und schwach ausgeprägtem Fuß. H. 9, M. 11 cm. (Inv. Nr. 451 : 24.)

10. Teile eines völlig verschlackten Beigefäßes mit hohem Standfuß. Bdm. 6,5 cm. (Inv. Nr. 452 : 24.)

11. Scherben eines verschlackten, graubraunen Beigefäßes mit abgesetztem Standfuß, Strichverzierung und kleinen Henkelösen. Bdm. 4,6 cm. (Inv. Nr. 453 : 24.)

12. Kleines Bruchstück eines Dreilagenkammes aus Knochen. L. 2,3 cm. (Inv. Nr. 454 : 24.)

5. Köben Kr. Steinau

Lit.: Altschlesien I S. 51; Ortsakten.

Auf dem inmitten der Stadt gelegenen evangelischen Friedhof, der schon im vorigen Jahrhundert vier Gräber des 3. Jahrh. geliefert hatte[17]), ist im Herbst 1920 ein weiteres kaiserzeitliches Brandgrab entdeckt worden. Es kam bei der Wiederbelegung von Feld 3 des Friedhofs zum Vorschein und wurde von Pastor Hirschfelder-Köben, jetzt Neustadt OS., geborgen und dem Breslauer Museum überwiesen.

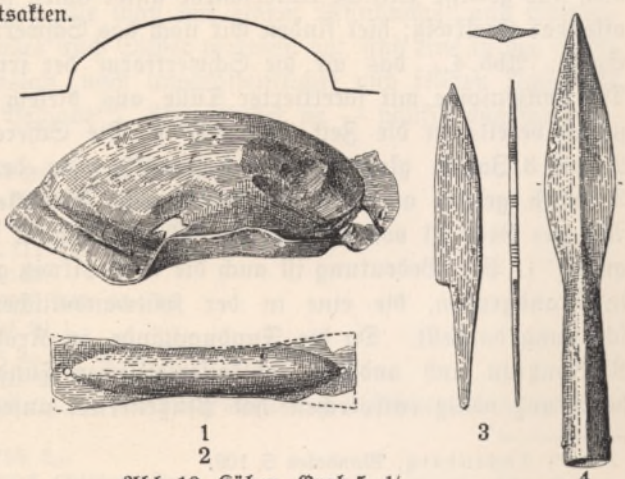


Abb. 10. Köben, Grab 5. 1/3

Grab 5: Auf einem losen Pflaster aus Feldsteinen

[17]) Schles. Vorzeit VI S. 179 ff. (Seger).

lag in 0,50 m Tiefe ein Urnengrab. Die Urne war fast völlig zerdrückt und mit einem verbogenen Schildbuckel zugedeckt. Sie enthielt Leichenbrand und eine Schildfessel, während eine Lanzenspitze sowie ein Messer außerhalb angetroffen wurden.

1. Scherben der schwärzlichbraunen, rohen Urne, darunter ein Bodenstück von 11 cm Dm. (Inv. Nr. 63 : 20.)

2. Zerdrückter, unvollständiger, flachgewölbter Schildbuckel mit starkem Brandrost; innen sind einige Stücke Leichenbrand angerostet. Im Nietrande drei Nietlöcher. Dm. in verbogenem Zustande 16,3 × 11, H. 4,5 cm. (Inv. Nr. 64 : 20.) Abb. $10_{,1}$.

3. Kleine, eiserne Schildfessel, im Mittelteil gewölbt, an den Enden etwas beschädigt, mit starkem Brandrost. L. 12 cm. (Inv. Nr. 65 : 20.) Abb. $10_{,2}$.

4. Kurze, leicht verbogene, eiserne Lanzenspitze mit vierkantiger Tülle und schwach ausgeprägtem Mittelgrat auf dem Blatt. L. 17,7, Tüllenl. 7,5, Br. 2,8 cm. (Inv. Nr. 66 : 20.) Abb. $10_{,4}$.

5. Kurzes, breites Eisenmesser, an der Spitze leicht beschädigt, Klinge nach vorn leicht abgesetzt und an dem gewölbten Rücken mit Furchengruppen verziert. L. 12,8 cm. (Inv. Nr. 67 : 20.) Abb. $10_{,3}$.

Die reichen Waffenbeigaben in den meisten beschriebenen Grabfunden zeigen, daß wir es mit Männerbestattungen zu tun haben. Der Vorrat an Waffen entspricht den aus wandalischen Funden schon länger bekannten Verhältnissen. Von den Schutzwaffen haben sich meistens Schildbuckel und -fessel erhalten; unter den Trutzwaffen spielen die Lanzenspitzen die Hauptrolle. Sie treten in der langen, für die Stoßlanze gebräuchlichen Form: Abb. $7_{,1}$, sowie in der kurzen Art: Abb. $7_{,2}$ auf, die für Wurflanzen kennzeichnend ist. Von den in kaiserzeitlichen Gräbern etwas selteneren Schwertern liegen zwei Stücke: Abb. $4_{,7}$ und $5_{,1}$ vor. Kennzeichnend für Männergräber sind dann weiter Scheren, Messer und Sporen, auch Riemenschnallen werden häufig in ihnen gefunden. Zeitlich gehören alle vier Fundplätze in das 3. Jahrh. n. Chr., doch sind gewisse zeitliche Unterschiede unter ihnen festzustellen. Am ältesten ist offenbar Krolkwitz; hier finden wir noch das Schwert mit lang ausgeschmiedeter Spitze: Abb. $4_{,7}$, das an die Schwertform der frühen Kaiserzeit anklingt[18]). Die Lanzenspitze mit facettierter Tülle aus diesem Fundplatz: Abb. $4_{,6}$ weist jedoch bereits in die Zeit nach 200[19]). Die Schere: Abb. $4_{,1}$ ist dagegen im 2. und 3. Jahrh. gleichermaßen bezeugt[20]). An den Übergang vom 2. zum 3. Jahrh. gehört auch die halbkreisförmige Schnalle: Abb. $4_{,2}$, die in gleicher Art aus Grab 51 von Roßwitz Kr. Glogau bekannt ist, das Tackenberg um 200 ansetzt[21]). Von Bedeutung ist auch die in Krolkwitz geübte Sitte der Bestattung in Brandgruben, die eine in der spätwandalischen Zeit ungewöhnliche Erscheinung darstellt. Da die Fundumstände in Krolkwitz denen in Stroppen Kr. Guhrau und anderen spätkaiserzeitlichen Fundplätzen mit Brandgrubenbestattung völlig entsprechen, hat Pfützenreiter unser Gräberfeld mit Recht zu

[18]) Tackenberg, Wandalen S. 109.
[19]) Ebdt. S. 108 und Altschlesien II S. 251 Abb. $1_{,3}$.
[20]) a. a. O. S. 119 Taf. 15,2 und 4 und 22,1.
[21]) Tackenberg a. a. O. Taf. $22_{,21}$, $26_{,13}$ und $28_{,6}$; Altschlesien II S. 251 Abb. $1_{,13}$ u. a. m.

seiner nordschlesisch-polnischen Sondergruppe gerechnet[22]). In dieser ist es der am weitesten westlich gelegene Fundort.

Die Biegnitzer Funde gehören offensichtlich schon in das volle 3. Jahrh. und dürften somit ein wenig jünger sein als die aus Krolkwitz. Jetzt tritt uns das Schwert: Abb. 5,1 mit der kurzen Spitze der späten Kaiserzeit[23]) entgegen. Zweimal erscheint sodann der Stangenschildbuckel: Abb. 5,7 und 7,3, der ebenfalls für diese Zeit kennzeichnend ist[24]) und aus Schlesien schon früher auch mit schräg ansteigendem Nietrande[25]) bekannt war. Lanzenspitze, Schere, Messer und Feuerstahle: Abb. 5,6 und 8,4–5 entsprechen ebenfalls den aus dieser Zeit bekannten Stücken; von ihnen ist die Lanzenspitze mit der bei den Wandalen seltenen Schlitztülle[26]) bemerkenswert. Auch der Knopfsporn: Abb. 5,5 mit rundem oder facettiertem Stachel und ausgehöhltem Bügel ist für das 3. Jahrh. kennzeichnend[27]). Auffallend ist lediglich der eiserne Eimerbügel: Abb. 5,2, der Ähnlichkeit mit demjenigen aus dem Grabe von Neuhof Kr. Liegnitz[28]) besitzt und zu einer im 4. Jahrh. häufigen Beigabe[29]) gehört. Die für unsere Grabfunde ermittelte Zeitstellung steht auch mit dem Gepräge der vorhandenen Keramik in vollem Einklang. Zwar wies Jahn[30]) die flachen Schalen ursprünglich in das 2. Jahrh., doch sind inzwischen ähnliche Formen auf dem in das 3. Jahrh. gehörende Gräberfeld von Stroppen gefunden worden[31]), wonach diese Gefäßform etwas länger fortgelebt zu haben scheint. Der in Grab 2 als Urne benutzte rohe Topf stimmt denn auch völlig mit der Urne aus Stroppen Grab 20 überein[32]), womit wir auch auf diesem Wege zur gleichen Ansetzung unserer Biegnitzer Gräber gelangt sind. Sie werden etwa aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. stammen[33]). Das unstreitig bedeutsamste Fundstück aus Biegnitz ist das tönerne Trinkhorn: Abb. 6. Soweit ersichtlich, ist es in Ton bisher einzig dastehend; Stierhörner dagegen, die man mit einem Mündungs- und Spitzenbeschlag aus Eisen, Bronze, oder auch Silber versehen hat, sind eine in der Spätlatènezeit (Wirrwitz Kr. Breslau, noch unveröffentlicht) und frühen Kaiserzeit bei den Germanen beliebte Beigabe[34]). Man findet sie — häufig paarweise —

---

22) Altschlesien II S. 271 und Karte Abb. 6.
23) Tackenberg a. a. O. S. 109 Taf. 7,2 und 24,27.
24) Jahn, Bewaffnung der Germanen S. 175 ff. Taf. III, 7a.
25) Tackenberg a. a. O. S. 111 Taf. 27,1.
26) Tackenberg a. a. O. S. 109.
27) Jahn, Reitersporn S. 39 ff. Abb. 55–58.
28) Tackenberg a. a. O. Taf. 31,1.
29) Altschlesien I S. 89 Abb. 3,5 und S. 93 Abb. 5,1 (Jahn).
30) Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 28 Abb. 62.
31) Altschlesien II S. 253 Abb. 2,5–6; ferner auch aus Leubus Kr. Wohlau vorliegend (noch unveröffentlicht).
32) Altschlesien II S. 253 Abb. 2,1.
33) Vgl. Altschlesien II S. 270 ff. (Pfützenreiter).
34) Kossinna, Deutsche Vorgeschichte (1925) S. 202 ff.; Conwentz, Das Westpr. Prov.-Museum 1880–1905 Taf. 71,3–4.

in Männer- und Frauengräbern und hat sie sowohl auf westgermanischem, als auch auf ostgermanischem Gebiet benutzt. Aus Schlesien sei auf Trinkhornbeschläge aus Reisau Kr. Nimptsch (Bronze)[35]) und Goslawitz-Wichulla Kr. Oppeln (Silber)[36]) verwiesen, wo sie in der silingischen Skelettgräbergruppe erscheinen. Beachtung verdient die Ähnlichkeit in der Mündungsverzierung unseres Hornes und des Beschlages an dem Horn aus Lübsow Kr. Greifenhagen in Pommern[37]). Da die Zeitstellung der übrigen Trinkhörner germanischer Zeit — vor 200 n. Chr. — gesichert ist, beendet unser Biegnitzer Horn die bisher bekannte Reihe.

Auch die Merzdorfer Gräber enthalten die Formen des 3. Jahrh. Mit Krolkwitz verbindet sie, daß auch unter ihnen Brandgruben des Stroppener Typs erscheinen. Die in ihnen zweimal vertretene Fibel mit umgeschlagenem Fuß: Abb. $8_{,7}$ und $9_{,8}$, tritt einmal in der bei den Wandalen sonst seltenen zweigliedrigen Variante mit Armbrustkonstruktion auf. Gegenstücke enthielt ein gleichzeitiges wandalisches Brandgrab aus Lagiewniki bei Zgierz und weitere polnische Funde[38]). Auch die Keramik von Merzdorf: Abb. $9_{,10—11}$ läßt sich mit diesem Grabe vergleichen, während der Kamm: Abb. $9_{,9}$ auch noch im 4. Jahrh. bezeugt ist[39]). Am jüngsten unter den hier aufgeführten Grabfunden ist offensichtlich der von Köben. In bezug auf die in ihm vertretene Lanzenspitze und die Schildfessel: Abb. $10_{,2}$ stellt er sich den früher gefundenen Gräbern dieses Friedhofes[40]) an die Seite. Auch die ungewöhnlich breite Form des Messers: Abb. $10_{,3}$ ist schon einmal in Köben zutage gekommen[41]), tritt sodann mit einer Blutrinne in Stroppen auf[42]) und wird weiter unten aus Königsbruch vorgelegt. Die Verzierung des Rückens ist nach Kossinna[43]) gleichfalls für das 3. Jahrh. kennzeichnend. Zu einer genaueren Ansetzung verhilft jedoch der flachgewölbte Schildbuckel: Abb. $10_{,1}$. Er verbindet unser Grab schon mit den Formen des 4. Jahrh., tritt aber nach Jahn[44]) schon am Ende des 3. Jahrh. auf. Bis in diese Zeit reicht somit der Wandalenfriedhof in Köben.

6. Das Reitergrab von Königsbruch Kr. Guhrau

Lit.: Altschlesien II S. 66; Guhrauer Kreiskalender 1927 S. 106 f., 1929 S. 79 f. mit Abb. 20 (Grande); Ortsakten.

Im Frühjahr 1926 teilte Hauptlehrer Staehr aus Königsbruch mit, daß Arbeiter beim Ausheben eines Grabens an der neuen Landstraße Wilhelmsbruch-Bartschdorf, hart südlich

---

35) Mannus-Bibliothek Nr. 22 S. 82 Abb. 13 (Jahn).
36) Schles. Vorzeit VII S. 420 Abb. 7 (Seger).
37) Kossinna a. a. O. S. 204 Abb. 427.
38) Mannus XXI (1929) S. 285 Abb. 2 und S. 287 (Petersen).
39) Blätter f. dt. Vorgeschichte 4 (Danzig 1926) Taf. 5 i (La Baume).
40) Schles. Vorzeit VI Taf. 8, 1–5 und 9, 4–6 (Seger).
41) Ebdt. Taf. 8, 13.
42) Altschlesien II S. 251 Abb. $1_{,9}$.
43) Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 378 f.
44) Altschlesien I S. 248, vgl. auch S. 247 Abb. 32.

des Dorfes Königsbruch, auf ein vorgeschichtliches Grab gestoßen seien. Ein Teil der in dem Grabe gefundenen Altertümer war ihm in beschädigtem Zustande übergeben worden; er wurde sogleich nach Breslau eingesandt. Da zu vermuten war, daß das Grab noch nicht völlig ausgehoben sei, wurde schnellstens mit einer amtlichen Grabung begonnen. Die Fundstelle liegt an einer Stelle, wo die Landstraße tief in einen kleinen Hügel einschneidet. Dort war man bei der Verbreiterung der Straße in der westlichen Böschung auf das Grab gestoßen.

Bei Beginn der Grabung zeigte sich in der Böschung eine große, etwas dunkler gefärbte Eintiefung; bei ziemlich steilen Wänden und flacher Sohle besaß sie etwa 3,10 m obere, 2,40 m untere Breite und 1,80 m Tiefe. Es ergab sich beim Fortschreiten der

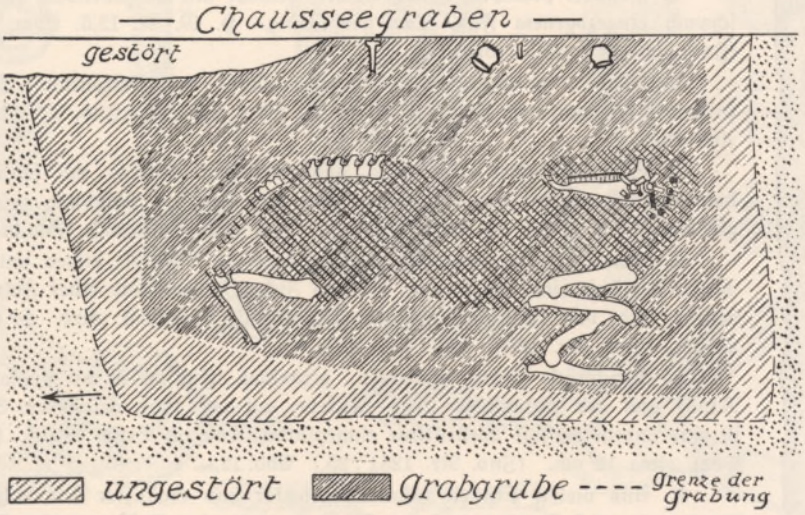


Abb. 11. Grundriß des Reitergrabes von Königsbruch. 1 : 30

Grabung, daß sich die Grabgrube, als die sich die Eintiefung zu erkennen gab, etwa rechteckig, mit leichter Verjüngung im Nordteile, noch 1,80 m weit in den dahinter liegenden Acker fortsetzte: Abb. 11. Nach Norden zu war ein kleinerer Teil von den Arbeitern gestört; hier, sowie in dem neu ausgehobenen Straßengraben fanden sich Scherben eines Glasbechers und einiger Tongefäße, sowie Schwertbruchstücke und kleinere Eisenteile.

Im südlichen Teile der Grabgrube, dicht hinter der Böschung, lagen auf der Seite zwei kleine Näpfe; zwischen ihnen fand sich ein 5,2 cm langes Eisenstück, das den Eindruck einer Lanzentülle machte, aber bei der Konservierung zerfiel. Etwas nördlich des größeren Gefäßes lag in ungestörter Lagerung in Richtung von West nach Ost der Schwertgriff, an den sich ursprünglich das Schwert angeschlossen haben muß. Der westliche Teil der Grabsohle wurde von einer schwarzen Verfärbung ausgefüllt, zwischen der vereinzelte Knochen eines Pferdes lagen, die schon sehr vermorscht waren. Die Lage der erhaltenen Skelettteile: Vorderbeine, eines Hinterbeins, des Unterkiefers und eines Restes der Wirbelsäule lassen einwandfrei erkennen, daß man bei der Bestattung das getötete Pferd mit dem Kopf nach Süden und dem Rücken nach Osten im Grabe auf die Seite gelegt hat, und zwar so, daß die Unterschenkel etwas schräg an die Grubenwand gelehnt waren, was sich aus der Lage der Knochen noch nachweisen ließ. Der Kopf ist offenbar absichtlich nach Norden gedreht worden, um mit dem vorhandenen Raum in der Grube auszukommen. Teils auf

Abb. 13. Königsbruch 1/5

dem Unterkiefer, teils südlich neben ihm lagen sechs gleiche Schnallen und eine etwas abweichende und ein Zaumzeug. Nach der auffallenden Lage des Zaumzeuges scheint es schon bei der Bestattung zerbrochen zu sein. Die sieben Schnallen gehören offenbar zu den Zügeln; in ihnen haben sich noch Lederreste erhalten, und zwar so reichlich, daß bei einer von ihnen noch die Breite des zugehörigen Riemens (1,5 cm) hat festgestellt werden können. Unter den Bronzegegenständen hat sich auch noch ein Stück Pferdefell, wohl vom Ohr stammend, erhalten, dessen jetzige Färbung dunkelbraun ist.

Das Inventar des leider nur zum kleinen Teil sachgemäß untersuchten Grabfundes setzt sich wie folgt zusammen:

1. Grauer, plumper, handgemachter Kumpf mit ausladendem Rand und schwach eingezogenem Fuß, Ton grobkörnig. H. 10, M. 12,5, Bdm. 8,5 cm. (Inv. Nr. 1247 : 25.) Abb. 12,25.

2. Kleiner, handgemachter, schwarzer Napf mit Schrägrand, Schulterknick und eingezogenem Fuß. H. 8, M. 11, Bdm. 6,3 cm. (Inv. Nr. 1248 : 25.) Abb. 12,3.

3. Scherben eines schwarzen, handgemachten Napfes mit schräg aufsteigender Wandung; nur der Boden und ein Teil der Wandung zusammengekommen. H. 8, M. 15, Bdm. 9,5 cm. (Inv. Nr. 1249 : 25.) Abb. 12,24.

4. Schwarze, handgemachte, flachhalbkugelige Schüssel; etwas unter dem Rande verläuft eine Verzierung, die aus Zickzackstrichen und einer Zickzacklinie besteht und von zwei umlaufenden Linien z. T. eingefaßt wird. H. 8,8, M. 24 cm. (Inv. Nr. 1250 : :25.) Abb. 12,23.

5. Bruchstücke einer schwarzen, gedrehten Fußschale mit ausladendem Rande und der Ansatzstelle eines Henkels; auf der rauh gelassenen Schulter ist eine unregelmäßige Wellenlinie eingeglättet; Ton im Bruch rötlich. H. 14,5, Bdm. etwa 12 cm. (Inv. Nr. 1251 : 25.) Abb. 12,26.

6. Aus vielen Stücken zusammengesetzter und ergänzter Glasbecher; am Rande mit zwei Furchen, auf der Wandung mit vier Reihen ovaler Facetten verziert; Farbe gelblich-grün. H. 15, M. 8,5, Bdm. 2,5 cm. (Inv. Nr. 1252 : 25.) Abb. 12,16.

7. Stark verrostete, eiserne Lanzenspitze, deren Spitze und Tülle z. T. fehlen. Blatt dachförmig und anscheinend plötzlich in die Tülle übergehend. L. noch 18,5, Br. 3,5 cm. In der Tülle steckte die Spitze des Holzschaftes. L. noch 4,4 cm. Nach Bestimmung der Preuß. Moor-Versuchs-Station in Bremen handelt es sich höchstwahrscheinlich um Eichenholz. (Inv. Nr. 1253 : 25.) Abb. 12,17.

8. Aus mehreren Teilen zusammengesetztes, eisernes Langschwert, Griffangel z. T. erhalten, Heft nachträglich eingeliefert und gegen die Klinge leicht verbreitert, daher auf der Abbildung falsch ergänzt. Auch ist das Schwert länger gewesen, als es auf der Abbildung zum Ausdruck kommt. Die Klinge besitzt in der Mitte eine breite Blutrinne; vom Griffmantel und der Scheide sind wenige Holzreste erhalten. L. des erhaltenen Teiles 85, L. der Griffangel 10, Br. der Klinge 4,5 cm. (Inv. Nr. 1254 : 25.) Abb. 13.

9. Teilweise erhaltener, eiserner Sporn mit ungleich gebogenen Bügelarmen, stark verrostet. Stachel kurz und gedrungen, Bügel nach dem Stachel hin verbreitert, im Querschnitt anscheinend halbrund. L. noch 7, L. des Stachels 2,6 cm. (Inv. Nr. 1255 : 25.) Abb. 12,15.

Abb. 12. Königsbruch. 1–2, 4–22 in $^1/_3$, 3, 23–26 in $^1/_4$ nat. Gr.

10. Stark verroſtete, große, eiſerne Fibel mit umgeſchlagenem Fuß, eingliedrig mit unterer Sehne. Bügel bandförmig und wohl durch Längsrillen verziert; in mehrere Teile zerbrochen; Fuß bis zur Umbiegung bandförmig. Zwiſchen Bügel und Nadel hat ſich ein Stück von der Falte des Kleides erhalten. L. 10,5, Br. des Bügels 1,7, L. der Spirale 2,8 cm. (Inv. Nr. 1256 : 25.) Abb. 12,14.

11. Ovale Eiſenſchnalle, deren Dorn um den Bügel etwas herumgreift, Querſchnitt des Bügels rund. L. 4,5, Br. 2,8 cm. (Inv. Nr. 1257 : 25.) Abb. 12,5.

12. Ähnliche Schnalle mit rundlichem Bügel, Bügelquerſchnitt rund. L. 4,5, Br. 4 cm. (Inv. Nr. 1258 : 25.) Abb. 12,6.

13. Bronzenes Zaumzeug mit eiſerner Gebißſtange. Dieſe iſt an einer Seite von dem bronzenen Endgliede abgeroſtet und auch nur teilweiſe erhalten; ſie läuft an beiden Enden in eine maſſive Bronzeöſe aus, in der je ein dicker Ring hängt, der jeweils zwei bandförmige Zwingen der Zügel feſthält. Die Zügel ſind mit je vier Nieten an der Zwinge befeſtigt; Nietköpfe halbkugelig, an der Rückſeite flach; zwiſchen den Beſchlägen reichlich Lederreſte erhalten. L. der erhaltenen Gebißſtange 15,5, Dm. der Ringe 5,5, L. der Zwingen 7,5, Br. 1,8 cm. (Inv. Nr. 1259 : 25.) Abb. 12,18.

14. Sechs einander gleiche Bronzeſchnallen mit rechteckiger Riemenkappe und dickem, rundem Bügel, der nach der Mitte zu anſchwillt; der facettierte Dorn greift über den Bügel hinüber und iſt am Hinterende vierkantig; die großen, halbkugeligen Nietköpfe bedecken die Riemenkappe faſt vollſtändig, ſie ſind mehrfach abgeplatzt; um den Dorn und an der Kappe reichliche Lederreſte vorhanden. L. 5,7, Br. 3 cm. (Inv. Nr. 1260 a—f : 25.) Abb. 12,8–13.

15. Kleinere, ähnliche Bronzeſchnalle mit etwas längerer Riemenkappe; der runde Bügel iſt auf der Unterſeite abgeflacht; Dorn im Querſchnitt halbrund bis auf das vierkantige Ende, Spitze fehlt. Oberer Teil der Kappe beſchädigt, urſprünglich wohl mit zwei Nieten verſehen. L. 3,4, Br. 2,3 cm. (Inv. Nr. 1261 : 25.) Abb. 12,7.

16. Fünfzehn Teile eines eiſernen, bandförmigen Eimerbeſchlages, an deſſen Innenſeite ſich noch Holzreſte befinden; teilweiſe entſprechend der Eimerwandung gebogen, an einigen Stellen mit Nieten verſehen. L. des größten Stückes 12, Br. 1 cm. (Inv. Nr. 1262 : 25.) Abb. 12,1, 2, 4, 19–22.

Abb. 14. Königsbruch. 1/3

17. Verſchiedene Knochen vom Pferdeſkelett, meiſt vermorſcht. (Inv. Nr. 1263 : 25.)

18. Ein Stück vom Fell des Pferdes, dabei der Kopf eines Bronzeniets. (Inv. Nr. 1264 : 25.)

19. Erdprobe mit feinen Bronzereſten, von der Stelle unter dem Kiefer mit dem Zaumzeug. (Inv. Nr. 1265 : 25.)

20. Ein Scherben eines kleinen, ſchwarzen Kumpfes, lag am Pferdeſkelett; drei weitere Scherben ſteinzeitlich. (Inv. Nr. 1266 a—b : 25.)

Wie die Eltern des Gutsbeſitzers Schwede angaben, ſind vor Jahren auf der anderen Seite der Straße an verſchiedenſten Stellen „Gefäße, Eiſenſpeere und Menſchenknochen" gefunden worden. Von dieſen Funden beſaß Herr Schwede ſen. noch eine menſchliche Schädelkalotte, die er dem Muſ. Breslau ſchenkte. (Inv. Nr. 1267 : 25.) Als im Jahre 1926 auf dem Gelände gegenüber der Fundſtelle des Reitergrabes eine neue amtliche Grabung ſtattfand, ſtieß man in der Ackerkrume auf ein offenbar vom Pfluge verſchlepptes Meſſer, das aus einem zerſtörten wandaliſchen Brandgrabe ſtammen dürfte.

Mit Brandroſt bedecktes, eiſernes Meſſer mit leicht gewölbtem Rücken und breiter, nach dem Ende verjüngter Griffangel; dieſe iſt am Rücken ſchwach, an der Schneide ſcharf gegen die Klinge abgeſetzt und beſitzt am Ende ein

Nietloch. Auf der Klinge laufen längs des Rückens beiderseits zwei Furchen; Spitze abgebrochen. L. noch 18,9, Br. 2,6 cm. (Inv. Nr. 655 : 26.) Abb. 14.

Die weitere Grabung führte zur Aufdeckung von zwei slawischen Skelettgräbern. Sie wurde 1928 dicht an der Fundstelle des Reitergrabes wiederholt, lieferte jedoch nur untypische Scherben und ein halbes Steinbeil.

Das vorstehend beschriebene Reitergrab ist unstreitig eine der wichtigsten Neuentdeckungen aus der wandalischen Zeit. Es gehört zeitlich in den letzten Abschnitt dieser Epoche, und zwar in das 4. Jahrh. n. Chr. Der Grabinhalt gibt darüber mit wünschenswerter Klarheit Aufschluß. Betrachten wir zunächst kurz die Beigaben unseres Reiters, so fällt uns das Langschwert: Abb. 13 ins Auge, das für diese Zeit kennzeichnend ist; Gegenstücke zu ihm liegen bereits aus Bieskau Kr. Leobschütz, Neudorf Kr. Liegnitz und Glausche Kr. Namslau[45]) vor. Ihnen allen ist die verhältnismäßig kurze Griffangel und die lange, beiderseits gerade abgesetzte Klinge gemeinsam, die bei dem Bieskauer Schwert eine breite Blutrinne besitzt. Auch die stark verrostete Lanzenspitze: Abb. $12_{,17}$ läßt ihre Zugehörigkeit zum Typus der späten Kaiserzeit noch erkennen, ebenso wie der Sporn: Abb. $12_{,15}$, erst in dieser Zeit aufzutreten pflegt. Große Bedeutung für die Zeitbestimmung besitzen ferner die zahlreichen Riemenschnallen: Abb. $12_{,5-13}$; in ihrem dicken, runden Bügel und dem über diesen hinweggreifenden Dorn zeigen sie den Beginn einer Entwicklung an, die die Schnallen im Laufe der Völkerwanderungszeit in immer stärkerem Maße nehmen. In Bronze und Eisen kennen wir gleichartige Vertreter mehrfach auch aus Schlesien[46]). Daß die Fibel mit umgeschlagenem Fuß in ihrer einfachen Form: Abb. $12_{,14}$, neben entwickelteren Stücken nicht selten noch in Funden des 4. Jahrh. erscheint, konnte schon Jahn[47]) an einigen Skelettgräbern aus Schlesien nachweisen. Eiserne Eimerbeschlagteile gehören dagegen im 4. Jahrh. bei den Wandalen zu den Ausnahmen, liebte man es doch in dieser Zeit, die Holzeimer vor allem mit Beschlägen aus der ansehnlicher wirkenden Bronze zu versehen[48]). An Zaumzeugen kennen wir aus unserer Provinz bisher nur das prächtige Geschirr aus Steinau-Georgendorf[49]); es gehört jedoch in das 3. Jahrh. Ein unserer Abb. $12_{,18}$ fast völlig entsprechendes Zaumzeug liegt dagegen aus einem ostpreußischen Grabe von Kl. Puppen Kr. Ortelsburg vor[50]). Das schönste Fundstück aus unserem Reitergrabe ist der leider arg beschädigte Glasbecher: Abb. $12_{,16}$. Er ist mit Facettenschliff versehen, der auch den einzigartig

[45]) Präh. Zeitschr. X (1918) S. 109 Abb. 19, vgl. auch S. 134 (Jahn); Tackenberg, Wandalen Taf. 30,1; Altschlesien III S. 307 Abb. 16.

[46]) Altschlesien I S. 89 Abb. $3,_{7=8}$; S. 103 Abb. 8–10; S. 247 Abb. 34. Zahlreiche Schnallen dieser Art lieferte auch das im Sommer 1931 untersuchte Skelettgräberfeld von Gr. Gürding Kr. Breslau, vgl. Altschles. Blätter 1931 S. 50f.

[47]) Altschlesien I S. 186ff.; vgl. S. 89 Abb. $3,_{6}$; S. 91 Abb. $4,_{3-4}$.

[48]) Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau Taf. I, 2; Altschlesien I S. 89 Abb. $3,_{4-5}$; S. 93 Abb. $5,_{1}$.

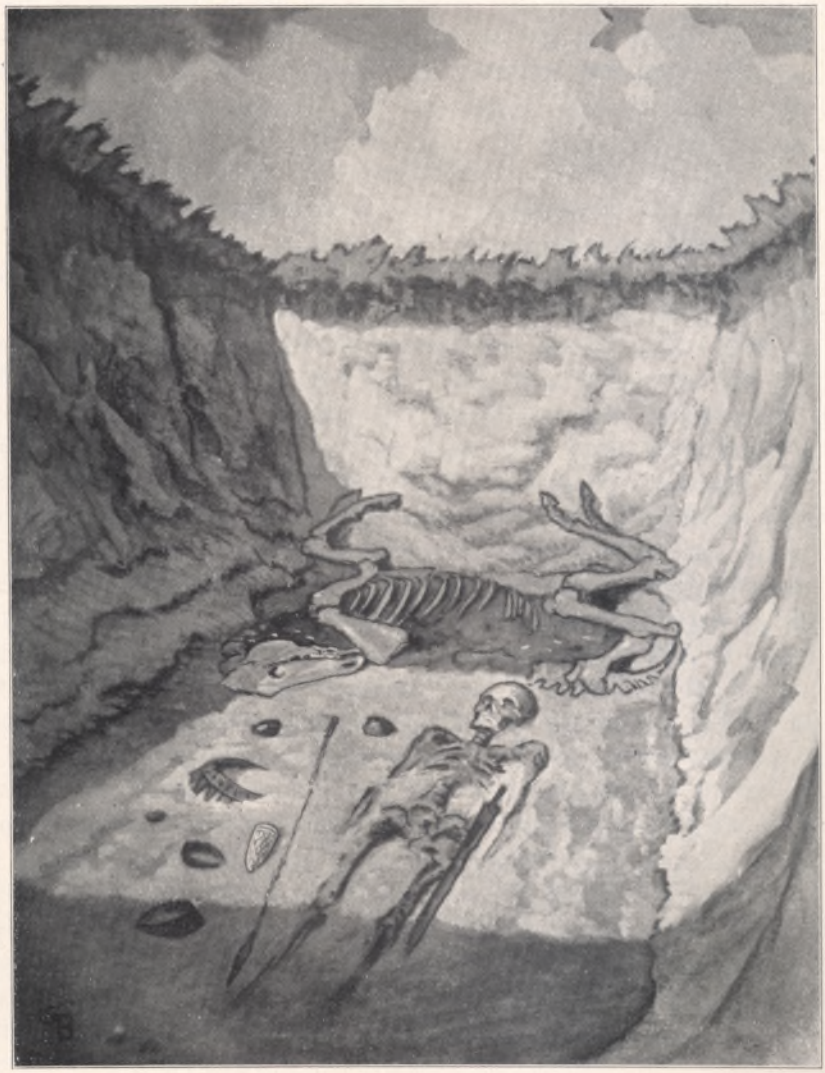
[49]) Mertins, Wegweiser S. 115 Abb. 298.

[50]) Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens S. 201 Abb. 151 b.

erhaltenen, dunkelroten Glasbecher von Sacrau[51]) schmückt, doch schließt er sich in seiner Form eher einem ähnlich verzierten Glasbecher aus Nikutowen Kr. Sensburg[52]) an, der aus der an römischen Glasgefäßen so überaus reichen Provinz Ostpreußen stammt[53]). Seit der späten Kaiserzeit ist dieser Zweig des römischen Kunstgewerbes offenbar bei den Germanen besonders geschätzt gewesen, treffen wir doch Glasgefäße in sehr vielen völkerwanderungszeitlichen germanischen Funden an. Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Keramik aus Königsbruch; auch sie verkörpert den Formenkreis des 4. Jahrh. in reinster Form. So bildet der kleine Napf: Abb. 12,3, ein verkleinertes Gegenstück zu einem Gefäßrest aus Ellguth Kr. Grottkau und einem Napf aus Kasawe Kr. Militsch[54]). Die durch ihre Verzierung bemerkenswerte Schüssel: Abb. 12,23, kann in einer ähnlich verzierten aus Sacrau und einer unverzierten aus Neuhof Kr. Liegnitz[55]) wiedererkannt werden, während ein dem Napf: Abb. 12,24, völlig entsprechender aus Tiemendorf Kr. Steinau[56]) vorliegt. Die Reste der Schale: Abb. 12,26, endlich bilden einen neuen Beleg für die in schlesischen Funden des 4. Jahrh. so häufig nachgewiesene gedrehte Keramik und sind eng verwandt mit Schalen aus Sacrau und Jernau Kr. Leobschütz[57]), von denen die letztere auch eine eingeglättete Schulterverzierung trägt. Mit dieser flüchtigen Umschau nach Vergleichsstoff zum Inhalt unseres Reitergrabes gelangen wir zu dem Ergebnis, daß es mit größter Wahrscheinlichkeit aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh. stammt.

Wie aber hat die Bestattung von Königsbruch, die zum ersten Male für Schlesien die gemeinschaftliche Beisetzung von Reiter und Pferd erwiesen hat, ursprünglich wohl ausgesehen? Der bedauerliche Umstand, daß die sachgemäße Untersuchung des Fundes erst einsetzte, als schon ein wesentlicher Teil des ganzen Grabes der Erde entrissen war, nötigt uns in dieser Hinsicht zu einer Vermutung, die sich auf außerschlesische Gräber von Roß und Reiter gründet. Solche Gräber sind von der späten Kaiserzeit ab mehrmals auf germanischem Gebiet gefunden worden. Am frühesten hat sich unsere Grabsitte offenbar über Ostpreußen verbreitet[58]), von wo wir eine ganze Reihe von Gräbern kennen, in denen Reiter und Pferd zusammen beigesetzt waren. Hier kommen noch zahlreiche Brandgräber vor, bei denen die Urne mit dem Leichenbrand meist auf dem Rücken des hingekauerten Pferdes Platz gefunden hat[59]). Aus der Völker-

51) Grempler a. a. O. Taf. I,1.
52) Gaerte a. a. O. S. 211 Abb. 159b.
53) Ebdt. Abb. 159f, S. 212 Abb. 160.
54) Altschlesien I S. 87 Abb. 1 rechts, S. 91 Abb. 4,8.
55) Grempler, Der Fund von Sackrau Taf. II,1; Tackenberg, Wandalen Taf. 30,2.
56) Altschlesien I S. 89 Abb. 3,3.
57) Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau Taf. IV,9–10; Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 33 Abb. 111.
58) Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr. (1932) S. 52ff.
59) Schr. d. Phys.-Ök. Ges. II (1861) S. 132ff.; ebdt. IX (1868) S. 42; Hollack-Peiser,



Wiederherstellungsversuch des Reitergrabes von Königsbruch
Nach einem Temperabilde von G. Beuthner

S. 161.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

wanderungszeit sind dann Pferdebestattungen mehrfach für germanische Gräber aus Westdeutschland und Frankreich bezeugt[60]). Zum Vergleich mit unserem schlesischen Fund kommen jedoch in erster Linie drei in neuerer Zeit sachgemäß untersuchte Bestattungen in Betracht, mit deren Hilfe es möglich ist, die ursprüngliche Lage von Reiter und Pferd mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. Hierher gehört zunächst das Reitergrab von Kuffern in Niederösterreich[61]), das nach Ausweis seiner Beigaben mit unserem Grabe etwa gleichzeitig ist. Dort lag der Reiter auf dem Rücken und neben ihm auf der Seite sein Streitroß, dessen Vorderbeine über der Hüftpartie des Toten lagen. An zweiter Stelle verweisen wir auf ein wohl dem 5. Jahrh. angehörendes Reitergrab von Berlin-Neukölln[62]); zwar setzte auch in diesem Falle Kiekebuschs Untersuchung erst nach der Zerstörung eines Teiles der Bestattung ein, doch bestehen über die Lage von Roß und Reiter keine ernstlichen Zweifel. Das Pferd befand sich in diesem Falle neben dem sehr tief eingebetteten Reiter ein wenig höher als dieser; ob es auf der Seite lag oder hingekauert war, konnte nicht mehr festgestellt werden. Gänzlich abweichend liegen zum Toten die Pferdeskelette, die Jacob-Friesen in Anderten Kr. Burgdorf in Hannover[63]) gefunden hat, und die noch jünger, etwa um 700 n. Chr. anzusetzen sind. Auf diesem Friedhof fanden sich zwei Bestattungen von Reitern mit ihren Pferden, von denen das eine gleichsam das Kopfkissen für seinen toten Herrn bildete, während das andere völlig unter ihm bestattet worden war; beide Male lagen die Pferde senkrecht zum Toten. Kehren wir nun zu unserem Grabe zurück, so haben wir schon gesehen, daß der Griff des Schwertes noch in ungestörter Lagerung, und zwar rechtwinklig zum Pferde, gefunden ist. Nimmt man nun an, daß der Reiter, wie es bei den germanischen Skelettgräbern die Regel ist, das Schwert neben sich gehabt hat, so muß er ähnlich wie in Anderten senkrecht zum Pferde gelegen haben, auch mag sein Kopf auf den Rücken seines vierbeinigen Waffengefährten gebettet worden sein. Nur wenn man das Schwert quer über die Brust des Toten gelegt annimmt, wie es für Berlin-Neukölln bezeugt ist[64]), bestünde die Möglichkeit, den Toten neben dem Pferde liegend zu vermuten. Wie jedoch unser von G. Beuthner gemalter Rekonstruktionsversuch: Taf. XII zeigt, glauben wir uns vor allem mit Rücksicht auf die meist übliche Lage des Schwertes neben dem Krieger für die erste Möglichkeit entscheiden zu sollen.

Das Gräberfeld von Moythienen (Grab 93–95) u. a. m. Das bekannteste Beispiel ist das Grab von Kl. Fließ Kr. Labiau, vgl. Prussia-Berichte XXI (1896–1900) S. 57 ff. Taf. V; wieder abgebildet bei Kossinna, Dt. Vorgeschichte Abb. 409, Gaerte a. a. O. Abb. 119, Kossinna, German. Kultur (1932) Abb. 58.

60) Lindenschmit, Handbuch d. dt. Altertumskunde I S. 132 f.

61) Jahrbuch f. Altertumskunde IV (Wien 1910) S. 214 ff. Taf. IX (Bayer). Neuerdings behandelte diesen wichtigen Fund eingehender E. Beninger (Mitt. d. Anthr. Ges. Wien 62, 1932, S. 92 ff.). Er wies bei dieser Gelegenheit auf die Beziehungen zu Königsbruch hin und kam auch zu der Ansetzung in die erste Hälfte des 4. Jahrh.

62) Prähist. Zeitschr. IV (1912) S. 395 ff. (Kiekebusch).

63) Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte S. 187 ff. Taf. 69, 2.

64) Kiekebusch a. a. O. S. 402 Abb. 9 unten.

Zwei germanische Schwerter aus der slawischen Zeit Schlesiens

Von Lothar F. Zotz

Zu den ältesten geschichtlichen Waffen, die sich in der Waffensammlung des Breslauer Altertumsmuseums befinden, gehören zwei Schwerter, die als Bodenfunde gehoben worden sind. In Anbetracht der jüngsten Erkenntnisse über die frühgeschichtliche Zeit Ostdeutschlands, erscheint es angebracht, ausführlicher als dies bisher geschah, auf diese Altertümer zurückzukommen.

1. Eisernes, zur Spitze wenig verjüngtes, zweischneidiges Langschwert mit beiderseitiger, breiter, flacher Blutrinne und kurzem Gefäß. Spitze weggebrochen. Gesamtlänge noch 92 cm, davon die Angel 14 cm. Br. der Klinge an der Angel 5,8 cm, am Ort 2,4 cm. Knauf in Form eines Halbdiskus von 3,5 cm H., 6,4 cm Br. und 1,9 cm Dicke. Parierstange gerade, mit parallelen Kanten, L. 11,8 cm, Br. 1,8 cm, H. 1,2 cm. (Inv. Nr. 76 : 03.) Abb. 1, Taf. XI, 5. Über die Fundumstände ist nicht mehr bekannt, als daß das Schwert bei Marschwitz Kr. Ohlau gefunden und im Jahr 1903 von dem dortigen Grundbesitzer dem Breslauer Museum geschenkt worden ist. (Vgl. Seger in Schles. Vorzeit N. F. III 189.)

2. Ähnliches, aber stärker zur Spitze verjüngtes, eisernes Schwert mit beiderseitig schmalerer Blutrinne. Spitze weggebrochen. Gesamtlänge noch 103 cm, davon die Angel 14 cm. Br. der Klinge an der Angel 5 cm, am Ort 2,4 cm. Auf der einen Seite befindet sich 8,5 cm unter der Parierstange ein eingetiefter Ring von 1,2 cm Dm. Er dürfte mit Kupfer ausgefüllt gewesen sein, stellt also den Rest einer Tauschierung dar. Die Basis des Knaufs ist stark verbreitert und aufwärts geschwungen, die obere Knaufkante gratartig. So erhält der Knauf, dessen Oberfläche mit näpfchenartigen Eindellungen geschmückt gewesen zu sein scheint, die Form eines beiderseits aufgewölbten Halbdiskus von 3,5 cm H., 7,5 cm Br. und 4 cm Dicke. Parierstange gerade, mit parallelen, nach außen konvergierenden Kanten, L. 16 cm, Br. 1,4 cm, H. 1,7 cm. (Inv. Nr. 413.) Abb. 2, Taf. XI, 6. Dieses Schwert wurde bei Namslau gefunden und zwischen 1858 und 1860 ins Museum eingeliefert.

Beide Schwerter gehören dem Typus X nach J. Petersen an[1]). Dieser Typus kommt vom 10. Jahrhundert bis zum Ende der Wikingerzeit vor. Die späteste Entwicklungsform mit schmaler, langer Parierstange und verbreiterter, geschwungener Knaufbasis, wie sie das Namslauer Schwert zeigt, hat Petersen als eine Übergangsform zum mittelalterlichen Schwert bezeichnet. Als Vertreter dieses späten Typus wurde von ihm ein Schwert von Sandeherred abgebildet. Soweit sich aus dieser Abbildung[2]) ersehen läßt, weist auch der Knauf des norwegischen Schwerts jene Näpfchen auf, die wir an dem Namslauer Schwert, das dem 12. Jahrhundert angehört, zu erkennen glauben. Für die frühere Form des X-Typus hat Nerman darauf hingewiesen[3]), daß sich eine ältere, noch ins 10. Jahrhundert zu stellende Knaufbildung von einer jüngeren,

---

[1]) Jan Petersen, De norske Vikingsverd. Kristiania 1919.

[2]) Fig. 129 S. 166 bei J. Petersen.

[3]) B. Nerman, Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit. Stockholm 1929.

die dem 11. Jahrhundert angehört, unterscheiden läßt. Bei der ersteren ist die Grenze zwischen Knauf und Griff noch angedeutet[4]), bei der letzteren ist der Knauf, wie bei unserem Marschwitzer Schwert, völlig glatt und ohne jede rudimentäre Rille. In Schweden und Norwegen tritt diese Schwertform recht häufig auf und ist in mehreren Stücken aus dem Baltikum nachgewiesen. Aber auch aus Mitteleuropa, wo sie bis in den Kanton Bern vorgedrungen ist, ist sie von mehreren Orten bekannt[5]). Ein dem Marschwitzer selbst in den Ausmaßen völlig entsprechendes Stück, das die Knaufdellen wie das Namslauer Schwert zeigt, gab Kossinna aus dem Burgwall von Altenwalde Kr. Neustettin bekannt[6]). Sowohl er, wie J. Petersen bezeichnen die, im Gegensatz zu den sonst so prunkvollen Wikingerschwertern schlichte und einfache Form des X-Typus als einen gemein germanischen Typus.

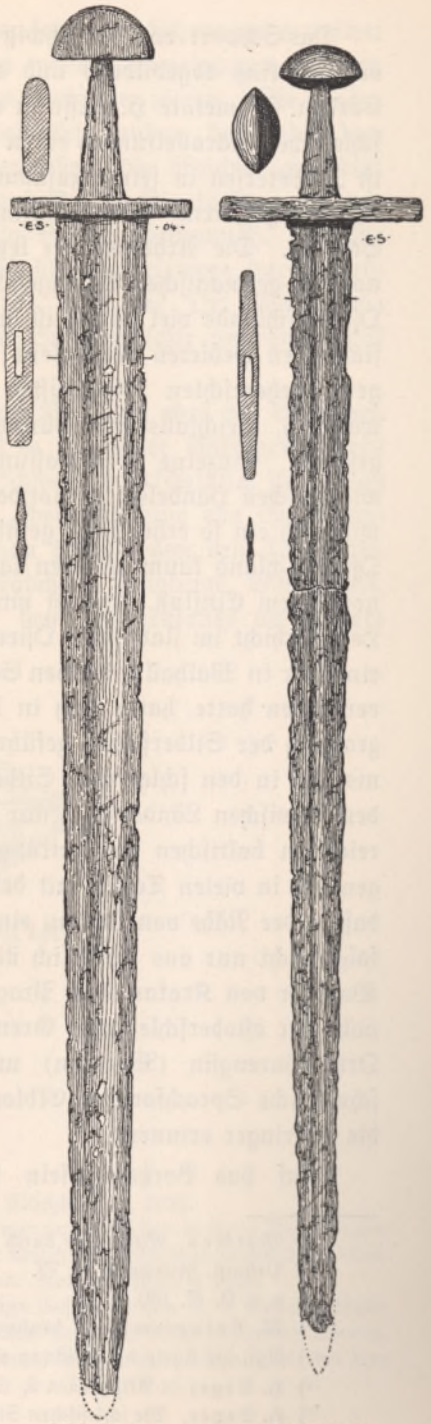


Abb. 1. 1/5 Abb. 2. 1/6

[4]) Dieser ältesten Form des Typus X gehört ein auf Ösel gefundenes Schwert an. M. Ebert, Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, Abb. 2 und Baltische Studien für den XVI. arch. Kongreß in Pleskau. Berlin 1914. Auch die jüngst von G. Lenczyk in der Demetrykiewicz-Festschrift, Posen 1930 auf Taf. XLIII und XLIV wiedergegebenen Schwerter aus der Ukraine und Kleinpolen sowie ein Wikingerschwert aus der Sammlung B. Khanenko (Antiquités de la région du Dnjepr. Kiev 1902 russisch) gehören hierher. Das von Nerman a. a. O. in Fig. 72 abgebildete Schwert von Ascheraden (vgl. Katalog der Ausstellung zum X. arch. Kongreß in Riga 1896 Taf. 24,3) zeigt noch eine schwache Andeutung der Absetzung zwischen Griffangel und Knauf.

[5]) Vgl. J. Petersen a. a. O. S. 167, für das baltische Verbreitungsgebiet B. Nerman a. a. O. S. 82–83. Die deutschen Wikingerschwerter nennt Kossinna a. a. O. Aus dem Baltikum nenne ich für die jüngere Form nur ein Schwert unbekannten Fundorts. A. M. Tallgren, Eesti Kimismuistised, Dorpat 1925 Abb. 16 und Nerman Fig. 73.

[6]) G. Kossinna, Wikinger und Wäringer. Mannus 21, 1929, S. 84 ff.

Das Schwert von Marschwitz ist als wichtiger Bodenfund nach Seger nochmals von Mertins abgebildet[7]) und auch späterhin mehrfach im Schrifttum erwähnt worden. So meinte H. Busse in einem havelländischen Schwert auf Grund unseres schlesischen Parallelfundes einen slawischen Typus zu erkennen[8]). Dieser Ansicht ist J. Petersen in seiner zusammenfassenden Arbeit über die Wikingerschwerter entgegengetreten. Auch Kossinna[9]) und Antoniewiecz[10]) erwähnen das schlesische Schwert. Die Arbeiten der letzten Jahre haben gezeigt, daß der Einfluß der nordisch-germanischen Wikinger-Kultur auf die frühgeschichtlich-slawische Periode Ostdeutschlands viel stärker ist, als man glaubte. Es scheint so, als hätte in den slawischen Gebieten Westpolens und Schlesiens, die zwischen die von den Wikingern beherrschten Ostseeküsten und das russische Warägerreich eingeklemmt waren[11]), gleichfalls eine dünne Herrscherschicht von nordischen Kulturträgern gesessen. Einzelne Niederlassungen waren zur Sicherung der weitverzweigten, wikingischen Handelswege notwendig, und anders als aus ihrem Vorhandensein wird sich ein so erheblicher geistiger und materieller nordischer Kultureinfluß in Ostdeutschland kaum erklären lassen. „Wir haben in dieser Zeit nicht bloß mit nordischem Einfluß, sondern mit der leibhaftigen Anwesenheit einer nordischen Herrenschicht im slawischen Osten zu rechnen"[12]). Der Wikingerglaube, nach dem ein jeder in Walhall derselben Schätze teilhaftig werden sollte, die er bei Lebzeiten vergraben hatte, hatte auch in Ostdeutschland Eingang gefunden und zur Vergrabung der Silberschätze geführt[13]). Wichtig ist für uns auch Segers Erkenntnis, die in den schlesischen Silberfunden „den Denkmälern der Wikingerzeit in den slawischen Ländern", „nur den südlichsten Ausläufer des so unvergleichlich reicheren baltischen Verbreitungsgebietes" sieht. Kossinna, dessen Ausführungen sich in vielen Teilen mit denen Segers decken, zog den zwingenden Schluß, daß in der Nähe von Krakau eine Wäringerkolonie bestanden haben müsse. Das folgt nicht nur aus schriftlich überlieferten Nachrichten, wonach Rus, das heißt Waräger von Krakau nach Prag gekommen seien, sondern auch daraus, daß die nahe der ostoberschlesischen Grenze an einem Quellbach der Przemsza liegenden Orte Warengsin (Warezyn) und Warenghütte (Wareska Kuznica) wie der schwedische Sprachforscher Ekblom zeigte, mit ähnlichen Namen in Galizien an die Wäringer erinnern.

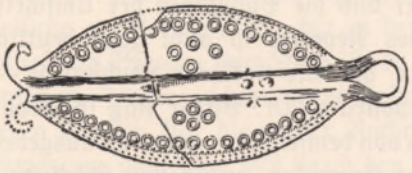
Auf das Vorhandensein stilreinsten Wikingerschmuckes in Schlesien hat

---

[7]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906 S. 137.
[8]) Prähist. Zeitschr. II S. 72.
[9]) a. a. O. S. 100.
[10]) W. Antoniewiecz, Archeologja Polski Taf. XLVI, 18.
[11]) Vgl. die Karte bei Kossinna a. a. O. S. 91.
[12]) H. Seger in Altschlesien 3, S. 75.
[13]) H. Seger, Die schlesischen Silberschätze des 10. u. 11. Jahrhunderts. Altschlesien 2, 1929.

erstmalig Alföldi hingewiesen[14]), E. Petersen, der seine Ausführungen erweitert hat[15]), konnte an Hand der Funde zahlreiche weitere Beziehungen zwischen Schlesien und den von Wikingern beherrschten Gebieten zeigen. Die bisher aufgetretenen Wikingerfunde lassen an die Möglichkeit denken, daß neben dem Handelsweg, der zu jener Zeit nachgewiesenermaßen die Weichsel aufwärts führte, auch der alte Oderweg, von Hiddensö und Jumne-Vineta her, von den wikingischen Booten benutzt wurde, was auch La Baume annimmt[16]). Hierfür und für die schon geäußerte Vermutung, daß die Handelswege durch nordstämmige Niederlassungen gesichert waren, würde auch der Ort Warzegowo (Wersingawe Kr. Wohlau) sprechen, der, wie die Sprachforscher annehmen, auf eine Wäringersiedlung deutet.

Mag nun das Marschwitzer Schwert aus dem Baltikum oder aus Schweden nach Schlesien gelangt sein, auf jeden Fall ist es aus einer Wikingerschmiede hervorgegangen, was auch für das Namslauer Schwert wahrscheinlich ist[17]). Daß gerade Schwerter weithin verhandelt wurden, bestätigt eine von Seger angeführte[18]) schriftliche Überlieferung über den schon damals von den Juden getätigten Handel, die besagt, daß von diesen Mädchen, Jünglinge, Biberhäute, Pelzwerk und Schwerter vom Abend- nach dem Morgenlande verschachert wurden.



Rudelsdorf (nach Altschlesien II 141). $^1/_1$

[14]) A. Alföldi, Ein Wikingerfund aus Schlesien, Altschlesien 3, 1930.

[15]) E. Petersen, Einige frühgeschichtliche Altertümer aus Schlesien in ihren Beziehungen zum Balticum und Skandinavien. Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1929.

[16]) W. La Baume, Die Wikinger in Ostdeutschland. Volk und Rasse I. 1926.

[17]) Dieser späteste Typus ist mit einer Reihe ähnlicher Schwerter von S. R. Aspelin (Antiquités du Nord Finno-Ougrien T. IV. L'age du fer) aus dem Balticum bekannt gegeben worden. Besonders ein Schwert von Satakunta (Figur 1542 bei Aspelin) zeigt große Ähnlichkeit mit dem Namslauer Schwert.

[18]) H. Seger a. a. O. S. 161.

Zwei Berichtigungen zu Friedensburg: „Die schlesischen Münzen des Mittelalters"

Von Gustav Skalský

An erster Stelle des schon nach Friedensburgs Tode erschienenen, doch von ihm noch fertiggestellten Werkes „Die schlesischen Münzen des Mittelalters", welches in tabellarischer Form die grundlegenden Forschungen des hochgeschätzten Numismatikers anschaulich zusammenfaßt, wird der auf beiliegender Tafel unter Nr. 1 abgebildete Denar[1]) angeführt und abgebildet und dem Fürstentume Breslau unter Boleslav III. von Böhmen zugeteilt. Auf dem Avers befindet sich im Perlenkreise ein Schwert und ein Kreuzchen und ebenfalls im Perlenkreise die Umschrift + BOLEΣLAV, auf dem Revers ein Kirchengiebel mit drei nach links gewendeten Mondsicheln und im Perlenkreise die Umschrift VRATSAO + Diesen Namen deutet Friedensburg auf Breslau, slavisch Wratislaw u. ä. benannt.

Bevor wir selbst an die Zuteilung dieser Münze schreiten, ist vor allem zu bemerken, daß es meines Wissens noch vier andere Exemplare von diesem Typus und mit diesem Namen gibt[2]). Im Berliner Münzkabinett befindet sich noch ein zweites, sehr ähnliches Stück: Taf. XIII 2, auf welchem auf dem Averse Schwert und Kreuzchen in die eine Hälfte der vom Perlenrande umgrenzten inneren Fläche hineinkomponiert und die Buchstaben der Umschriften anders angeordnet sind. Die Umschrift des Reverses ist nicht ganz deutlich. Sicher zu lesen ist — die Punkte bedeuten hier die unklaren Buchstaben —: +.RV.V+ Oᔕ Im Besitze des Herrn Oberpostrates Dr. Viktor Katz in Prag ist ein anderes Stück: Taf. XIII, 3, dessen Avers von demselben, nur etwas ausgebesserten Stempel stammt, wie das zweite Berliner Exemplar, und dessen Rückseite die deutliche Umschrift VRATSAO + trägt. Zwei weitere Exemplare befinden sich in der Münzsammlung des Nationalmuseums in Prag: Taf. XIII 4 und 5. Der Avers des ersten rührt wieder von demselben Stempel her, wie der Avers der beiden vorangehenden Münzen, der Revers hat hingegen im Kirchengiebel vier Mondsicheln. Die Umschrift ist ganz klar VRATSVO + Das zweite hat denselben Avers, scheinbar ist auch der Stempel derselbe. Sein Revers ähnelt dem des zweiten Berliner Stückes. Die Umschrift lautet + VRF⊥OTᔕ

Schließlich muß noch ein sechster Denar aus der Sammlung des Herrn Karl Chaura, Münzhändlers in Prag, angeführt werden, der einen anderen

---

[1]) Die Abbildung erfolgte nach einem Gipsabgusse, den die Leitung des Münzkabinettes des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin nach ihrem Originale freundlichst zur Verfügung stellte. Auch das bei Friedensburg abgebildete Stück ist dem Berliner Originale nachgezeichnet.

[2]) Auch bei Friedensburg, l. c., wird als Nr. 2 ein zweites Stück aus der Sammlung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau als verwilderte Abart angeführt.

Typus aufweist: Taf. XIII 6. Auf dem Averse mit dem verwilderten Namen Boleslavs ist neben Schwert und Kreuzchen noch ein dritter, unklarer Gegenstand, auf dem Reverse ein Kirchengiebel, unter welchem drei nach aufwärts gewendete Mondsicheln angebracht sind. An Stelle der zwei unteren Querbalken befindet sich der nach rechts gewandte Buchstabe E. Die Umschrift lautet ᚷOᛁ⊢VVOᔕ[3]).

Ich bin überzeugt, daß damit die Zahl der von einem Fürsten namens Boleslav in einer Münzstätte Vratsao geprägten Denare nicht erschöpft ist. Mir selbst ist eine Reihe von Münzen von ähnlichem Typus bekannt, deren Umschriften auf dem Reverse sich höchstwahrscheinlich als Verwilderungen des Namens Vratsao deuten lassen. Es wiederholt sich wohl auch hier die bekannte Tatsache, daß mit der Verbesserung alter und der Anfertigung neuer Stempel nach alten schon vielfach verbesserten die Umschriften auf demselben Münztypus bis zur Unkenntlichkeit verderbt wurden. Wir wollen mit der Anführung solcher Stücke die weiteren Ausführungen nicht komplizieren, da ja die beschriebenen sechs Denare zu der im weiteren gegebenen Beweisführung vollkommen genügen. Es ist nun festzustellen, welchem Herrscher und welcher Prägestätte die Münzen mit dem Namen Vratsao angehören.

Es kann keine Frage sein und die numismatische Literatur ist darüber einig, daß es sich um einen böhmischen Denar eines der drei Boleslave handelt. Und da möchte ich gleich im vorhinein bemerken, daß schon aus allgemein historischen Gründen die Zuteilung an Boleslav III., der in den Jahren 999 bis 1002 regierte, und an die Münzstätte Breslau unmöglich ist, da zu seiner Zeit Schlesien nicht mehr unter böhmischer, sondern schon unter polnischer Herrschaft stand. Das bezeugt nebst anderen Quellen klar die in der Nachricht von der Schenkung des Gnesener Fürstentumes um das Jahr 992 durch den Polenherzog Mieszko I. an Papst Johann XV. gegebene Grenzenbeschreibung des polnischen Reiches, zu welchem darin Mittel- und Unterschlesien gezählt werden[4]), das Boleslav II. verlor, als er um das Jahr 990 sich auf die strategisch vorteilhaftere, auf die Sudeten, die obere Neiße mit dem festen Glatz und die obere Oder gestützte Linie zurückzog, um das Krakauer Land zu halten, welches dann gleich nach seinem Tode ebenfalls von den Polen besetzt wurde. Boleslav III. war zwar im Jahre 1003 am Hofe Boleslaw Chrobrys, bevor er von diesem wieder auf ganz kurze

[3]) Den Herren Dr. V. Katz und K. Chaura in Prag bin ich zu Dank verpflichtet, daß sie mir die betreffenden Denare zur Verfügung gestellt haben.

[4]) St. Zakrzewski, Bolesław Chrobry Wielki, S. 70 ff. Die an diese Vorgänge anknüpfende deutsche, polnische und tschechische Literatur ist sehr zahlreich. Sie wird zusammenfassend behandelt bei Novotný, České dějiny I. 1, S. 620 ff. und besonders jetzt bei Hrubý, Původní hranice biskupství Pražského. (Die ursprünglichen Grenzen des Prager Bistumes), in Časopis Matice Moravské 1926, Separatabdr. S. 46 ff. Vielfache darin vorkommende Meinungsverschiedenheiten betreffen nicht die Tatsache, daß Mittel- und Unterschlesien im letzten Jahrzehnte des 10. Jahrhunderts polnischer Besitz war.

Zeit in ſein böhmiſches Erbe eingeführt wurde, konnte aber gewiß unter dieſen Umſtänden nicht in Breslau prägen.

Es kommt alſo nur die Regierungszeit Boleslav I. und Boleslav II. in Betracht. Die Prägungen dieſer beiden Herzöge zerfallen in drei Hauptgruppen: in die Gruppe mit Schwert und Kirchengiebel, welche nach der bisherigen Literatur als bodenſtändig bezeichnet werden kann mit der Einſchränkung, daß im gleichzeitigen europäiſchen Münzweſen nicht Denare mit demſelben Averſe und Reverſe vorkommen; weiteres in die Gruppe der Denare vom bayriſch-ſchwäbiſchen Typus mit Kreuz und Kirchengiebel und ſchließlich in die Gruppe vom angelſächſiſchen Typus mit dem Bruſtbilde im Profile und der Hand Gottes. Damit iſt auch die zeitliche Folge der böhmiſchen Denare der beiden erſten Boleslav angegeben, natürlich aber ſo, daß ſie nicht gleich im reinen Typus zutage getreten und mit ihm verſchwunden, ſondern daß die einzelnen Bilder und ihre Teile früher und ſpäter, jedoch in anderer Durchführung, Anordnung und Kombination, ſowie mit anderen Beigaben und Ausſchmückungen vorgekommen ſind. Außerdem treten auch kleinere Gruppen mit ganz neuen Bildern auf, deren Vorbilder noch nicht alle beſtimmt ſind. Sehr intereſſant iſt die äußere Entwicklung der Denare der erſten Gruppe, vom Schwerttypus. Der Schrötling iſt zunächſt kleiner, ungefähr 18 mm im Durchmeſſer, und wächſt dann auf 20 mm und mehr. Auf dem Averſe befindet ſich anfangs ein Kirchengiebel ohne die zwei unteren Querbalken, an deren Stelle gewöhnlich der Buchſtabe E ſteht: Taf. XIII 7, dann erſcheint ein, ſchließlich zwei Querbalken. Die Umſchriften auf dem Averſe und Reverſe enthalten zuerſt nur den Namen des Prägeherrn Boleslav und der Prägeſtätte Praga, allmählich fügen ſie auch den Titel hinzu: Bolezlav dux, Praga civitas, natürlich mannigfach verkürzt und verderbt. Auf dieſe Weiſe münden die Denare mit Schwert und Kirchengiebel allmählich in jene vom bayriſchen Typus mit Kreuz und Kirchengiebel ein, wobei gerade unſere Münzen mit dem Namen Vratsao eine vermittelnde Rolle ſpielen: Taf. XIII 8 u. 9[5]). Den unmittelbaren Übergang bildet der Denar mit einem Pfeile. So erſcheint nun die Gruppe der Denare vom bayriſchen Typus als natürliche Fortſetzung der Denare vom Schwerttypus, zu welchen auch jene mit der Umſchrift Vratsao gehören. Wir müſſen nun fragen, wann ſie entſtanden iſt.

In der Schrift über den Denar des hl. Wenzel und die Anfänge des böhmiſchen Münzweſens[6]) habe ich eine genaue Gegenüberſtellung der böhmiſchen Münzen des 10. Jahrh. mit ihren Vorbildern und mit Hilfe von Stilvergleichung

[5]) Vgl. dazu Tafel I von Smolík's Werke: Denary Boleslava I., Boleslava II., Boleslava III. a Vladivoje (Die Denare Boleslav I., II. u. III. und Wladiwojs), Abhandl. der böhm. Akademie 1899. Dazu ſoll noch bemerkt ſein, daß Perlen- und glatte Kreiſe, durch welche ſich dieſe Denare von einander unterſcheiden, auch in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts abwechſelnd gebraucht wurden.

[6]) Denár knížeta Václava Svatého a počátky českého mincovnictví. Verlag der böhm. Akademie 1929, S. 49 ff.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

1–9. Böhmische Denare des 10. Jahrhunderts. 10, 11. Schlesischer und böhmischer Brakteat

S. 166 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

und Fundunterſuchung die zeitliche Folge ihrer Hauptgruppen durchgeführt. Dabei iſt klar hervorgetreten, daß die Prägungen des bayriſch-ſchwäbiſchen Typus, nämlich mit dem Kreuze, deſſen drei Ecken mit je drei Kügelchen geſchmückt ſind, mit dem Kirchengiebel und mit Inſchriften nach Art der Münzen des Augsburger Biſchofes Ulrich von Dillingen und des Bayernherzoges Heinrich II., an die Wende der Regierungszeit Boleslav I. und II. gehören, zum größten Teile aber noch unter Boleslav I. entſtanden ſein müſſen, weshalb auch Biagota, welche auf einigen von ihnen als Gemahlin Boleslavs angeführt wird, viel eher Gattin des erſten als des zweiten Herrſchers dieſes Namens war[7]). Große Heimatfunde, gehoben bei Tſchiſtěwes, Oſtroměř (beide bei Königgrätz) und Stará — Boleslav — Alt-Bunzlau[8]), welche eine feſtere zeitliche Umgrenzung geſtatten als die bunten Schätze, die auf den Wegen zur Oſtſee und an deren Küſte entdeckt wurden, und die Münzen aus aller möglichen Herren Länder und einer weiten Zeitſpanne enthalten, zeigen, daß die Regierungszeit Boleslav II. (967 oder 972—999) vollkommen ausgefüllt iſt mit Denaren der Typen: Hand oder Kreuz — Kirchengiebel mit der Inſchrift ONO u. ä., Hand oder Kreuz — Byzantiniſcher Kopf von vorn, Schwerter auf beiden Seiten, Schwert (zwei Schwerter) — Vogel, hauptſächlich aber Bruſtbild im Profil — Hand Gottes und Ausläufer Hand — Hand, Hand — Kreuz u. ä.[9]). Schon daraus und aus den früher angeführten typologiſchen Gründen erhellt, daß die beiden Gruppen vom Typus Schwert — Kirchengiebel und vom rein bayriſchen Schlage mit Kreuz und Kirchengiebel nebſt den Denaren von der bayriſch-ſchwäbiſchen Art, ſowie auch die damit zuſammenhängenden Münzen mit breiter Hand (nach angelſächſiſchem Beiſpiele) und Kirchengiebel in die Zeit Boleslav I. gehören und zwar die Denare vom Schwerttypus an deren Beginn. In der Arbeit über die Anfänge des böhmiſchen Münzweſens habe ich gezeigt[10]), daß die böhmiſchen Denare mit Kreuz und Kirchengiebel mit ihren bayriſchen Vorbildern Eberhards, Bertholds und Heinrich I. (937—955) faſt parallel laufen[11]). Es liegt eben im Weſen der Nachahmung, daß ſie ihrem Muſter bald nachfolgt, um mit ihm in Wettbewerb treten zu können. Dann müſſen aber

---

[7]) Wie ſchon Menadier, Funde deutſcher Münzen aus dem Mittelalter, Zeitſchr. f. Numismatik XV., S. 158 ff., und nach ihm Fiala, České denáry, Praha 1897, S. 228 richtig vermuteten.

[8]) Beſchrieben von Fiala in den Památky archaeologické XVII., S. 255 u. 337 ff. und Smolík, l. c., XX., S. 509 ff. Der im Vorjahre bei Stará Boleslav – Alt-Bunzlau gehobene Fund iſt noch nicht veröffentlicht. Von außerböhmiſchen Schätzen kommen zur Datierung eigentlich nur die Funde Olobok in Poſen (Fiala in Pam. arch. XV., S. 47, 114 u. 175 ff.) und beſonders Peiſterwitz bei Ohlau in Schleſien (Menadier, l. c., S. 101 u. 178 ff.) in Betracht, und zwar wegen der großen Zahl der böhmiſchen Münzen, die ſie enthielten.

[9]) Vgl. Fiala, l. c. Tafel II., 9 ff., V., 14 ff., I., 1–3, IV., 1 ff., 8 ff., III., 12 ff. u. 1 ff., Smolík, l. c., II. 38 ff., IV., 75, 77, III., 67 ff., V., 120 ff., VI., 141 ff., IV., 78 ff., V., 106 ff.

[10]) S. 56 ff.

[11]) Vgl. Dannenberg, Die deutſchen Münzen der ſächſ. und fränk. Kaiſerzeit I., Taf. 46 und Smolík, l. c., I. u. II.

die Denare mit Schwert und Kirchengiebel, also auch unsere Denare mit der Umschrift Vratsao ungefähr im ersten Jahrzehnte der Regierung Boleslav I., also etwa in den Jahren 929—940 entstanden sein.

Zur Bestätigung dieser Tatsache sei es noch gestattet, drei Funde namentlich anzuführen. In dem 1869 bei Nowý-Dwůr (in der Nähe von Dux) gehobenen Funde[12]) befanden sich neben Münzen des bayrischen Herzogs Heinrich I., aus der ersten Regierungszeit Heinrich II. (955—976) und des Augsburger Bischofs Ulrich von Dillingen (923—973) böhmische Denare mit Schwert und Kirchengiebel, vom bayrischen und bayrisch-schwäbischen Typus und solche mit der Inschrift ONO, also Münzen bis eben aus der ersten Zeit Boleslav II. Der Fund enthielt demnach böhmische Münzen mit dem Schwerte bloß auf dem Averse und in Verbindung mit dem Kirchengiebel auf dem Reverse. Der Fund von Mantschice bei Kolín vom Jahre 1890[13]) knüpft an den von Nowý Dwůr an mit den Denaren mit ONO. Es folgen dann die Münzen mit dem byzantinischen Kopfe von vorne, nach angelsächsischem Vorbilde und ihre Ausläufer und schließlich — Prägungen mit Schwertern auf dem Averse und Reverse und mit Schwertern und Vogel, ein Beweis, daß die beiden Gruppen vom Schwerttypus — einmal mit Schwert und Kirchengiebel, das zweitemal mit Schwertern auf beiden Seiten oder mit Schwertern und Vogel — in zwei ganz verschiedene Zeitepochen fallen. Dies wurde glänzend bestätigt durch den schon erwähnten Fund von Ostroměř, der nur Münzen aus der zweiten Hälfte der Regierung Boleslav II. enthielt, besonders solche nach angelsächsischer Art und die mit ihnen zusammenhängenden, durch den Namen des Boleslav auf dem Averse und Reverse charakterisierten Prägungen mit der Hand auf beiden Seiten oder mit Hand und Kreuz, darunter auch solche mit Schwertern auf dem Averse und Reverse und mit Schwertern und Vogel. Damit ist auch gesagt, daß die Denare vom Schwerttypus mit der Umschrift Vratsao nicht dieser Spätzeit des 10. Jahrh., sondern nur dem Anfange der Regierungszeit Boleslav I. angehören können. — Was bedeutet aber diese Umschrift Vratsao?

Friedensburg bezieht, wie schon gesagt, in seinem letzten Werke diesen Namen auf Wratislaw-Breslau. Früher[14]) hat er skeptischer geurteilt und gegen Menadier, welcher im Anschlusse an Jaźdzewski zuerst die Deutung auf Breslau vorschlug, die Denare mit dem Schwerte aber mit uns Boleslav I. zuteilte[15]), geltend gemacht, daß der Denar sicher böhmisch sei, Boleslav nie solange Breslau besessen hätte, um dort Münzen schlagen zu können, Namen

[12]) Fiala, l. c., S. 152.

[13]) Skalský in Numismatický Časopis Československý VI., S. 119 ff.

[14]) In Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter, S. 151 u. S. 318.

[15]) l. c., S. 160. Jaźdzewski, Wykopalisko Jarocińskie, Poznań 1879, S. 21. Hier wird aber auch schon VRATSAO als Verstümmelung von PRAGA CIVITAS in Erwägung gezogen.

wie Vratislav oft in Böhmen vorkommen und daß eine verwilderte Umschrift vorliegen könnte[16]). Eine vollkommen eindeutige Erklärung ist heute nicht möglich und wird vielleicht nie möglich sein. Meines Erachtens müssen vier Erklärungen in Erwägung gezogen werden; an der wahrscheinlichsten ist dann vorläufig festzuhalten. Die gesicherte Voraussetzung ist, daß wir Münzen des böhmischen Herzogs Boleslav I. vor uns haben. Vratsao kann sich dann 1. auf Vratislav I., den Vater Boleslav I. beziehen; kann 2. ein verderbtes Praga Civitas bedeuten, wenn wir statt R — G setzen, also dann statt VRATSAO — VGATSAO; kann 3. als Wratislaw — Breslau oder 4. als Vratislav, Vratslav in Ostböhmen gedeutet werden.

Ganz ausschließen möchte ich die beiden ersten Erklärungen. Wir kennen kein Beispiel im böhmischen Münzwesen, daß der Sohn den schon längst toten Vater auf seiner Prägung anführt. Insbesondere ist zu erwägen, daß Boleslavs Vorgänger auf dem Herzogsstuhle sein Bruder Wenzel war, den er zwar ermorden, dem er aber dann wohlweislich alle Ehre angedeihen ließ. Verständlicher scheint die zweite Deutung. Es würde sich wirklich manche sehr gelehrt klingende Erklärung erübrigen und man müßte nicht so oft zu den sogenannten Nachmünzen seine Zuflucht nehmen, wenn man die Fortbildung und Verstümmelung eines Typus durch die des Lesens und Schreibens unkundigen Stempelschneider des Mittelalters verfolgen würde und könnte. In unserem Falle könnte auf die bei Smolik auf Taf. I, 13 und 14 abgebildeten typenähnlichen böhmischen Denare mit verderbten Reversumschriften, sowie auf die Münzen Nr. 8 und 9 unserer Abbildungen hingewiesen werden mit den Umschriften PRAGA+O. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß es sich um eine ganze, wenn auch kleinere Gruppe von Prägungen handelt, welche wie die ganze große Gruppe der Denare mit Schwert und Kirchengiebel durch zwei Haupttypen repräsentiert wird, von denen der eine den Kirchengiebel ohne, der

---

[16]) Siehe auch Friedensburgs Artikel Schlesiens ältestes Münzdenkmal in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. II., S. 56. Dazu vgl. auch Seger, Die schlesischen Silberfunde der spät-slawischen Zeit, Altschlesien II. 2, S. 155, Anm. 2 und Holtzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert, Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 52. Bd., S. 11 ff., wo auch die Beziehung Vratsao auf Breslau als wahrscheinlich angenommen und Vratislav I. für den Gründer Breslaus gehalten wird. Den Ausführungen Holtzmanns kann ich nicht beipflichten, wie aus dem weiteren Texte ersichtlich ist.

Als diese meine Arbeit bereits in der Korrektur vorlag, wurde ich von Herrn Prof. Dr. H. Seger auf den mir unbekannt gebliebenen Artikel Friedensburgs „Die älteste schlesische Münze", Schles. Geschichtsblätter, 1919, Nr. 1, S. 16 ff., aufmerksam gemacht, in welchem die Zuteilung unseres Denars an Breslau und Boleslav I im Anschlusse an die Ausführungen Holtzmanns für ganz sicher erklärt wird. Es bleibt dann allerdings die Frage offen, warum Friedensburg in seiner letzten Arbeit Boleslav III. als Prägeherrn nennt. (Nach Angabe Dr. Gündels, der ihm bei der Zusammenstellung der Tafeln und bei den Korrekturen behilflich war, hat F. nur beiläufig erwähnt, daß er seine Ansicht über die Zuteilung an Boleslav I. geändert habe. Die Redaktion.) Nach Durchsicht des Artikels habe ich an den obigen Ausführungen, in welchen ja auch alle Gründe für die Zuteilung an Breslau besprochen werden, nichts zu ändern.

zweite mit den zwei Querbalken darstellt. Den ersten, einfacheren: Taf. XIII 6 kenne ich nur mit schon verwilderter Umschrift, den zweiten in fünf Exemplaren, die vielfach zusammenhängen, zugleich aber deutlich eine Fortbildung des Urtypus vorstellen und in die zeitlich nachfolgende Gruppe vom bayrischen Typus einmünden. Möglicherweise wird sich eine solche Weiterbildung auch an Stücken des ersten Typus, die mir nicht bekannt sind, schon heute aufweisen lassen, vielleicht werden neue Funde dies ermöglichen. Es ist auch ganz gut möglich, daß die eben angeführten Nr. 13 und 14 auf Taf. I in Smoliks Werke, von welchen das zweite Stück den Kirchengiebel ohne, das erste nur mit einem Querbalken darstellt, sowie noch manches andere Exemplar gerade hier einzureihen sind. Jedenfalls sind wir in diesem Falle nicht berechtigt, uns hinter die Erklärung einer verderbten Umschrift zu verstecken.

Die dritte Deutung des Vratsao, nämlich auf Wratislaw — Breslau hat bisher den größten Anklang gefunden. Sie ist gewiß philologisch möglich. Ist sie es auch historisch?

Menadiers Deutung stützt sich auf die Vermutung einiger polnischer Chronisten, daß der Přemyslide Bratislav I., der Vater des hl. Wenzel und Boleslav I., der Begründer der Burg Breslau, die in den Quellen slavisch Wrotizla, Wrozlaw, Wratislavia genannt wird, gewesen sei[17]). Diese Vermutung muß aber abgelehnt werden. Denn wenn auch die damaligen politischen Ereignisse in großes Dunkel gehüllt sind, soviel kann behauptet werden, daß Bratislav, der etwa in den Jahren 905 oder 915 bis 920 oder 921 regierte, und sein Vorgänger Spytihněv, die Söhne Bořiwojs, welcher das Christentum angenommen hatte, nur kraftvolle Stammeshäuptlinge waren, die von Prag aus Mittelböhmen beherrschten und mit Erfolg die Unterwerfung der übrigen, noch selbständigen böhmischen Stämme anstrebten, kaum aber längs der Oder so weit nach Norden vorgedrungen sind und dort eine Burg begründet haben[18]). Es ist sogar unsicher, ob so weit nach Norden der Einfluß des mächtigen Boleslav I. gereicht hat, der nach 936, als Otto I. anderweitig beschäftigt war, ein großes Reich errichtete, welches ganz Böhmen, Teile Schlesiens und das Krakauer Land bis zum oberen San umfaßte, dessen Grundstock das Prager und östlich davon das chorvatische Land war, das den Übergang zum Krakauer Besitz bildete, während Ober- und Mittelschlesien nur Randgebiet, nicht wesentlicher Bestandteil gewesen zu sein scheint[19]). Denn wenn auch in der Grenzbeschreibung des Prager Bistums, die in einer Urkunde Kaiser Heinrichs IV.

---

[17]) Vgl. Palacký, Dějiny národu českého I., Anm. 244.

[18]) Vgl. Novotný, l. c., S. 437 ff.

[19]) Die Literatur darüber ist sehr groß und kann hier nicht aufgezählt werden. Sie ist vermerkt bei Novotný, I. 1, S. 567 ff. und bei Hrubý. Hier wird nur wiedergegeben, was heute als gesichert betrachtet werden kann. Vgl. auch Kalousek, Tři historické mapy k dějinám českým, Praha 1885 (Drei historische Mappen zur böhmischen Geschichte) I.

vom Jahre 1086 enthalten und der Gründungsurkunde von etwa 973 entnommen ist, die Stämme zwischen Bober und Oder: Zlasane, Trebovane, Poborane und Dedosize genannt werden, konnte doch Breslau höchstens eine weit nach Norden vorgeschobene Grenzburg des Reiches Boleslav I. gewesen sein, in welcher eine einmalige Prägung zu Demonstrationszwecken nicht ausgeschlossen, aber ein, wie wir gesehen haben, länger dauernder, regelmäßiger Münzbetrieb kaum vorausgesetzt werden kann. Die große Entfernung von Prag würde auch den engen typologischen und münztechnischen Zusammenhang mit den Prager Prägungen, von dem wir gesprochen haben, unaufgeklärt lassen[20]).

Und so wird doch wohl an eine im engeren Sinne des Wortes böhmische Prägestätte zu denken sein. Es könnte zwar der Einwand erhoben werden, daß alle Denare mit Vratsao, soviel wir wissen, in Funden außerhalb Böhmens vorgekommen sind, in Jarocin, Althöfchen, Leißower Mühle und vielleicht auch anderswo. Ich habe aber nachgewiesen[21]), daß weitaus die meisten Münztypen Boleslav I. außerhalb der böhmischen Grenzen zutage getreten sind, und zwar auf den Wegen zum Baltischen Meere und an dessen Gestaden, wo sich dank den Wikingern der damalige Handel konzentrierte, und wo daher auch deutsche und angelsächsische Münzen in großer Zahl auftreten, zum Teile viel häufiger als in ihrer Heimat. Dieser Umstand bereitet also keine Schwierigkeiten. Wenn wir nun eine Prägestätte Vratsao innerhalb der böhmischen Grenzen suchen, kommt unseren heutigen Kenntnissen zufolge nur die vielfach berührte Ortschaft Bratslav in Ostböhmen bei Wysoké Mýto-Hohenmauth in Frage[22]). Die Burg, welche das Zentrum des Bratslaver, später Hohenmauther Kreises war und in den Quellen auch Bratislav und Bracislav heißt, spielte im frühen Mittelalter eine bedeutende Rolle[23]), besonders ist hervorzuheben, daß dort Herzog Svatopluk im Jahre 1108 Gericht hielt über das mächtige Geschlecht der Wrschowici, das zu deren Untergang führte[24]). Im 12. Jahrh. wurde hier ein Teilfürstentum begründet, das dann noch am Anfange des 13. Jahrh. in den

---

[20]) Die von Menadier für das weit südlicher gelegene Nimptsch in Schlesien, das zum Reiche Boleslav I. und seines Nachfolgers gehört hat, in Anspruch genommenen Prägungen (Fiala, Tafel V., 12 und 13) habe ich als Prager Denare aus der Zeit Boleslav III. und Boleslav Chrobrys bestimmt. Siehe die angeführte Schrift, S. 46 ff.

[21]) l. c., S. 18.

[22]) Fiala, l. c., S. 70 und Staré mincovny (Alte Münzstätten) in Věstník Numismat. Spol. III., 1921, S. 100, Smolík, l. c., S. 46, Friedensburg, Schlesiens ältestes Münzdenkmal, S. 56.

[23]) Sie wird urkundlich zum ersten Male zum Jahre 1073 erwähnt und dann gleich ungefähr z. J. 1088. Friedrich, Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae I., Nr. 386 und 387. Beide Urkunden sind zwar Fälschungen des 12. Jh., enthalten jedoch ursprüngliche Angaben, welche im ersten Falle bestimmt in die Jahre 1086 – 1087 fallen. Vgl. Novotný, l. c., S. 285 und Nohejlová, Příběhy kláštera Opatovického (Geschichte des Klosters Opatovice), Prag 1925.

[24]) Cosmas in Bretholzs Ausgabe S. 190. Vgl. dazu auch die betreffenden Stellen bei Novotný.

Händen der Děpoltici, einer Nebenlinie der Přemysliden war, die vielleicht hier auch geprägt haben. Die archäologische Forschung stellte hier die Untermauerung eines bedeutenden Fürstenpalastes fest, welcher sehr wohl schon im 10. Jahrh. bestehen konnte[25]). Über Vratslav ging auch ein vielbenützter Zollweg nach Mähren.

Diese Tatsachen machen es wahrscheinlich, daß auf Vratslav im 10. Jahrh. einige Zeit eine Prägestätte tätig sein konnte, aus der die vorhin besprochenen Denare hervorgegangen sind. Zumal im 10. und anfangs des 11. Jahrh. in Böhmen neben Prag und Wyschehrad auf Denaren noch andere Münzstätten genannt werden: Die slavnikingischen Libice und Malín, die přemyslidischen Mělník, Plzeň-Pilsen, Kouřim und Mogiln, das wir bis jetzt nicht bestimmt lokalisieren können. Außerdem kommen auf vielen Denaren Umschriften vor, die sich nicht entziffern lassen und von denen einige gewiß Namen von ehemaligen Prägestätten bedeuten sollen.

Der Beziehung von Vratsao auf Vratslav in Ostböhmen scheint jedoch ein großes Hindernis im Wege zu stehen. Die Münzen, welche diesen Namen tragen, sind přemyslidisch, Vratslav lag aber in jener Zeit, wie fast allgemein angenommen wird, nicht auf přemyslidischem Boden. Die spärlichen und unklaren Quellennachrichten lassen auch hier den verschiedensten Vermutungen die Tore offen. Es ist aber wahrscheinlich, daß in der ersten Zeit der Regierung Boleslav I. gerade über Vratslav auf der Linie mittlere Elbe — Tschäslav — Chrudim — Litomyschl die Grenze ging zwischen zwei noch selbständigen Fürstentümern. Südlich lag das Zlicer Land des Radslav, nördlich das chorvatische Reich des Slavník[26]). Im oder sehr bald nach dem Jahre 936, als das Deutsche Reich nach dem Tode Heinrich I. mit inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, vertrieb Boleslav I. Radslav, besetzte sein Land, das er dann später dem Slavník übergab, welcher wahrscheinlich in diesen Kämpfen sein Bundesgenosse war und so plötzlich als Herr eines großen Reiches auftritt, das von Glatz und dem Riesengebirge aus die ganze östliche Hälfte Böhmens umfaßte und bis an die Südostabhänge des Böhmerwaldes reichte, aber in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnisse zu dem nach westlichem Muster besser organisierten Reiche Boleslav I. stand, da dieser sonst Schlesien und das Krakauer Land nicht hätte besetzen und halten können. Erinnern wir uns nun der nach stilistischen Merkmalen und durch Funduntersuchung ermittelten Entstehungszeit der Denare mit der Umschrift Vratsao, die den Übergang zur Gruppe vom bayrischen Typus bildete. Sie stimmt auffallend überein mit den politischen Ereignissen von 936 und den nachfolgenden Jahren. Die vorher-

---

[25]) Schránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin-Leipzig 1928, S. 317.

[26]) Ich berufe mich hier besonders auf die scharfsinnigen Untersuchungen Hrubýs, die der Wahrheit, wie mir scheint, am nächsten kommen. Leider ist es an dieser Stelle nicht möglich, die Gründe für und dagegen anzuführen.

gehenden Ausführungen gestatten wohl mit großer Wahrscheinlichkeit den Schluß, daß in dieser Zeit unsere Denare von Boleslav I. auf einer Burg Vratsao geschlagen worden sind, welche innerhalb der Grenzen des eigentlichen Böhmen gelegen ist. Solange uns die historische Topographie und die archäologische Forschung nicht mit einer anderen Burg dieses Namens bekannt macht, müssen wir Bratslav in Ostböhmen als Prägestätte dieser Münzen annehmen.

Und so bleibt wohl Friedensburgs ursprüngliche Ansicht zu Recht bestehen, daß „Schlesiens ältestes Münzdenkmal" die bekannte, in Breslau geprägte Münze Boleslaw Chrobrys mit dem Haupte Johannes des Täufers ist. Es bleibt nur zu erwägen, ob sie nicht älter ist, als Friedensburg annimmt, der sie in das Jahr 1017 vorlegt, als Boleslaw von Breslau aus den Widerstand gegen Kaiser Heinrich leitete, welcher damals Nimptsch belagerte, und ob sie nicht eher mit der Gründung des Bistumes in Breslau vor dem Jahre 1000 in Verbindung zu setzen sei.

2.

In der Menge der größeren schlesischen Brakteaten weist ein einziger eine Umschrift auf. Er wird in Friedensburgs letztem Werke unter Nr. 93 angeführt, auf Taf. 1 abgebildet und Heinrich I. von Breslau (1201—1238) zugeschrieben: Taf. XIII 10[27]). Das Gepräge zeigt einen nach rechts blickenden Adler mit einer mondförmigen Binde auf der Brust. Über der Binde sieht man einen senkrechten Stab. Zwei keilförmige Vertiefungen auf der Brust des Adlers erwecken die Vorstellung eines W, das von Friedensburg auf Wratislavia—Breslau gedeutet wird. Seine Zuteilung gründet der verewigte Forscher auf die ganz außerordentlich auffallende Ähnlichkeit dieses Brakteaten mit einem anderen, böhmischen: Taf. XIII 11, vorstellend ein gekröntes Brustbild unter einem Dache zwischen zwei Türmen, welcher allgemein Přemysl I. Ottakar (1197—1230) zugeschrieben wird. Die Umschrift auf dem schlesischen Brakteaten lautet: ✠ hEIIIRICVS DVX, auf dem böhmischen: ✠ RЄX · OTTAKARVS Friedensburg setzt die Abhängigkeit der schlesischen Münze von der böhmischen und in jener Zeit des schlesischen Münzwesens überhaupt vom böhmischen voraus und erklärt sie mit dem rechtlichen und technischen Einflusse des hochentwickelten böhmischen Bergbaues auf den schlesischen[28]).

Es steht mir nicht zu, die Zuteilungen des verdienstvollen Historikers des schlesischen Münzwesens anzufechten, und meine Kenntnisse reichen nicht aus,

---

[27]) Dieser Brakteat wurde für das Nationalmuseum in Prag aus der Auktion der Sammlung schlesischer Münzen und Medaillen des Herrn Fritz Löffler (Breslau) bei Adolph E. Cahn in Frankfurt angekauft (siehe Versteigerungs-Katalog 73, 1932, Nr. 23).

[28]) Vgl. dazu Friedensburg, Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter, S. 13 und 165 ff.; Derſ., Ein großer Brakteat Herzog Heinrichs von Schlesien, Archiv für Brakteatenkunde I. 71 ff., Fiala, l. c., S. 199 ff., Tafel XX., 1–3. Als Nr. 4 wird auch hier der stil- und fabrikgleiche schlesische Brakteat des Heinricus dux abgebildet.

neue aus schlesischen Verhältnissen heraus zu begründen. Da aber bei der Zuteilung einer schlesischen Münze die stilistische Abhängigkeit von einer böhmischen die entscheidende Rolle gespielt hat, sei es mir gestattet, auf die Haltlosigkeit der bisherigen Zuweisung dieser böhmischen Prägung aufmerksam zu machen, eine andere, völlig abweichende kurz zu begründen und so indirekt zur richtigen Einreihung auch der schlesischen beizutragen.

Von Brakteaten mit dem Namen Ottakars sind vier einander sehr ähnliche Typen bekannt, die sich hauptsächlich durch die Größe unterscheiden. Der Durchmesser beträgt 31, 29, 26, 24 mm, das Gewicht 0,79, 0,78, 0,87 (!), 0,57 g, die Feinheit ungefähr 0,900[29]). Unsere Abbildung stellt den zweiten Typus dar, dessen Schrötling sich mit dem des schlesischen deckt, welchem er auch in Gewicht und Gehalt sehr nahe kommt. Als Fundorte dieser Münzen war früher nur der jetzige Standort des Masaryk-Bahnhofes in Prag und Dokšy bei Mnichovo Hradiště-Münchengrätz bekannt, obwohl diese Brakteaten nicht gerade zu den seltensten zählen. Die bis vor kurzem unerschütterte Ansicht, daß sie Prägungen Přemysl I. Ottakars seien, fußt auf Fialas Zuteilung, die von der Voraussetzung ausgeht, daß man in Böhmen nicht von den zweiseitigen, beschrifteten Denaren sofort zu den stummen und großen Brakteaten übergegangen sei, welchen vielmehr durch unsere kleineren beschrifteten und ihnen ähnlichen der Weg bereitet wurde. Der zweite ausschlaggebende Grund Fialas ist die Ähnlichkeit mit dem schlesischen Brakteaten des Heinricus dux, den er mit Friedensburg Heinrich I. von Breslau zuschreibt, und welcher nach seiner Meinung in derselben Münzstätte bei Gelegenheit der Hochzeit des Sohnes Heinrich I. mit Přemysls Tochter Anna im Jahre 1216 entstanden ist.

In Wirklichkeit ist aber kein Beleg dafür zu finden, daß man in Böhmen vor der Regierungszeit Přemysl II. Ottakars mittlere und kleine Brakteaten geprägt hätte. Im Gegenteile führt eine sorgfältige Betrachtung der ikonografischen Entwicklung und ein kritisches Studium der Funde zur festen Überzeugung, daß in der Zeit von etwa 1210, wo die zweiseitigen Denare aufhören, bis etwa 1260 hier nur große Brakteaten vom Durchmesser 42—34 mm mit dem thronenden Herrscher nach meißnischer Art im Umlaufe waren, wobei die Tendenz vom größeren Schrötling zum kleineren ging[30]). Es ist vor allem wichtig, die Ursachen festzustellen, die in Böhmen zur Brakteatenprägung geführt haben. In der zweiten Hälfte des 11. und im ganzen 12. Jahrhundert gehören fremde Münzen in böhmischen Funden zu den großen Seltenheiten. Der

---

[29]) Alle vier befinden sich in der Münzsammlung des Nationalmuseums.

[30]) Ich gebe hier in den für unsere Zwecke allerwichtigsten Zügen die Ergebnisse meiner Untersuchungen über den Beginn und die äußere Entwicklung der böhmischen Brakteatenprägung wieder, die ich im Numismatický Časopis Československý VIII., 1932, S. 28 ff. veröffentlicht habe. Ich muß hier allerdings auch darauf hinweisen, daß die Verhältnisse in Mähren scheinbar anders gewesen sind als in Böhmen.

Pfennig galt eben nur dort, wo er geschlagen war. Da beginnen aber am Anfange des 13. Jahrh. mit den deutschen ländlichen und städtischen Kolonisten, die König Přemysl I. ins Land rief und hier ansiedelte, in Mengen große meißnische Brakteaten über die Nordgrenzen zu strömen. Sie kommen zunächst in den Funden allein vor, dann allmählich mehr und mehr vermengt mit Brakteaten, die ihnen in Bild und Größe, aber auch in Gewicht und Gehalt vollkommen nachgebildet sind, nur daß sie statt des ungekrönten den gekrönten Herrscher darstellen. Es sind zum allergrößten Teile Prägungen der Könige Přemysl I. und Wenzel I. (1230—1253), entstanden in Böhmen, aber auch im Bautzener und Görlitzer Lande, welche bewußt die beliebten meißnischen Brakteaten nachahmen, um sie aus den Händen der Kolonisten und der heimischen Bevölkerung zu verdrängen und den aus dem Münzregal fließenden Gewinn zu wahren[31]). Brakteaten von diesem Typus werden noch in der ersten Zeit, etwa in den ersten zehn Jahren der Regierung Přemysl II. Ottakars geprägt, wenn auch der Schrötling, wie schon gesagt, kleiner wird. Sie machen ebenso wie die Meißner und parallel mit ihnen die Entwicklung zur Knopfform durch. Ihre zeitliche Folge ist charakterisiert durch die großen heimischen Funde: Wlaschim, Zlontschice, Chodouny, Stihnov, Heřmanice-Hermsdorf, Zálezly[32]). Dann tritt fast plötzlich ein Umschwung ein. In zwei ausländischen Funden Borne, südlich von Magdeburg, und Paffenmünster bei Straubing in Bayern[33]) gesellen sich zu den großen Brakteaten Hermsdorfer Art mittlere und kleinere böhmische hinzu, von denen einige schon durch den darauf angebrachten österreichischen Bindeschild nur Přemysl II. angehören können. Mit diesen kommen dann in böhmischen Funden in großer Zahl mittlere und kleinere Brakteaten vor, die sich nicht nur in Form, Größe und Gewicht, sondern auch ikonografisch ganz vom meißnischen Muster abwenden und dem bunten Bilderkreise anschließen, den wir auch auf den gleichzeitigen mährischen und schlesischen Prägungen begegnen[34]). In ihrer Reihe nehmen die früher erwähnten, mit dem schlesischen Brakteaten des Heinricus dux eng verwandten Münzen mit der Umschrift Rex Otadkaruz eine besondere Stelle ein, weil sie den Prägeherren angeben, der niemand anderer sein kann als Přemysl II. Ottakar.

Etwaige Zweifel daran beseitigt vollkommen der Fund von Kolín aus dem Jahre 1929[35]), der nur Brakteaten aus ungefähr den letzten drei Jahrzehnten des 13. Jahrh. enthielt, darunter auch meißnische aus der Spätzeit Heinrich des Erlauchten (1221—1288) und des Böhmenkönigs Wenzel II., also aus dem

---

[31]) Diese Tatsachen sind zugleich eine glänzende Bestätigung der alten Kolonisationstheorie, gegen welche bekanntlich Bretholz – ohne Erfolg – zu Felde gezogen ist.

[32]) Vgl. dazu bei Fiala die Tafel XXIII. ff.

[33]) Bahrfeldt, Der Brakteatenfund von Bore, Berlin 1909 und Raimann, Der Münzfund von Pfaffenmünster, Mitteil. d. Bayer. Num. Ges. XIV., S. 67 ff.

[34]) Vgl. Fiala, Tafel XX, XXII und XXXII.

[35]) Siehe meine Beschreibung dieses Fundes l. c., S. 44 ff.

Ende des 13. Jahrh. Unter den böhmiſchen waren ſolche mit dem öſterreichiſchen Bindenſchild. Mehr als die Hälfte des Fundes bildeten mittlere Brakteaten mit einer heraldiſchen gekrönten Harpye (ähnlich Fiala XX., 21 und XXII., 23), die bei Eger zuſammen mit den erſten Prager Groſchen vorkamen, welche bekanntlich im Jahre 1300 eingeführt wurden. Außerdem kam im Koliner Funde auch ein Bruchſtück unſeres Brakteaten mit der Umſchrift Rex Otadkaruz vor. Es ſei noch bemerkt, daß faſt alle Typen nur mit einem oder ganz wenigen Stücken beſetzt, und daß die meiſten Brakteaten zerbrochen und vielfach zerknittert waren.

Iſt aber der Brakteat des Rex Otadkaruz eine Prägung Přemyſl II., nicht Přemyſl I. Ottakars, dann kann der Brakteat des Heinricus dux nicht Heinrich I. von Breslau angehören. Für die unmittelbare Stilverwandtſchaft und Fabrikähnlichkeit hat Friedensburg ſoviel überzeugende Gründe angeführt, daß ich ſie gar nicht zu vermehren wage, und daß ſie einer Vermehrung auch nicht bedürfen[36]). Die Ähnlichkeit iſt ſo groß, daß Fiala, der ſcharfblickende Praktiker, beide Münzen als ganz gleichzeitige Erzeugniſſe derſelben Münzſtätte betrachtete. Ich möchte nur noch einmal auf die bei mittelalterlichen Münzen und beſonders bei Brakteaten auffallende Übereinſtimmung im Gewichte (0,78, 0,72 g) und in der Feinheit (0,900, 14 Lot) hinweiſen. Und weiter: beide Brakteaten, von denen der ſchleſiſche doch zu den großen Seltenheiten zählt und der böhmiſche nicht gerade häufig iſt, ſind zweimal in demſelben Funde vorgekommen. Der große Fund von Saleſche konnte leider nicht genau erforſcht und beſchrieben werden, aber die böhmiſchen Stücke, die ich aus der Beſchreibung kenne und die ich geſehen habe und welche die Hauptmaſſe des Fundes bilden, ſind alle in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. zu verweiſen, weshalb wohl auch Friedensburg ſelbſt hier bei der Zuteilung des Brakteaten mit der Umſchrift Rex Otadkaruz zwiſchen Ottakar I. und II. ſchwankt[37]). Im böhmiſchen Funde von Dokſy bei Mnichovo Hradiſchtě-Münchengrätz waren jedoch nur die hier beſprochenen böhmiſchen und ſchleſiſchen Brakteaten in mehreren Exemplaren[38]) vorhanden, wodurch klar bewieſen iſt, daß ſie zeitlich eng zuſammengehören.

Dann kann aber auch kein Zweifel darüber beſtehen, welchem Heinrich der ſchleſiſche Brakteat zuzuteilen iſt. Es iſt Herzog Heinrich IV. von Breslau (1266—1290) der Zeitgenoſſe Přemyſl II. Ottakars, der in der Schlacht auf dem Marchfelde auf deſſen Seite gegen Rudolf von Habsburg kämpfte. Dazu iſt zu bemerken, daß Friedensburg mit guten Gründen den Schatz von Saleſche für die Barſchaft eines ſchleſiſchen Teilnehmers an dieſer Schlacht hält.

---

[36]) Im Artikel „Ein großer Brakteat Heinrichs I. von Schleſien", S. 5 ff. — Der hier in unſeren „Berichtigungen" abgebildete Brakteat iſt etwas undeutlich, aber man vergleiche die Abbildung in Friedensburgs „Die ſchleſiſchen Münzen" mit dem böhmiſchen Brakteaten Přemyſl II.

[37]) Friedensburg, Der Brakteatenfund von Saleſche, Altſchleſien I. 1, 1922, S. 27 ff.

[38]) Fiala, S. 199.

Diese Feststellung ist sehr wichtig, weil Friedensburg an den Breslauer Brakteaten, wie er annahm, Heinrich I., wie wir aber bewiesen haben, Heinrich IV. in zweierlei Hinsicht bedeutsame Schlüsse knüpft. In der Entwicklung des mittelalterlichen schlesischen Münzwesens sieht er in ihm ein Grenzmal zwischen den kleinen Brakteaten nach polnischer und den größeren nach böhmischer Art, das ungefähr zum Jahre 1230 zu setzen sei. Zweitens ist er ihm ein Beweis für den Einfluß des böhmischen Münzwesens auf das schlesische[39]). In beider Hinsicht kann ich mir, wie schon gesagt, kein Urteil zutrauen. Ich möchte aber doch auch nicht verschweigen, daß mir der Heinricus-Brakteat eine besondere, bei einem bestimmten Anlasse in engem Zusammenhange mit dem Odtakaruz-Brakteat erfolgte Prägung zu sein scheint, die in der Reihe der übrigen größeren schlesischen Brakteaten eine ziemlich selbständige Stellung einnimmt. In Übereinstimmung mit Friedensburgs später geäußerter Meinung glaube ich annehmen zu dürfen, daß heute eher von einem Einfluß der schlesischen Brakteaten auf die böhmischen der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. gesprochen werden kann als umgekehrt, schon deshalb, weil die Prägungsart den grundlegenden Arbeiten dieses bedeutenden Münzforschers zufolge längst in Schlesien üblich war, bevor sie Přemysl II. Ottakar in Böhmen einführte, wie wir festgestellt haben.

Ein mittelalterlicher Goldschatz aus Jauer

Von Christian Gündel

Bücher haben zuweilen ihre Geschichte: Im Jahre 1870 übergab der Pastor G. Starke aus Skoiskau (heute Koiskau) bei Groß Baudiß dem damaligen „Verein für das Museum Schlesischer Altertümer" ein 60 Folioseiten starkes Buch mit dem handschriftlichen Bericht über einen Goldmünzenfund, der 1726 in Jauer gemacht worden war. Das Manuskript nahm der schlesische Münzforscher Hugo Freiherr von Saurma an sich, um es zu bearbeiten. Ohne, daß er dazu gekommen wäre, starb er 1897. Das Buch blieb in seiner Bibliothek vergessen, bis es im September 1931 der Neffe des Münzforschers, Max Freiherr von Saurma-Jeltsch wiederfand und dem Museum zurückgab. Die berühmte Duplizität der Ereignisse brachte es mit sich, daß wenige Wochen danach eine völlig gleiche Abschrift des Manuskriptes auftauchte.

Der Bericht hat den langatmigen Titel: „Eigentliche aus denen Gerichts-Actis gezogene Nachricht von wegen des bey dem Hospital-bau zu Jauer Von Einem Invaliden Soldaten Nahmens George Scholtze den 16. July 1726 aufgefundenen Schatzes, nebst einer Anmerckung und beyfälligen gedancken über

[39]) Daran mußte er aber schon bei der Beschreibung des Fundes von Salesche natürlicherweise zweifeln; l. c., S. 33. Vgl. auch seine Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit, München-Berlin 1926, S. 79.

die erhabene Species derer Ducaten, auch unter währendem bau angetroffenen irdenen Gefäß und töpfe"[1]). Der Verfaſſer, Chriſtian Ernſt Schindler von Prinzendorf, „der Röm. Kayſ. Maj. Königl. Fiscal und Camer Procurator in denen Fürſtentümern Schweidnitz, Jauer undt Liegnitz", ließ ſeinen Bericht mehrfach abſchreiben, ſo daß nun mehrere Exemplare desſelben vorhanden ſind, die alle den gleichen Wortlaut haben und am Schluß die Unterſchrift Schindlers aufweiſen.

Der Fund iſt in mehr als einer Hinſicht intereſſant. Bedauerlich iſt nur, daß er kurz nach ſeiner Auffindung verkauft und in alle Winde verſtreut wurde. Luſtig zu leſen iſt der Bericht über die Fundumſtände. Das alte Spital zu St. Adalbert in Jauer war baufällig und entſprach längſt nicht mehr den beſcheidenſten Anforderungen; denn der Bericht beſagt, daß „Zeithero Männer und Weiber in einem Zimmer contra decentiam beyſammen gewohnet". Der Kaiſer, um eine Unterſtützung angegangen, ſtellte einiges Geld zur Verfügung, und man begann ſofort mit den Vorbereitungen zum Bau. Bei den Schachtarbeiten war der invalide Soldat Georg Scholtz beſchäftigt, „welcher unter ſeiner Arbeit, den 16. July 1726 früh in der 9ten und 11ten Stunde, alß in der Mitten des alten Hoſpitalhauſes zu aufführung einer neuen Mauer der grund gegraben worden, gleich bey der Kuchel auf der Stelle, wo dermahlen die Erſte Stiege hinaufgeführet iſt, beynahe 2 Ehlen tieff, unter auswerffung des Schuttes einen Schatz gefunden, der nach ausweiſung derer gerichts Acten in Currentgelde Tauſend Sechshundert und Ein- und dreyßig Gulden Rheiniſch 47 Kreuzer 3 heller betragen an und vor ſich hingegen in zweyen von Cronengold Zuſammen geſchmoltzener Stängeln und verſchiedenen goldſtücken oder Ducaten beſtanden, die in ungefähr fünf radfuhren /: weilen die müntzen in nichts eingepackt, oder in etwas Verwahret geweſen: / zerſtreuter aus der Erden gebracht worden". Scholtz vertraute ſein Geheimnis nur ſeiner Frau an, und beide beſchloſſen, das Geld für ſich zu verwerten. Der Soldat fuhr zweimal nach Liegnitz, wechſelte einige Stücke ein und kaufte von dem Erlös Kleider für ſeine Familie. Nicht lange währte die Freude des Finders. Schon zehn Tage nach Auffinden des Schatzes wurde das Kind des Invaliden dabei beobachtet, wie es auf offenem Markte mit einem Goldſtücke ſpielte. Argwöhniſche Nachbarn meldeten dies dem Magiſtrat, der am 27. Juli während der Abweſenheit des Soldaten eine Hausſuchung vornahm, die ein verblüffendes Ergebnis brachte: in einer tönernen Sparbüchſe und in Lumpen unter Tellern verſteckt, kamen 305 Stück Goldgulden und einiges Currentgeld ans Tageslicht. Bei ſeiner Rückkehr wurde der Soldat ſofort verhaftet und einem Verhör unterzogen. Die Frage, warum er den Schatz nicht abgeliefert habe, beantwortet er

[1]) Die ebenfalls beim Bau gefundenen Töpfe gehören, ſoweit ſich dies aus den beigegebenen Skizzen erkennen läßt, dem Beginn des 15. Jahrhunderts an und ſtehen in keiner Beziehung zum Münzfund.

äußerſt geriſſen: „Bitte umb Verzeihung, ich habe gedacht, weilen ich ſo elende, und allezeit gebetet, daß mir Gott helfen ſolle, ſo habe ich gedacht, Gott habe es mir derentwegen beſcheret und daß es mir bleiben würde". Mochte nun auch der Rat dieſen kindlichen Glauben einem ehemaligen Soldaten nicht recht zutrauen, ſo wollte er doch die Ausſage auch nicht ohne weiteres als platten Schwindel behandeln. Er übergab daher die ganze Angelegenheit dem königlichen Amt in Jauer, das ſie — wohl aus den gleichen Gründen — an den Kaiſer nach Wien weiterleitete. Dieſer entſchied, daß dem Georg Scholtz „Zu einer Ergötzlichkeit nicht nur die von ſothanem gelde ſich bald angeſchaften Mobilien verbleiben, ſondern auch ad dies vitae wöchentlich Ein Gulden gereichet, nach ſeinem Tode aber ſein weib ins Hoſpital aufgenommen und das Kind zur Schule angehalten werden ſolle". Die gefundenen Münzen ſollten aber nicht eingeſchmolzen, ſondern an Liebhaber und Sammler von Münzen verkauft werden. Der Erlös ſollte gemäß der kaiſerlichen Verfügung zum Neubau des Hoſpitals verwendet werden. Bei einer genauen nachträglichen Unterſuchung des Fundortes wurden noch eine ganze Anzahl Goldgulden und einige Goldſtücke größeren Formates gefunden. Rechnet man die von Scholtz eingewechſelten dazu, ſo kommt man auf die anſehnliche Summe von mindeſtens 404 Goldſtücken und die beiden Stangen Kronengold.

Das gemünzte Geld ſetzt ſich aus 14 verſchiedenen Sorten zuſammen, die in zwei Gruppen zu teilen ſind: die großen Schildgulden und die kleineren Goldgulden. Von jeder Gattung wurde ein Exemplar an den Superintendenten M. Gottfried Dewerdeck[2]) in Liegnitz geſandt, der aber wenige Tage vor Eintreffen der Münzen verſtorben war. Nun beauftragte man den Fiskal Chriſtian Ernſt Schindler mit der Abfaſſung eines eingehenden Berichtes über Alter, Herkunft und Wert der Goldmünzen. Schindler hat ſich redlich bemüht, ſeinen Auftrag ſo gewiſſenhaft wie möglich auszuführen. Wenn er beim Beſtimmen einige Male am Ziele vorbeigeſchoſſen hat, ſo muß man ihm zugute halten, daß die Münzkunde damals noch reichlich in den Kinderſchuhen ſteckte. Auch machte er ſich ſeine Arbeit erheblich ſchwerer als ſie war, und er entfaltet eine blühende Phantaſie, die ihn zu manchmal recht ſonderbaren Schlüſſen verführt.

Von der erſten Gruppe, den großen Schildgulden, waren nur drei verſchiedene vorhanden, von den Goldgulden elf. Das folgende Verzeichnis iſt in der Reihenfolge der Aufzählung Schindlers aufgeſtellt.

1. Deutſches Reich

Kaiſer Ludwig d. Bayer (1314—1347), Schildgulden (Chaise d'or, Real, Goldſchild) ✠ LVDOVICVS · DEI · GRA · ROMANORVM · IMP. Thronender

[2]) M. Gottfried Dewerdeck, Archidiaconus und Bibliothekar bei St. Peter und Paul in Liegnitz, iſt in der ſchleſiſchen Münzforſchung kein Unbekannter: 1711 erſchien ſein Buch „Silesia numismatica oder Einleitung zu dem Schleſiſchen Münzkabinett".

Herrſcher mit Schwert und Schild. Rſ.: XPC:[3]) VINCIT : XPC : REGNAT : XPC : IMPERAT : In Vierpaß Kreuz mit Kleeblattenden und Blütenknoſpen. (Abb. 1.)

2. Frankreich

Philipp VI. (1328—1350). Ecu d'or (Denier d'or à l'écu). 1337 zum erſten Male geprägt. ✠ PhILIPPVS : DEI · GRA · FRANCORVM : REX. Bild ähnlich 1. Rſ.: wie 1.

3. England

Eduard III. (1327—1377). Schiffsnobel. Wurde erſtmalig 1344 zur Erinnerung an den am 22. Juli 1340 über 30 000 Franzoſen und 230 Schiffe errungenen Seeſieg bei Sluys geſchlagen. EDWARD · DEI · GRA · REX · ANGLI · FRANC · IB · In einem Schiff Halbfigur des Herrſchers mit Schild und Schwert. Rſ.: ✠ IhC · AVTEM · TRANSIENS · P · MEDIVM · ILLORVM · IBAT · In Achtpaß Kreuz, Leoparden, Lilien und Kronen. (Abb. 2.)

4. Florenz

Republik. (Erſte Hälfte des 14. Jahrhunderts.) Goldgulden. (Fiorino d'oro, Floren.) S · IOHANNES · B · Johannes der Täufer in ganzer Figur. Mzz. Muſchel. Rſ.: ✠ FLORENTIA · Heraldiſche Lilie. (Abb. 3.)

1 Schildgulden Ludwigs d. Bayern; 2 Schiffsnobel Eduards III. von England; 3 Goldgulden der Republik Florenz; 4 Goldgulden eines Biſchofs von Cambrai; 5 Goldgulden Herzog Wenzels I. von Liegnitz

[3]) XPC = Chriſtus.

5. Florenz

wie 4. Mzz. Fisch.

6. Florenz

wie 4. Mzz. Halbmond mit Stern.

7. Florenz

wie 4. Mzz. Heuschrecke.

Florenz war eine der Städte, die mit der Prägung von Goldstücken kleineren Formats begann. Die Florene erfreuten sich in ganz Europa außerordentlicher Beliebtheit, weshalb viele Fürsten den Floren nachprägten[4]). Die nun folgenden Stücke gehören zu dieser Gruppe und unterschieden sich vom Floren nur durch die Umschrift der Rückseite, die hier also nur wiedergegeben zu werden braucht.

8. Frankreich

Humbert II., Graf von der Dauphiné. (1333—1349.) ✠ hV · DPh · VIEИS · (= Humbertus Delphinus Vienensis).

9. Orange

Vielleicht noch unter Bertram (1282—1335) geprägt. R ✱ DI G P ДURД · Die Umschrift ist von Schindler nicht richtig gelesen worden; er setzt an Stelle des Д ein D und deutet die Inschrift daher: R (Name) D(e)I G(ratia) P(rinceps oder Podestà) ADR(i)A(e). Die Stadt Adria hat als Vasall Venedigs nie eigenes Geld geschlagen.

10. Frankreich

Cambrai, Goldgulden eines Bischofs aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. HLOR PSV CД (Florenus praesuli Camaracensis). Das wenig übliche praesul für episcopus ist auf Münzen der Gegend von Metz und Cambrai nicht selten. Schindler nimmt mit Unrecht diese Münze für Susa und Carigniano in Oberitalien in Anspruch. (Abb. 4.)

11. Spanien

Mallorca, Goldgulden aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. R · MAIORICARV ·

12. Niederlande

Margarethe II. von Hennegau (1345—1356), Gemahlin Ludwigs d. Bayern. ✠ COIT ✱ hAHIA (= comitissa Hananiae). Diese Umschrift hat Schindler viel Kopfzerbrechen gemacht. Nach langer Untersuchung kommt er zu dem Schluß, daß diese Münze dem Fürstentum Cöthen zuzuschreiben sei!

13. Böhmen

König Johann (1310—1346). IOhЄS R BOЄM. (= Johannes Rex Bohemiae).

---

[4]) Vgl. H. Dannenberg, Die Goldgulden vom Florentiner Gepräge, Numismatische Zeitschrift, Wien 1880, Bd. 12, S. 146 ff.

14. Schlesien

Wenzel I. von Liegnitz (1352—1364). WENCESL DVX P. Das P gibt Schindler Anlaß zu den verschiedensten Erklärungen und läßt ihm die Deutung als Poloniae oder Piastaeus als die wahrscheinlichste erscheinen. In Wirklichkeit ist es die Abkürzung für primus[5]). Dieser Gulden ist die zweite in Schlesien geschlagene Goldmünze. Auch sie trägt noch vollkommen das Florentiner Gepräge, während Anna, die Witwe Wenzels, das Gepräge änderte. (Abb. 5.)

Alle Goldgulden stammen aus der ersten Hälfte und der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Vergrabungszeit kann nicht vor 1352 angesetzt werden, in welchem Jahre der Goldgulden Wenzels von Liegnitz geschlagen ist. Viel später wird man sie aber auch nicht annehmen können, weil sonst Proben der sehr reichlichen späteren Goldprägung vorhanden sein müßten.

Wer mag wohl der Besitzer eines so bedeutenden Goldschatzes gewesen sein? Einen Hinweis gibt der Vergrabungsort[6]). Er liegt im alten Judenviertel von Jauer. Bei der St. Adalbertkirche, in deren Nähe sich das gleichnamige Hospital befand, steht die alte Synagoge, die 1438 von Kaiser Albrecht der Stadt geschenkt wurde, nachdem 1420 die Juden aus Jauer vertrieben worden waren. Im 14. Jahrhundert sind Judenverfolgungen auch in Schlesien nicht selten. 1348—1350 wütete in unserer Provinz die Pest. Wie immer im Mittelalter, schlossen sich an derartige Ereignisse Judenverfolgungen. So auch kurz nach 1350. Da mag in diesen unruhigen Zeiten der Schatz von einem dieser Gehetzten vergraben worden sein, in der Hoffnung, ihn in einer besseren Zeit wieder zu heben. Fast 400 Jahre ruhte das Geld in der Erde, um nach seinem Wiederauffinden Segen zu stiften: Von seinem Erlös wird ein Hospital erbaut und einer Familie die Sorge ums Dasein abgenommen.

Für die Münzkunde ist der Schatzfund von Jauer insofern von Bedeutung, als er nicht nur der größte bekanntgewordene Goldmünzenfund in Schlesien ist, sondern mit seinen 400 Stück überhaupt in der vordersten Reihe der gemünzten Goldfunde steht. Sein Alter und seine Reichhaltigkeit sind besonders bemerkenswert.

Man begreift, daß der Fund einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die zeitgenössischen Bewohner der kleinen Stadt Jauer gemacht hat. Die Staats- und Universitätsbibliothek erwarb im Herbst des vorigen Jahres das Manuskript eines Schuldramas, welches im Jahre 1739 an der evangelischen Schule in Jauer aufgeführt wurde. Das Werk führt den Titel: „SILESIA NUMISMATICA Oder Das Schlesische Müntz-Wesen, Nach seinem Ersten Anfange, Fortgange, Veränderung gefundenen ausländischen u. innländischen

---

[5]) Vgl. F. Friedensburg, Die schlesischen Münzen des Mittelalters, Breslau, 1931, Nr. 168 ff.

[6]) Die geschichtlichen Notizen, soweit sie Jauer betreffen, verdanke ich dem Kustos am Jauerschen Heimatmuseum, Herrn Juwelier Fedor Neumann, dem ich an dieser Stelle herzlich danke.

Müntzen, Bey Gelegenheit einiger entdeckten raren Stücke A. 1739. den 2, 3, 4, 5, Nov. in einem DRAMATE kürtzlich vorgestellet von Gottfried Stutz Der Evangelischen Schule vor Jauer Rectore". In 190 Seiten in Folioformat zeigt Stutz ein vollständiges Bild der schlesischen Münzgeschichte. Wenigstens ist es nach dem damaligen Forschungsstande vollständig. Es ist erstaunlich, mit welchem Wagemut sich der Verfasser an die Materie heranmacht und uns ein in vielen Teilen sehr lebenswahres und frisches Bild schlesischer Münzgeschichte bietet. Die Lebendigkeit der Darstellung steht in wohltuendem Gegensatz zu den meisten Schuldramen der Vergangenheit, die vor lauter Lehrhaftigkeit und Trockenheit kaum noch zu genießen sind.

Der Handschrift ist ein Heftchen von 14 Seiten fol. beigeheftet[7]), das eine kurze Einführung zu dem Stück mit Personenverzeichnis enthält und für den Zuschauer bestimmt war. Der Inhalt des Stückes ist aus den Überschriften leicht zu erkennen:

„Act I. Scen. 1. wird das Bergwerck besichtiget. — Scen. 2. wird in dem Bergwercke gearbeitet. — Scen. 3 wird wegen Prägung der Müntze deliberiret — Scen. 4. wird gemüntzet. — Scen. 5 wird das gemüntzte Geld zur Erbauung einer Kirche und Allmosen gewiedmet. — Scen. 6. Das gemüntzte Geld wird den Armen ausgetheilet." Der 2. Akt ist für den Verlauf der dramatischen Handlung in münzkundlicher Beziehung nicht von Bedeutung. Er behandelt den Schatzfund. „Akt III. Scen. 1. Tumult wegen des Müntz-Mandats Königs Matthiae. — Scen. 2. Fürsten-Tag wegen Aenderung der Müntze. — Scen. 3. wird ein Müntz-Mandat publiciret. — Scen. 4. wird wiederum ein Müntz-Mandat publiciret und von den Kauff-Leuthen hierüber deliberiret. — Act. IV. Scen. 1. wird vorgestellt die elende Kipper- und Wipper-Zeit. — Scen. 2. Die Theilung der drey Fürstentümer Brig, Liegnitz u. Wohlau und das angeordnete Gepräge mit den drey Bildnissen der drey Fürstl. Gebrüder. — Scen. 3. Vater macht die Disposition unter den Kindern. Akt V. Müntz-Cabinet. Scen. 1. Wird von Müntzen discuriret — Scen. 2. die Affecten eröffnen ihre Gedancken über das Geld — Scen. 3. statten Schlesien nebst den Fürstenthümern in Nieder-Schlesien und der Stadt Jauer unserem allergnädigsten Landes-Vater ihre alleruntertänigsten Nahmens-Wünsche ab."

Es ist selbstverständlich, daß ein großer Teil Gelehrsamkeit in diesem Drama steckt, sonst wäre es kein Schuldrama, aber der Verfasser ist um abwechslungsreiche und wirkungsvolle Szenen nicht verlegen. Besonders der dritte und vierte Akt sind von bemerkenswerter Frische. Die Zeit der dauernden Änderung der Münze und die Kipper- und Wipperzeit erinnern in ihrer Ratlosigkeit und Nervosität an die unseligen Zeiten der Inflation.

Wie schon angedeutet, nimmt der zweite Akt eine Sonderstellung im Drama ein; er gibt eine Geschichte des Schatzfundes. Über die Fundumstände ist der Verfasser nicht im Bilde. Er nimmt an, daß das Gold erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts in die Erde gekommen sei. Weil um diese Zeit die aufgefundenen Münzen nicht mehr im Kurs waren, muß ihr Besitzer ein Verbrecher gewesen sein, der aus Gewinnsucht die Gulden gefälscht hat. Aus dieser An-

[7]) „Jauer, gedruckt bey Johann Christoph Jungmann."

nahme werden eine Menge dramatiſcher Konflikte und Anläſſe zu moraliſchen Betrachtungen hergeleitet. Von Intereſſe ſind die Äußerungen über die Juden. Leſſings Nathan der Weiſe, das Hohelied der religiöſen Duldſamkeit, iſt ja erſt 40 Jahre nach dieſem Schuldrama erſchienen. In dieſem iſt daher von irgendwelchen liberalen Ideen noch nichts zu verſpüren.

Dem jüdiſchen Goldſchmied Moſes ben Levi wird die Hellermünze übertragen. Er muß in der Synagoge ſchwören, daß er nur Heller ſchlagen werde. Der Jude, der ſicher den guten Willen hatte, alle Punkte ſeines Eides gewiſſenhaft zu erfüllen, wird von dem Rabbiner Simon bedrängt, ſich von dem Eide löſen zu laſſen, um ohne Gewiſſensbiſſe auch andere Münzen, vor allem Goldmünzen ſchlagen — alſo fälſchen — zu können. Hier ſetzt eine lange, gelehrte Disputation zwiſchen mehreren Rabbonen über die Heiligkeit des Eides und die Möglichkeit ſeiner Löſung ein[8]). Endlich läßt ſich Moſes von ſeinem Eide löſen. Hier zeigt ſich, wie primitiv trotz aller Geſchicklichkeit die Handlung an einigen Stellen iſt. Kaum iſt der Jude von ſeinem Eide befreit, da zieht er auch ſchon einen falſchen Stempel aus der Taſche und prägt die Liegnitzer Goldgulden Herzog Wenzels I. nach. Bei einem wirkungsvollen Schuldrama durfte eine Szene nicht fehlen, die auf die Zuſchauer recht moraliſch einwirkte: eine Bekehrungsſzene. Der vom Herzog abgeſandte Syndikus verkündet, daß einige öffentliche Bekehrungstage für Juden veranſtaltet werden. Der Geiſtliche, der dies ſchwierige und undankbare Amt übernommen hat, ſtreitet in gelehrter Disputation über die jüdiſche und chriſtliche Lehre und ihren Wert. Stutz zeigt hier eine außerordentliche Beleſenheit. Aus der Fülle der Literatur werden eine Menge von Zitaten aus dem Talmud und ſeinen Auslegern angezogen. Durch einen plumpen Beſtechungsverſuch und den geringen Erfolg ſeines Bekehrungseifers — es meldet ſich nur ein Jude zur Taufe — gereizt, verkündet der Syndikus den Juden, daß ſie binnen einem Tage die Stadt zu verlaſſen hätten. Moſes vergräbt alle ſeine Schätze in der Hoffnung, ſie eines Tages ſich wieder holen zu können. Stutz hat die Schindlerſche Abhandlung in ſeinen Händen gehabt, und ſo läßt er den Goldſchmied unter vielem Geſchrei und Wehklagen alle ſeine Schätze genau nach dem von Schindler aufgeſtellten Verzeichnis in die Erde legen. Der Schluß des Aktes wird durch eine revueartig aufgebaute Vertreibung der Juden gebildet.

Das Stück bietet auch bemerkenswerte Anſätze zum Dialektdrama. Der ſchleſiſche Dialekt iſt auf der Bühne ſchon vor Stutz bekannt. Andreas Gryphius (1616—1664) iſt der erſte Schleſier, der in ſeinem Luſtſpiel: „Die geliebte Dornroſe" die ſchleſiſche Mundart in die Literatur einführt. Stutz läßt ſeine Bauern ein ziemlich richtiges Schleſiſch ſprechen. Peter Wlaſt, der unter dem Namen Petrus Duninus auftritt, teilt an die Armen Almoſen aus. Da ergibt ſich

[8]) Es wäre von Intereſſe, die Disputationen des Stückes auf ihren theologiſchen Wert zu prüfen.

die Gelegenheit zu ausgiebiger Benutzung des Dialekts: „Ne, ne, geſtrenger Herr, ich ho es nicht thun wulln". „Geſtrenger Herr, nahmen Sie es ock nicht übel, ich duchte, anne Ruthlüge wäre erlaubt". Aber noch ein anderer Dialekt iſt in dem Drama zu finden, der literariſch von Bedeutung iſt. Stutz iſt der erſte, der den Verſuch macht, die Juden eine eigene Sprache ſprechen zu laſſen: ein ſchleſiſches Jiddiſch. Nicht nur die Sprache iſt reichlich mit hebräiſchen Worten durchſetzt, ſondern die Anſätze zum Jiddiſch ſind klar vorhanden. Die Rabbonen ſprechen ein mit hebräiſchen Brocken gemiſchtes Hochdeutſch: „Moſes, wofern du dieſe Schebuas[9]) (Eide) nicht hälſt, ſo wird über dich kommen alle diejenigen Zora (Nöte), ſo du auf den Hals gewünſchet, ja du wirſt nicht nur den Guf (Körper, Leib), dein Weib und Kinder und Mammon (Geld), ſondern auch unſere ganze Kehilla (Gemeinde) in Gefahr ſetzen; denn ich befürchte ſo daß [man] wegen unſer baavona harabba (bei unſerer großen Sünde) eine allgemeine Geresch (Vertreibung) über uns beſchlüſſen wird". Ganz anders klingt das Jiddiſch der einfachen Juden: „Ich waß ſalbſt nit, wos ich vur Maschephos (Gedanken, Überlegungen) gehobt hob."

So geſtatten ſowohl der Schatzfund wie das mit ihm eng verknüpfte Schuldrama allerhand kulturgeſchichtlich wertvolle Ausblicke. Vergrabung, Entdeckung und dichteriſche Verherrlichung des Schatzes umſchlingt gleichermaßen die allbeherrſchende Macht des Geldes, die der gelehrte Poet mit den mehr wahren als ſchönen Worten ausdrückt:

Geld, Geld, Geld,
ſchreyt die ganze Welt.
Alſo iſt es ſtets geweſen,
alſo bleibt es allgemein,
und man wird auch künftig leſen:
Geld ſoll ſtets die Loſung ſeyn!

Münzfund von Wirſchkowitz Kr. Militſch, Zeit des dreißigjährigen Krieges

[9]) Die Verdeutſchung des Hebräiſchen verdanke ich Herrn Rabbiner Dr. Lewin, Breslau.

Nachrichten über das älteste Leubus

Kulturgeschichtliche Studie von Bernhard Patzak

I.

Die alte Burg in Leubus

In den im 14. Jahrhundert verfaßten sogenannten „Versus Lubenses"[1]), über die ich im zweiten Teile der vorliegenden Studie „Die heidliche Kultstätte in Leubus" näheres mitteilen werde, heißt es:

„Est locus iste Lubens Julio de Caesare dictus.
Slavonizando loquens consuevit dicere vulgus
Lubens pro Julius, qui primus castra metatus ..."

In wörtlicher deutscher Übersetzung: „Es ist dieser Ort nach Julius Caesar benannt worden. In slavischer Mundart sprechend, pflegte das Volk Lubens für Julius zu sagen, welcher als erster hier ein Lager abgesteckt hat, ..." — Bereits F. O. Gräter[2]) wies darauf hin, daß Julius Caesar mit seinen Soldaten niemals bis in die Gegend des heutigen Leubus gekommen sein könnte.

Eine uralte Burg, ein sogenanntes Landkastell, hat jedoch tatsächlich daselbst bestanden. — Wie Olgierd Górka[3]) betonte, muß man in dieser Beziehung im Auge behalten, „daß die ursprüngliche Verfassung Polens eine Burgverfassung (ustroj grodwy) war, wobei die Burg eine militärische und ökonomische Einheit mit der Umgebung bildete."

Als Begründer einer nach dem Vorbilde des deutschen Kaisers Heinrich I. (919—936) und Ottos I. (936—973) regelrecht geordneten Kastellaneiverfassung, die für die weitere Entwickelung des Polenreiches noch überaus wichtig werden sollte, gilt der zweite christliche Polenherzog Boleslaus I., genannt „Chrobry" (999—1025). Nachdem er Krakau, die Slovakei und Schlesien bis an das Gebirge hin aus der Hand des damals noch jugendlichen Böhmerherzogs Boleslaus III. zurückerobert hatte, also etwa kurz nach dem Jahre 1018, ließ er an den westlichen Grenzpässen Schlesiens stark befestigte Kastelle zum Schutze des von ihm zurückgewonnenen Landgebietes errichten[4]).

Der gemeinsame Anlagetypus derartiger Wehrbauten, der „Doppelringwall", war vorbildlich zuerst in Deutschland vom Könige der Franken und

---

[1]) Dr. Wilhelm Wattenbach: Monumenta Lubensia (Breslau, Staats- und Universitätsbibliothek MS. IV. fol. 13), Breslau 1861, S. 14.

[2]) „Iduna und Hermode". Eine Altertumszeitung, hrgb. von F. O. Gräter, Breslau 1812 (erster und einziger Jahrgang) S. 6.

[3]) Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, hrgb. vom Verein für Geschichte Schlesiens, Bd. XVIII. Über die Anfänge des Klosters Leubus von Olgierd Górka, Breslau 1913, S. 2, Anmerkung 5.

[4]) Vgl. Schlesische Provinzial-Blätter, Bd. 73 (1821), S. 511 (Beiträge zur Geschichte der schlesischen Burgen von Worbs).

Sachsen und späteren deutschen Kaiser Heinrich I., dem „Finkler", nach byzantinischem Muster eingebürgert worden. Durch solche wallumhegte Zufluchtsplätze hatte er nämlich die Grenzen seines Reiches vom Harzgebirge und von der Ocker, dem Nebenflusse der Aller, an bis an die Elbe hin gegen die feindlichen Einfälle der Ungarn gesichert. In späterer Zeit wurde auch in den angrenzenden slavischen Ländern diese Befestigungsweise des „Doppelringwalles", das heißt der kreisförmigen oder ovalen, in selteneren Fällen auch viereckigen Wallburg, nachgeahmt. Diese Befestigungsform war ganz natürlich durch die aus den Wallgräben ausgehobenen und ausgeworfenen Erdmassen entstanden. Zwei solcher Erdwälle umschlossen also konzentrisch die gleiche Anzahl von Wassergräben. Die Erddämme jener Wallburgen waren hin und wieder offenbar durch das bergmännische Verfahren der sogenannten „Feuersetzung" gänzlich, oder teilweise verschlackt, sozusagen „verglast", oder sie waren mit Dornengestrüpp-Verhauen dicht bewachsen und dadurch fast unzugänglich gemacht. Außerdem wiesen sie in den meisten Fällen einen durch eng nebeneinander in den Erdboden eingerammte Holzpfähle gebildeten Balkenzaun (Pallisade), das sogenannte „Gebück", auf, das den Verteidigern der Wallburg als Brustwehr diente. — Der zweite innere Wallgraben umgab in der Regel auf einer natürlich gewachsenen Bodenwelle, oder auf einer erst künstlich und mühsam aufgeschütteten Erderhebung den höchstgelegenen, gleichfalls durch ein Plankengehege gesicherten Teil der Wallburg. Inmitten dieser obersten Umfriedung, in welche in ältester Zeit die wohl lediglich aus Holzständerwerk und aus einem Lehmklumpengefüge bestehenden Wohnhütten („Jurten") kreisförmig eingebaut waren, erhob sich ein hölzerner Wehrturm, in späterer Zeit „Berchfrit" oder „Donjon" genannt, nach byzantinischer Burgenbauweise. Von seiner insbesondere zum Ausluge dienenden Plattform aus wurden bei feindlicher Annäherung und Bedrohung Feuerzeichen nach den Burgen der näheren Umgebung hin gegeben. — So waren also in jener Frühzeit die Grenzkastelle[5]) gestaltet; ähnlich aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Schutzburgen des inneren Landes.

Herzog Boleslaus I. hatte seinem Reiche folgende Verfassungsform[6]) verliehen: Oberster Stellvertreter, Statthalter des Herzogs in militärischer, wie auch in gerichtlicher Beziehung, war in jedem Kastellaneibezirke der Woywode

---

[5]) Vgl. Heinrich Bergner: Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig 1906, Bd. I S. 65, 66.

[6]) Vgl. Karl Gottlob Anton: Erste Linien eines Versuches über die alten Slaven, Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse, Leipzig 1783, S. 90–97, § 10: Regierungsform, Stände, Gesetze. – Vgl. ferner Georg Samuel Bandtke: Über die gräfliche Würde in Schlesien, . . . Breslau 1810, S. 3,9–14; Dr. Gustav Stenzel: Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts in Schlesien, Schles. Prov.-Blätter, Bd. 92 (1830), S. 8–16; Ebenda, S. 122; Dr. G. Stenzel: Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau im Mittelalter, Breslau 1845, S. XIX.

(dux belli). Dieſer Amtsbezeichnung liegen die polniſchen Worte boy, oder woy (der Krieg) und wodz, woda (der Anführer) zugrunde. Der Woywode vertrat alſo den Herrſcher in militäriſcher Hinſicht als oberſter Befehlshaber und in gerichtlicher als oberſter Landrichter. — Als Unterrichter für mehrere Ortſchaften war ihm der Zupan (supan) beigegeben. Dieſer Berufsname beſteht aus den polniſchen Worten zud (sud) = Gericht und pan = Herr. Er bedeutet ſomit: Gerichtsherr. Nach dieſer Standesbezeichnung Zupan oder Supan ſind die einzelnen Gaue des Landes Zupaneien (Zupen) genannt worden. — Für die Landesſicherheit hatte der Caſtellanus, der Burggraf und Burghauptmann, zu ſorgen. So lag ihm denn vor allem bei feindlichen Einfällen die Verteidigung der ihm anvertrauten Burg (castellum, castrum) ob, und zwar mußte er hierbei ſeine Mannen perſönlich anführen. Dieſe beſtanden aus den mit Harniſchen Gewappneten (loricati) und aus Schildträgern (clypeati). Ferner hatte der Caſtellanus die Verkehrswege von Straßenräubern freizuhalten. Überdies war er in ſeinem Wirkungskreiſe der oberſte Zollbeamte, der durch ſeine Gehilfen die landesherrlichen Zinsgefälle, insbeſondere die Straßen- und die Grenzzölle eintreiben ließ und an den Herzog ablieferte. Endlich übte er die Oberaufſicht über den landwirtſchaftlichen Betrieb der zur Burg (castellum, castrum) und zum betreffenden Kaſtellaneibezirke gehörenden Ländereien aus. Von dieſen Einkünften wurde denn auch ein Teil ſeines eigenen Gehaltes beſtritten. Unterſtützt wurde er in der Verwaltung der landesherrlichen Güter von eigens hierzu beſtimmten Wirtſchaftshauptleuten, die Staroſten (capitanei, praefecti) hießen. Das polniſche Wort starosta bedeutete urſprünglich der Älteſte (von stary = alt). — In früheſter Zeit war der Caſtellanus Burggraf und Staroſt in einer Perſon. — Die herzoglichen Beamten verwalteten Polen und Schleſien nach dem altpolniſchen Rechte („jus Polonicum"), das im ſtrengſten Sinne des Wortes völlige Untertänigkeit, das heißt Leibeigenſchaft bedeutete. Bürger, wie Landleute (kmeten) waren ohne Unterſchied zur Fronarbeit verurteilt. Näheres hierüber ſpäter gelegentlich der Schilderung der „ſtädtiſchen" und der dörflichen Gemeinweſen! — Über die Hörigen erhob ſich in der ſogenannten „Stadt" der Wehrſtand (szlachta), der die Adeligen (nobiles) und die Soldaten (milites) in ſich begriff. Man unterſchied freie oder halbfreie Bürger. — Was die ſogenannten „ſtädtiſchen" Siedelungen in Polen und in Schleſien betrifft, ſo waren ſie von den beiden bekannten Typen der deutſchen Stadtanlage weſentlich verſchieden. Die letztere wies nämlich einerſeits die unregelmäßige Gruppierung des ſogenannten „Haufendorfes" auf, oder ſie hatte ſich aus der mittleren Markterweiterung des römiſchen Straßendorfes allmählig zur typiſchen Anlage der deutſchen Koloniſtenſtadt mit einem in ihrer Mitte belegenen recht- oder viereckigen Markt entwickelt[7]). — Alſo eigentliche Städte im deutſchen Sinne gab es urſprünglich in Alt-Polen und in Schleſien

[7]) Vgl. H. Bergner a. a. O. S. 140, 141.

nicht. So heißt es denn auch zum Beiſpiel in den erwähnten „Versus Lubenses“[8]) des 14. Jahrhunderts über die älteſte Ortſchaft Leubus folgendermaßen:

„Civitas aut oppidum per terram non fuit ullum.
Sed prope castra fora, campestria, broca, capella.
Non sal, non ferrum, numismata nonque metallum.
Non indumenta bona, sed neque calceamenta
Plebs habuit illa, pascebat sola jumenta.
Delicias tales monachi reperire priores.“

In deutſcher Überſetzung: „Im ganzen Lande war kein bürgerliches Gemeinweſen, keine Stadt, ſondern nur bei den Burgen befanden ſich offene Marktplätze, Äcker, Bruchland und eine Kapelle. Kein Salz, kein Eiſen, kein gemünztes Geld, kein Gold und Silber. Weder gute Kleider, noch Schuhwerk beſaß jenes gemeine Volk; es führte nur das Vieh auf die Weide. Solche Annehmlichkeiten fanden die erſten Mönche (hier) vor.“ — Gemeint ſind mit den letzteren die aus Schulpforta an der Saale ſtammenden Ziſterzienſer, die vom Herzoge Boleslaus I., dem Langen (1163—1201), im Jahre 1163 in Leubus an Stelle der daſelbſt ſeit dem Jahre 1150 anſäſſig geweſenen und um jene Zeit in ihr vermutliches Mutterkloſter zu Lubin in Groß-Polen zurückgekehrten Benediktiner zu Leubus angeſiedelt worden ſind[9]).

Olgierd Górka[10]) hat darauf aufmerkſam gemacht, daß der Name Lubens (Leubus), der in der polniſchen Sprache Lubiąź, oder vielmehr noch richtiger in ſeiner Urform Lubięź heiße, wie denn auch alle ſonſtigen auf die Suffixe ąź oder ęź endenden Ortsnamen nach Perſonen oder Ständen benannt worden ſeien: „Danach würde Lubięź nach einem Luba oder Luby — dieſer Name kommt im Altpolniſchen mehrfach vor — die Burg des Geſchlechtes der Lubinger ſein.“ In der zu dieſem Satze gehörenden Anmerkung 4 erwähnt Górka, daß in jenen Gegenden Luba, der Sohn des Dragovit, Herzog der Lutiken gewirkt habe. Ferner weiſt er auf das polniſche Geſchlecht der Luba und auf das Wappen Luba-Lubicz hin. — Urkundlich laſſen ſich leider dieſe Angaben über die früheſten Beſitzer der Leubuſer Burg nicht belegen. — Etwas unklar erſcheint mir ferner ſeine topographiſche Schilderung[11]): „Am Fuße (?) der Burg lag der ſlaviſche Burgflecken (suburbium, przygród), aus dem ſich das heutige, vom Kloſter einen halben Kilometer entfernte Städtchen Leubus (ſchon im 12. Jahrhundert als „forum“ genannt) entwickelte.“ Man hat nämlich zwiſchen dem heutigen „Kloſterplatze“ Leubus und zwiſchen dem von ihm doch ziemlich entfernt auf dem „Weinberge“ (!) gelegenen „Städtel Leubus“ (jetzt nur noch ein Weiler!) ſtreng

[8]) W. Wattenbach a. a. O. S. 14.
[9]) Vgl. Olgierd Górka a. a. O. S. 16, 17.
[10]) Ebenda, S. 2.
[11]) Ebenda, S. 3.

zu unterſcheiden. Somit konnte der altſlaviſche Burgflecken nicht „am Fuße“ des Kaſtells gelegen haben, aus dem ſich dann ſpäter das Städtchen Leubus entwickelt haben ſoll. — Wo jene uralte Burg von Leubus ſich erhoben hat, wird ſich, wie wir noch ſehen werden, aus geſchichtlichen Nachrichten des 17. Jahrhunderts ganz genau feſtſtellen laſſen. — Jenes altpolniſche Landkaſtell war aller Wahrſcheinlichkeit nach zum Schutze der gleichfalls uralten, an der knieartigen Biegung der Oder, unterhalb des Dorfes Maltſch, nämlich bei Leubus, belegenen, noch heutigen Tages an dem daſelbſt ſeichteren Strombett erkennbaren, urkundlich im Jahre 1175 erwähnten Furt errichtet worden. Dieſe Burg hatte nach alledem die Aufgabe, den von jenem Flußübergang aus über den ſchleſiſchen Landrücken, der zwiſchen der oberen Weide und der Proska beginnt und in nordweſtlicher Richtung die Ackerbauebene durchzieht, nach Oſten, ſchließlich nach Rußland führenden ebenfalls uralten Handelsweg zu überwachen.

In der von Herzog Boleslaus I., dem „Langen“, im Jahre 1175 auf der Grödißburg für das Kloſter Leubus ausgeſtellten Fundationsurkunde[12]), deren Echtheit allerdings teilweiſe beſtritten wird, wird jene uralte Leubuſer Burg mit den Worten erwähnt: „... in locum, qui dicitur Lubens, et est in antiqui castri sinu super fluminis Oderae fluenta, ...“ — Hierzu bemerkt Górka[13]): „... daß ferner noch ein Wall oder Palliſadenzaun vorhanden war, beweiſt in sinu castri = in der Mitte der Befeſtigung.“

Aus einem noch nicht veröffentlichten Stücke der vom damaligen, ſeit dem Jahre 1663 beſtallten Stiftskanzler, dem Doktor der Philoſophie und der Jurisprudenz, Martin Sebaſtian Dittmann (1616—1683) im Jahre 1669 verfaßten Chronik[14]) des Kloſters Leubus erfahren wir Näheres über die Beſchaffenheit der damals allerdings nur noch in einigen Reſten vorhanden geweſenen uralten Burg von Leubus. Hier heißt es nämlich: „Daß aber vor Zeiten ein Schloß hier geweſen, beweiſen noch (alſo um das Jahr 1669) etliche Rudera (Trümmer), alß der ſogenannte alte Thurn, welcher gegen dem Walde hinauß geſtanden, vndt neulich Anno 1666 mit einem zierlichen Giebel iſt verneuert worden, dauon die Burſa, alß ein dreyfach hinter einander gemawerter Keller, mit dem man ietzt die böſen Buben abſtrafft, mag eines geweſen ſein.“ Der ſoeben erwähnte mittellateiniſche Ausdruck „burſa“ bezeichnet urſprünglich: Taſche, Beutel oder Säckel.

---

[12]) Ebenda, S. 11.

[13]) Ebenda, S. 2.

[14]) Breslau, Staatsarchiv, Rep. 135. D. Leubus. 204. Proarchivum Ducalis Monasterii Lubensis, erectum sub auspicio et authoritate Reverendissimi et Amplissimi Domini D. Arnoldi (Freiberger) abbatis, regiminis sui a 33, aetatis vero 80. Authore Martini Sebastiani Dittmann, Philosophiae et Juris utriusque Doctoris Praesidentiae Suae ab officiis anno 20, aetatis 52, anno vero Salvatoris nostri 1669. (NB. vom Kreisgericht zu Wohlau, 1855, Nr. 191.)

Man hat darunter offenbar ein in früherer Zeit in einem Teile der ehemaligen Burg eingerichtetes Konvikt für das gemeinsame Leben der im Kloster studierenden Novizen zu verstehen, die darin Freistellen innehatten. Dieser Wohnbrauch war zuerst vorbildlich seit dem Jahre 1250 in Paris für die Studenten der Theologie der dortigen Universität eingeführt worden[15]). — Des weiteren berichtet Pater Arnoldus Teicher[16]) in seiner im Jahre 1759 geschriebenen, gleichfalls noch unveröffentlichten „Hausgeschichte des Klosters Leubus", daß der fünfundvierzigste Abt Ludovicus Bauch (erwählt am 1. August 1696, gestorben am 17. September 1729) um das Jahr 1700 die „das alte Kastell andeutenden Reste wegen der Masse" des neu zu errichtenden Klostergebäudes schließlich habe abbrechen lassen. Hierüber später noch Näheres! — Aus jenem chronikalischen Vermerke des P. Arnoldus Teicher läßt sich also die Lage der ehemaligen Leubuser Burg genau bestimmen. Mit der soeben in der Chronik des genannten Verfassers erwähnten „Masse des neu zu errichtenden Klostergebäudes" ist nämlich das linkerhand von der westlichen doppeltürmigen Stirnseite der Ordenskirche belegene und aus zwei im rechten Winkel aneinander gefügte Abtei- oder Prälaturgebäude gemeint. Um welche Zeit dieses Bauunternehmen begonnen ward, war bisher gänzlich unbekannt. Nach meiner archivalischen Ermittelung, sozusagen „auf einem Umwege", geschah dies unter der Regierung des zweiundvierzigsten Abtes Johannes IX. Reich (erwählt am 21. September 1672, gestorben am 11. Juni 1691) im Jahre 1681. Diese Nachricht entnahm ich aus dem folgenden Berichte, der merkwürdigerweise von einem offenbar für die heimatliche Geschichte empfänglich gewesenen Klosterbeamten in ein — juristisches Protokollbuch[17]) eingetragen ward: „Anno 1681. Den 15. October, alß am Festtage der Heiligen Hedwigis, ist der Grundtstein zu dem newen Cloſter vndt Abbtey in die lincke Thurns-Ecke beim Eingange solenniter geleget worden." — Aus dieser zeitgenössischen Nachricht erhellt also, daß der Abt Johannes IX. Reich damals den nördlichen Prälaturflügel, und zwar dicht neben einem Turme erbauen ließ. — Da das alte gotische Gotteshaus der Leubuser Zisterzienser, ganz genau so, wie noch heutzutage ihre Mutterkirche zu Schulpforta[18]) an der Saale, entsprechend dem bekannten Bauverbot ihrer Ordensregel, keinen Frontturm, sondern nur ein kleines Meßglockentürmchen,

---

[15]) F. A. Brockhaus: Konversationslexikon, 14. Aufl., Berlin und Leipzig 1901, Bd. III S. 739. Vgl. P. A. Teicher: „Historia domestica Lubensis" (Breslau, Staats- und Universitätsbibliothek, Hs. IV fol. 209): „Huc faciunt rudera pluraque cellaria, ut vocabant turri, anno 1666 ab Arnoldo (Freiberger) Abbate renovata".

[16]) Ebenda, S. 8: „ . . . a Ludovico autem Abbate circa annum 1700 (rudera) ob novam molem aedificij claustralis erigendam diruta, castrum antiquum indigitantia."

[17]) Breslau, Staatsarchiv, Rep. 43. Wohlau-Leubus. „Protocollum actorum judicialium" (1667–1693) S. 78.

[18]) Vgl. Puttrich, Schulpforta, seine Kirche und sonstigen Altertümer, Leipzig 1836; vgl. ferner Corssen, Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte, Halle 1868.

einen ſogenannten „Dachreiter" oberhalb der vom Lang- und vom Querhauſe der Kirche gebildeten „Vierung" beſaß, ſo iſt unverkennbar mit dem erwähnten „alten Thurn" der von Dittmann erwähnte der alten polniſchen Schutzburg gemeint.

Abt Johannes IX. Reich hinterließ bei ſeinem Ableben am 11. Juni des Jahres 1691 den von ihm Anno 1681 begonnenen Bau des nördlichen Prälaturflügels in unvollendetem Zuſtande. — Wie ich in meiner zur Veröffentlichung vorbereiteten „Kultur- und Kunſtgeſchichte des Kloſters Leubus" auf Grund einer ſtilkritiſchen Unterſuchung nachgewieſen habe, war damals jener Bau erſt bis zu ſeiner Mitte gediehen.

Der Nachfolger des Abtes Johannes IX. Reich, der dreiundvierzigſte Prälat und Profeſſor der Theologie Dominicus Krauſenberger (erwählt am 12. Juni 1691, geſtorben am 1. Auguſt 1692) ſcheint, da er während ſeiner kurzen Regierung ſein Hauptaugenmerk vorwiegend auf die künſtleriſche und kunſthandwerkliche Ausſtattung des Gotteshauſes gerichtet hat, die Fortſetzung des Prälaturbaues nur durch die teilweiſe Anlage des in ihm befindlichen großen Saales gefördert zu haben[19]). — Auch ſein Nachfahre, der vierundvierzigſte Abt Balthaſar Nitſche (erwählt am 29. Auguſt 1692, geſtorben am 14. Juli 1696) vermochte den Bau der Prälatur nicht zum Abſchluſſe zu bringen. So überliefert P. Arnoldus Teicher[20]) ausdrücklich, daß er die Abtei „unvollendet" hinterlaſſen hat. Dagegen habe er, um den Konventualen des Leubuſer Kloſters eine wohnlichere Behauſung zu verſchaffen, für einen beträchtlichen Teil des rechterhand von der Stiftskirche belegenen eigentlichen Kloſterwohngebäudes bereits damals den Grund unter überaus ſchwierigen Bodenverhältniſſen legen laſſen[21]). — Erſt dem nachfolgenden Kloſteroberen, nämlich dem fünfundvierzigſten Abte Ludovicus Bauch (erwählt am 1. Auguſt 1696, geſtorben am 17. September 1729) war es vergönnt, den von ſeinen Amtsvorgängern unfertig hinterlaſſenen nördlichen Prälaturflügel nach ſeiner nordweſtlichen Ecke hin zu vervollſtändigen und bis zum Jahre 1699, nicht wie P. A. Teicher[22]) ganz allgemein und unbeſtimmt bemerkt, „um 1700" den weſtlichen an die Ordenskirche angrenzenden Prälaturtrakt neu zu erbauen. So bezeugt es denn auch ſein am Schlußſteinwappen des in die Abtei und in ihren Hof hineinführenden Prachtportales angebrachtes Monogramm: „L. B. A. L." (Ludovicus Bauch, Abt von Leubus). — Wie bereits erwähnt, ließ dieſer Prälat eben gerade wegen der Errichtung dieſes weſtlichen Prälaturflügels die Reſte der uralten Leubuſer Burg abbrechen.

---

[19]) Vgl. Anmerkung 14.

[20]) Vgl. A. Teicher, Historia domestica Lubensis, a. a. O. S. 118: „... ac Salam in Abbatia majorem ... imperfectam reliquit ..."

[21]) Ebenda, S. 120: „Abbatiam novam reliquit imperfectam, ad curandem pro conventu novam habitationem claustralem, prima et diffidatis:/ melius prospectum foret."

[22]) P. A. Teicher a. a. O. S. 8.

Nach alledem lag also dieses Landkastell auf dem Bodengelände, das linkerhand von der Klosterkirche bis zum nördlichen Prälaturarm, einschließlich desselben, sich erstreckt. In östlicher Richtung bedeckte es den heutigen Prälaturhof und den angrenzenden hinteren Garten der heutigen Landesheilanstalt bis zur östlichen Schmalseite des Fürstensaalflügels der Prälatur. An dieser Stelle erhob sich, wie wir bereits hörten, der sogenannte „alte Thurn" der Leubuser Burg, der aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig mit der Errichtung des vorderen westlichen Prälaturgebäudes beseitigt worden sein dürfte. Denn Abt Ludovicus Bauch haßte alle Überreste der heidnischen Vorzeit.

Nochmals: Vampir oder Hingerichteter?

Von Max Hellmich

Mein Aufsatz in Altschlesien III 273 ff. hat mir so zahlreiche Zuschriften und mündliche Mitteilungen gebracht, daß ich daraus auf ein allgemeines Interesse für den Gegenstand schließen darf. Es sei mir deshalb gestattet, einige weitere Beispiele für den von mir behaupteten Brauch anzuführen, auf die ich nachträglich selbst gestoßen oder von anderer Seite aufmerksam gemacht worden bin.

1. Bei der Durchsicht der Ortsakten des Denkmalamtes fand ich unter Malkwitz Kr. Breslau folgende Nachricht von Fr. Geschwendt vom 16. 9. 1926:

„Herr Rektor Hofbauer hat mir erzählt, daß er s. Zt. in der Nähe der germanischen Funde einen menschlichen Schädel ausgegraben habe, in welchem eine etwa 20 cm lange eiserne Nadel hineingehämmert war. Der Kopf der Nadel sah wie ein Nagelkopf aus."

Nach dem Ausdruck „hämmern" und der Beschreibung des Nadelkopfes nehme ich an, daß es sich um einen Nagel und bei dem Schädel um den eines Hingerichteten gehandelt hat. Der Schädel ist verschollen und der Finder inzwischen verstorben, so daß nähere Ermittelungen nicht mehr angestellt werden können. Aber die Vergrabung bei einem alten Heidenkirchhofe, der sicher, wie ähnliche Orte, einen spukhaften Ruf genoß, spricht wohl für die Richtigkeit meiner Annahme.

2. In den Ortsakten Groß Lahse Kr. Militsch fand ich, daß dort bei einer Ausgrabung im Januar 1925 ein Grab aufgedeckt worden sei, das dem Anscheine nach eine Teilbestattung enthielt. Es wurden nämlich nebeneinander die Knochen zweier Individuen von der Hüfte abwärts und nur ein Schädel gefunden. Der obere Teil der Skelette schien bereits vor der Ausgrabung verloren gegangen zu sein. Da aber der Schädel zwischen den Knieen in unzweifelhaft ursprünglicher Lagerung war, so ist als sicher anzunehmen, daß hier ein Vampir vorliegt, zumal der Schädel mit dem Gesicht nach unten lag und in der Nähe des Hinterhauptloches Schnittspuren aufwies, so daß der Fundbericht von einem Enthaupteten spricht. Diese Spuren werden aber wahrscheinlich von dem „Abstoßen" mit dem Grabscheit herrühren.

3. Herrn Dr. Meyer in Juliusburg verdanke ich den Hinweis auf zwei von Joh. Sinapius in seiner Olsnographia gebrachte Nachrichten:

II S. 451: A. 1704 den 22. Octobr. wurde zu Neuhof, Herrn Hans Moritzen von Hornwald, Erbherrn auff Neuhof und Ober-Ecke gehörig, Eva Jungin, die ihr in Unehren gezeigtes und lebendig zur Welt gebohrnes Kind vorsetzlich verbluten und sterben

laſſen, auch ſolches hernach zerkochet und zermalmet, die Gebeinlein aber im Feuer meiſt zur Aſche verbrennet, wegen dieſer an ihrem eignen Fleiſch und Blute verübten Mordthat, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht und hernach der Cörper andern zum Abſcheu auf ein Rad geflochten, der Kopff aber oben drauff geſtecket.

II S. 609. A. 1691 den 10. Febr. ward zu Medzibohr George Schuſſeln, der Geburth von Katzen- (Kotzenau) Hammer aus dem Lignitziſchen, begangener Uebelthaten wegen, daß er beym Herrn Samuele Cretio, damahligen Polniſchen Pastore, zu zwey verſchiedenen mahlen Feuer angelegt, zu Schleiſe im Wartenbergiſchen die Kirche beſtohlen, auch ſonſt viel Büberey verübet, der Kopf abgeſchlagen und auff eine Stange genagelt, der Leib in ein Rad geflochten, und dieſes andern zum Abſcheu an der Straße auffgerichtet.

4. Aus dem Auslande wurde mir durch Dr. Peterſen ein weiterer Beleg bekannt. In den Skrifter utgivna av Föreningen det Gamla Lund Bd. X 1928 veröffentlichte Dr. John Elof Forſſander eine Arbeit über Ausgrabungen auf einem Kirchhofe aus dem erſten Viertel des 16. Jahrhunderts, auf dem ſich Beſtattungen in ordnungsmäßigen Särgen neben ſolchen in Behelfsſärgen, ferner Maſſengräber als Niederſchlag kriegeriſcher oder revolutionärer Ereigniſſe, an der Luſtſeuche Verſtorbene und ſchließlich vom Henker Verſcharrte feſtſtellen ließen. Die Skelette dieſer letzten Gruppe lagen in einem Falle in einem Maſſengrabe: zu unterſt vier Skelette dicht neben einander und über ihren Beinen noch zwei quer dazu in entgegengeſetzter Lage, alle ohne Schädel. Dieſe aber lagen etwa einen halben Meter abſeits davon, zuſammen mit einigen Halswirbeln; durch jeden Schädel war ein langer eiſerner Nagel von der Nackenpartie her hindurchgetrieben, ſo daß die verbogene Spitze aus dem Munde ragte.

Die Krümmung der Nagelſpitze ſchreibt der Finder der gewaltſamen Ablöſung von dem Holzpfahle zu. Zum Beweiſe dafür, daß es ſich auch hier um eine vom Henker ausgeführte Annagelung des Schädels handelt, führt er eine Rechnung des Henkers Jörgen Böchner von Aalborg an: „Für den Nagel zum Befeſtigen des abgeſchlagenen Hauptes auf dem Radpfahle 2 Mark“. Er fügt hinzu: „Das iſt ein Wort, welches in ſeiner kalten, grimmig ſachlichen Form unwiderleglich ein kleines Stückchen Kulturgeſchichte darſtellt.“

5. Endlich verweiſt stud. theol. Hoffmann auf eine Stelle in dem Goetheſchen Luſtſpiel „Die Mitſchuldigen“, III. Aufzug, 10. Auftritt, Vers 950 und 951. Dort wird einem Diebe gedroht:

Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, aufs Rad!

Daraus läßt ſich ſchließen, daß der Brauch noch in Goethes Jugendzeit (1769) ſo allgemein bekannt war, daß ſeine Andeutung dem Dichter ungeſucht in die Feder floß und auch vom Publikum ohne Erklärung verſtanden wurde. Das iſt bei den vielen Nachrichten grade über dieſe Strafverſchärfung aus dem achtzehnten Jahrhundert freilich nicht verwunderlich, bildet aber immerhin eine hübſche und eindrucksvolle Beſtätigung dafür.

Die Burgwälle in Schleſien und der Burghügel in Waldenburg

Von Max Hellmich

I. Die alten Wehranlagen werden von den Umwohnern Wall, Schanze, Burg, Schloß, Burgwall, Burgberg, Ringwall, Schweden-, Huſſiten-, Tartarenſchanze oder ähnlich benannt, und dieſe Namen ſind für ſie durchaus ebenſo Eigennamen, wie z. B. Purprich, Putzberg, Ehmrich, denen auch der Laie dieſe Eigenſchaft ohne weiteres anmerkt. Die erſtgenannten ſind aber auch in Kreiſe gedrungen, die ſich aus Liebhaberei mit hiſtoriſcher Lokalforſchung befaſſen und von ihnen in unklarer Begriffsbeſtimmung vielfach als Gattungsnamen aufgefaßt werden. Dadurch iſt eine heilloſe Verwirrung entſtanden, ſo daß z. B. als Burghügel benannte Örtlichkeiten in volkstümlichen Arbeiten als Ringwälle bezeichnet werden. Vermehrt wird dieſe Verwirrung noch dadurch, daß auch über die zeitliche Stellung der Wehranlagen völlige Unklarheit herrſchte. Was an ſolchen vorhanden war, wurde als einheitliche Landesverteidigungs- oder Straßenbewachungs-Netze hingeſtellt, wobei man Anlagen aus der erſten Hälfte des Jahrtauſends vor Chriſti Geburt mit ſolchen aus dem erſten nachchriſtlichen Jahrtauſend als gleichzeitig zuſammenwarf. Der Nachweis Virchows von der Erbauung vieler Burgwälle durch die Slawen wirkte doch nicht aufklärend genug, ſondern vermehrte den Wirrwarr noch dadurch, daß jetzt der gelehrte Name „ſlawiſcher Ringwall“ unterſchiedslos auf jede vor- und frühgeſchichtliche Befeſtigung, ſelbſt auf neuzeitliche Waſſerſchlöſſer angewandt wurde.

Erſt durch die Anwendung des Spatens wurden die Grundlagen für die richtige Antwort auf die Frage nach der Zeit der Entſtehung der Wehranlagen und der völkiſchen Zugehörigkeit ihrer Erbauer gewonnen. Die Unterſuchung tief durchgegrabener Innenflächen gab Aufſchluß über die Art der Benutzung als Dauerſiedlung oder Zufluchtsort. Bis auf den unberührten, gewachſenen Boden geführte Schnitte durch die Wälle zeigten den urſprünglichen Aufbau der heute als Erdwälle erſcheinenden Umſchließungen. Man ſtellte feſt, daß die Erbauer eine, zwiſchen feſtverſteiften Holzwänden geſtampfte Erdmauer von erheblicher Höhe und großer Stärke errichtet hatten, während an anderen Orten große Steine als Trockenmauer mit Holzverſteifung aufgeſetzt waren. Die heutigen Erdwälle oder die Steinhalden ſind alſo nur das Zerfallsergebnis der alten Verteidigungswerke.

Aber dieſe Querſchnitte ergaben noch mehr. Nicht nur, daß man an den Reſten die Urſache ihres Unterganges, ſei es durch Feuer, ſei es durch den natürlichen Verfall, nachdem man ſie aufgegeben, erkennen konnte — ſehr häufig ließ ſich auch deutlich beobachten, daß Bauten der gleichen Art immer wieder auf den zerſtörten, älteren Reſten errichtet waren.

Derartige Unterſuchungen ſind in Schleſien ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts von dem Schleſiſchen Altertumsvereine und der Leitung des Breslauer

Muſeums an den verſchiedenſten Wehranlagen ausgeführt worden. Die Grabungen in Bankwitz, Heidevorwerk, Mertſchütz, in Oswitz auf der Schwedenſchanze und dem Kapellenberge, in Poppſchütz, ſowie auf dem Breiten Berge und dem Streitberge bei Striegau und, nicht zuletzt, auf dem Zobten haben eine Fülle von Beobachtungen ergeben, die durch Vergleiche mit den Ergebniſſen ähnlicher Unterſuchungen außerhalb Schleſiens noch an Wert gewannen. Wir wiſſen heute, daß einmal in den Jahrhunderten von 1000 bis 500 v. Chr. der Bau von Befeſtigungen zur Blüte kam und ihre Plätze bewohnt waren, daß aber gegen Ende dieſer Zeitſtufe ihr Untergang eintrat. Eine zweite Blütezeit fiel in die letzten Jahrhunderte des erſten nachchriſtlichen Jahrtauſends. Ein Teil von ihnen wurde nachher zu Sitzen fürſtlicher Verwaltung umgewandelt und hat mitunter auch noch deutſchen Burgen als Bauplatz gedient.

Mit den deutſchen Einwanderern hielt eine ſtreng von den beiden älteren Arten zu unterſcheidende Form der Befeſtigung ihren Einzug. Sie wurden von ihren Erbauern aus dem Weſten mitgebracht und haben ihrer Zweckbeſtimmung nach keine Verwandtſchaft mit den älteren, außer einer gewiſſen Wehrhaftigkeit für einen gegen frühere Bauten ſehr beſchränkten Kreis Schutzbedürftiger. Erſt als dieſe erſtarkten und ihr Kreis ſich erweiterte, erwuchſen aus den Wohntürmen die Ritterburgen des ſpäteren Mittelalters.

Wir haben alſo unter den erhaltenen, alten Wehranlagen zu unterſcheiden:

1. Vorchriſtliche aus der Zeit von 1000 bis 500 v. Chr.,
2. nachchriſtliche aus der zweiten Hälfte des erſten Jahrtauſends n. Chr.,
3. Burghügel aus der Zeit der Wiedereindeutſchung Schleſiens im 13. Jahrh.

Dieſe Gattungsnamen ſollten in Zukunft allein gebraucht werden; ſie vermeiden Volksnamen und ihre irreführende Bezeichnung. Beſonders die äußere Form iſt für die Namengebung nur ſehr ſchlecht verwendbar, weil ſie durch Zufälligkeiten des Geländes ſtark beeinflußt wird. Die Mauer kann z. B. in ebenen Gelände rundum laufen, ſo daß ein „Ringwall" entſteht. Gleichzeitige Anlagen können aber in ihrem Verteidigungswerk auf eine oft ganz kurze Abſchnittsſperre zuſammenſchrumpfen oder durch ſichelförmige Mauern in Verbindung mit einem Steilhange, einem Waſſer oder Sumpfe geſchützt werden.

Die vorchriſtlichen Wehranlagen weiſen im Innern die alte Oberfläche auf, die nicht durch Menſchenhand künſtlich verändert iſt. Außen an der Mauer findet ſich im ebenen Gelände eine flache Vertiefung, aus der die Erde für die geſtampfte Mauer gewonnen wurde. Beginnt am Fuße der Mauer ein Steilabfall, ſo kann der Boden dort entnommen ſein, um die Böſchungsneigung noch zu verſtärken; ſonſt iſt er aus größerer Entfernung herangeſchafft.

Bei den nachchriſtlichen Wällen iſt das Innere mehr oder weniger ſtark aufgetragen aus einer rings um die Mitte laufenden, flachen Senke, die vielleicht teilweiſe und im Verein mit dem tiefen, äußeren Graben den Boden zu der erſten Mauer hergegeben hat. Die Erhebung in der Mitte hält ſich in ſehr

mäßigen Grenzen, so daß sie immer noch durch die Mauer gegen Sicht gedeckt ist. Wall und Graben treten bei diesen Anlagen zuweilen doppelt auf.

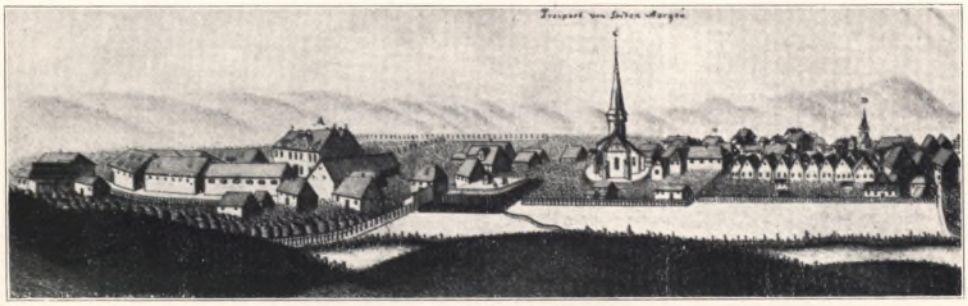
Die Burghügel sind nicht Schutz- und Wehranlagen für eine größere Gemeinschaft oder Sippe; sie tragen vielmehr das Haus einer einzelnen Familie, der des Grundherren, und sind deswegen in ihrem Umfange beschränkt. Der Unterbau ist ein geschütteter Hügel von 1½ bis 4½ m Höhe mit steilen Böschungen, um den ein breiter, heute meist sehr flacher Graben läuft. Die Oberfläche des Hügels ist gegen Sicht von außen nicht geschützt und ihre Ausdehnung beträgt 10 bis 20 m ungefähr. Sie trug ein turmartiges Gebäude, in der ersten Zeit aus Fach- oder Bohlwerk, das später vielfach durch Steinbau ersetzt wurde. Solche Steinbauten sind heute noch auf derartigen Burghügeln erhalten. In Gurek Kr. Ratibor ergab eine Nachgrabung Reste eines Fachwerkbaus und darin Ofenkacheln und ein Kettenhemd des 13./14. Jahrhunderts; das Gebäude hatte also zweifellos einem ritterbürtigen Manne mit höheren Lebensansprüchen angehört. Diese Hügel finden sich in Schlesien bei sehr vielen Dörfern und manchen Städten und zwar immer in unmittelbarer Nachbarschaft zum Orte; sie gehören zum Gute und liegen daher auf Gutsland, oft dicht am Hofe, wie u. a. bei Mullwitz Kr. Falkenberg im Park oder, wie z. B. in Guhrau Kr. Falkenberg mitten im Wirtschaftshofe des Dominiums. Es kann also gar nicht bezweifelt werden, daß das Gebäude auf ihnen ursprünglich dem Grundherren als Wohnung gedient hat. Zuweilen liegen solche Burghügel scheinbar verlassen, wie der neben dem bekannten Ritscheberge im Peisterwitzer Oderwalde gegenüber Linden, oder der im Forstrevier Tarnowitz des Stoberauer Forstes, westlich von Kauern Kr. Brieg. In beiden Fällen haben aber einst Ortschaften dabeigelegen: am Ritscheberge der durch die Kirchenfundamente bezeugte Ort Ritschen, bei dem Stoberauer das untergegangene, aber bei Forstarbeiten festgestellte Dorf Bleichau. Auch bei anderen einsam gelegenen Burghügeln würde man durch Grabungen wahrscheinlich die dazu gehörigen Wüstungen finden. Etwaige Ausnahmen spielen aber gar keine Rolle gegenüber den rund 120 bei Dörfern und bei den Städten Landeshut, Landsberg, Schömberg, Schönberg, Seidenberg, Waldenburg und Zülz festgestellten Burghügeln.

In der bekannten Homannschen Scenographia Vrbium Silesiae findet sich ein Prospekt der Stadt Rützen Kr. Guhrau, aufgenommen von F. B. Werner, s. Taf. XV, 2, auf dem unter Nr. 30 nach den Erläuterungen „das kleine Schlößel" auf dem bekannten, jetzt noch vorhandenen Burghügel dargestellt ist, ein wohl zweistöckiger, einfacher Fachwerkbau mit Satteldach. Der Hügel hat nach meiner Aufmessung eine Oberfläche von etwa 20 × 22 m und ist auf der Wernerschen Zeichnung bis auf einen unerheblichen Rand von dem Gebäude eingenommen. Es deckt also schätzungsweise 16 × 18 m und würde auch für neuzeitliche Verhältnisse einen ansehnlichen Grundriß haben. Wahrscheinlich ist es aber in seinen Abmessungen übertrieben dargestellt. Der Bau ist sicher nicht mehr der

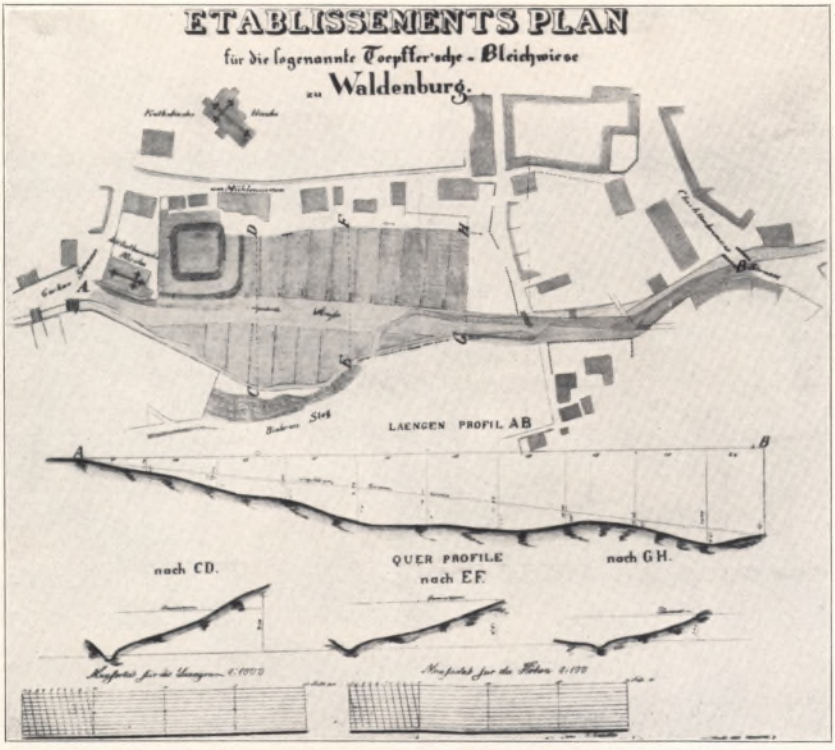
urſprüngliche, und weiträumiger erneuert worden, als der Turm, der ſich zuerſt auf dem Burghügel erhoben hatte. Iſt doch der Turm in Wittgendorf bei gleicher Hügeloberfläche nur 11 × 11 m groß, der von Boberröhrsdorf 14 × 19 m, während viele Burghügel überhaupt nur eine Oberfläche von 12 × 12 m aufweiſen. Wie man bei Hartelangenvorwerk Kr. Löwenberg und Alt Warthan Kr. Bunzlau erkennen kann, ſind aber Gebäude, die größere Burghügel völlig bedecken, ſchon mehr als kleine Burgen zu bezeichnen. Es könnte daher wohl auch an dem Zeichner liegen, daß das Gebäude ſo neuzeitlich ausſieht. Vielleicht ſtand zur Zeit der Aufnahme aber noch das Haus, daß in Publikationen d. Kgl. preuß. Staatsarchivs; Grünhagen u. Markgraf. Lehnsurkunden I S. 170 erwähnt wird: „1353. Jan. 12 verkauft Herzog Johann von Steinau an ſeinen Vetter Heinrich von Sagan Riczen das Hůs gar und zumal, alz is er Heinrich von Bebirſteyn vom Stolcze genant, erblich von uns gehabit hat." Der Ort wird in den ſchleſiſchen Regeſten unter Nr. 1110 zum erſten Male am 26. Februar 1262 erwähnt.

Das urſprüngliche Bild der Burghügel mit ihren Warten-ähnlichen Fachwerks-Wohntürmen aus den Anfängen der deutſchen Wiederanſiedlung veränderte ſich ſchnell mit dem Gedeihen der Ortſchaften und dem Heimiſchwerden ihrer Herrenſchicht durch den Ausbau der Türme in Stein oder die Anlage bequemerer Wohngelegenheiten in der Nachbarſchaft. Man wird annehmen dürfen, daß die Burghügel bei Anlage der Ortſchaften geſchaffen, daß aber ſchon im 14. Jahrhundert keine mehr errichtet wurden. Sie kamen, wie geſagt, mit den Siedlern aus dem Weſten, wo faſt jeder der dort viel freieren Bauern ſeinen „Bargfrär" (Berchfrit) in ganz gleicher Anlage beſaß, der ihm entweder als Speicher oder als Wohnung diente. Im Oſten erbauten ſich nur die Einwanderer ſolche nur für Wohnzwecke beſtimmten Türme, die im Gegenſatze zu den Bauern des zugehörigen Dorfes höhere Anſprüche an das Leben ſtellten und weniger darauf angewieſen waren, ſich ihren Unterhalt durch Bewirtſchaftung von Grund und Boden mit eigener Hand zu erwerben. Das können, nach allem, was wir wiſſen, nur die Grundherren oder ihre Stellvertreter geweſen ſein.

II. Nach den vorangegangenen ausführlichen Beſchreibungen namentlich der Burghügel kann über die Beſtimmung des für Waldenburg durch verſchiedene Quellen nachgewieſenen Burghügels kein Zweifel mehr walten. Der Streit über ihn iſt völlig müßig. Zeitungsartikel eines gewiſſen Georg Stiebler in Waldenburg und ſeiner Gegner, denen er ſchließlich in einem Schriftchen „Die Rätſel um den alten Wall an der Töpferſtraße und ihre natürliche Löſung" im Dezember 1931 antwortete, hatten ihn fortgeſponnen. Das Vorhandenſein dieſes „Walles" in der für einen Burghügel kennzeichnenden Form und Lage iſt durch den „Proſpekt von Waldenburg" auf der in den Jahren 1734—1738 aufgenommenen Karte des Ingenieur-Leutnants und Geometers Schulz, ſowie durch den „Etabliſſements-Plan für die ſogenannte Toepffer'ſche Bleichwieſe



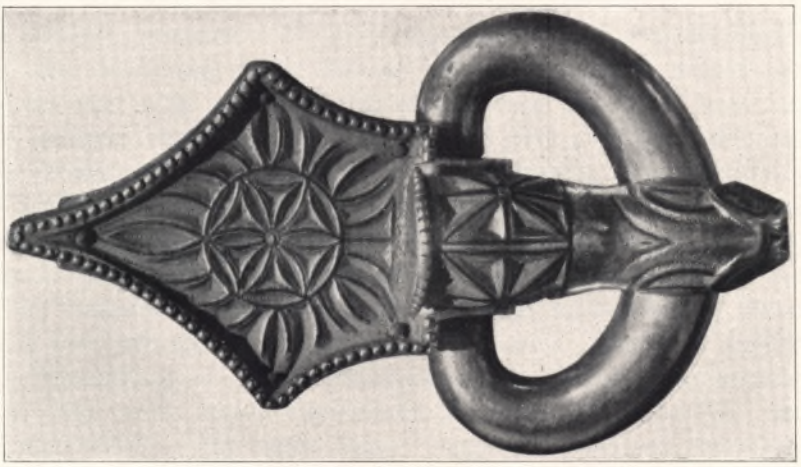
Prospekt von Waldenburg
des Ingenieurleutnants und Geometers Schulz von 1734–1738



Hantkescher Plan von 1859

S. 197 ff.

WOJEWÓDZKA BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU



1 Silberſchnalle aus Nędzierzewo bei Kaliſch. 1/1

S. 209

2 Proſpekt der Stadt Rützen Kr. Guhrau aus Scenographia Urbium Silesiae (Homanns Erben) von F. B. Werner

S. 197 ff.

WOJEW. BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA
W OPOLU

zu Waldenburg" des Kgl. Feldmeſſers und Markſcheiders Hantke vom Dezember 1859 eindeutig erwieſen. An ſeiner Eigenſchaft als Burghügel können die Verſuche einer Erklärung nichts ändern. Weder die immer wieder vorgebrachte, darum aber nicht weniger falſche Behauptung, der Hügel habe auf der Talſohle gelegen, noch die durch Sachkenntnis nicht getrübten, wahrhaft kindlichen waſſerbautechniſchen Ausführungen ſind ſtichhaltig. Der Hantkeſche Plan beweiſt vielmehr durch die auf ihm verzeichneten Quer- und Längsſchnitte, daß der talwärts gelegene Fuß des Außenwalles (!) um den Hügel etwa 4,5 Ruten = 17 Meter über dem Waſſerſpiegel des Leiſebaches gelegen hat. Von da zog ſich Außenwall, Wallgraben und Burghügel an der bis 9,2 Ruten = 34,5 Meter über den Bach anſteigenden Lehne hinauf. Damit iſt zugleich die unſinnige Behauptung von einem Erd-Staudamm an dieſer dafür ungeeignetſten Stelle, dicht unter einem Steilabfalle des Bachbettes widerlegt, noch dazu, wenn man bedenkt, daß dieſer Damm dann eine Höhe von mindeſtens 20 m über der Talſohle, alſo die Höhe wie ein Haus von vier bis fünf Stockwerken, hätte haben müſſen.

Der Gedanke, daß der Hügel der ſtehengebliebene Reſt einer Aufſchüttung aus der Zeit nach der Gründung des Ortes Waldenburg geweſen ſei, muß aufgegeben werden; ein ſolches Erdwerk hätte dort nie einen erſichtlichen Zweck gehabt.

Nun wird meine allgemeine Deutung der Burghügel von hiſtoriſcher Seite mit dem Einwande bekämpft, daß es in herzoglichen Dörfern keine Grundherren und keine Vertreter des Herzogs ſelbſt, alſo auch keine Wohnungen für einen ſolchen gegeben habe. Solange aber die Geſchichtswiſſenſchaft für die zahlreichen Burghügel in Städten und Dörfern bei uns eine andere, ſämtliche Tatſachen berückſichtigende Deutung nicht geben kann, muß es bei der, von der Spatenforſchung erarbeiteten Erklärung ſein Bewenden haben. Wenn aber ein Hiſtoriker für ſpätere Zeit einen Herrenſitz, bei Waldenburg überhaupt zugibt, und das ſcheint ja nach den Schoenaichſchen Ausführungen in Altſchleſ. Bl. 1931 H. 5 der Fall zu ſein, dann iſt der frühſte Vorläufer bei der Anlegung des Ortes Waldenburg im unmittelbaren Zuſammenhange mit dieſem in dem Burghügel mit dem darauf erbauten Turme geſchaffen worden. Daß dieſes alte Haus oder Schloß auf der Stelle der Burg Neuhaus — vier Kilometer entfernt auf einer 100 Meter hohen Klippe — gelegen habe, iſt ſchon nach dieſen Maßangaben abzuweiſen. Die gegen mich von Pflug vor etwa fünfundzwanzig Jahren geäußerte Anſicht, der damals bereits abgetragene Burghügel an der Töpferſtraße ſei eine gärtneriſche Spielerei, ein „Schneckenberg" geweſen, gründete ſich auf ſeine, bei dieſem Geſpräch gezeigte Abneigung, Burgwallunterſuchungen überhaupt ernſt zu nehmen, eine Abneigung, die ſeinerzeit unter Hiſtorikern weit verbreitet war. Jedenfalls aber läßt ſich mit ſolchen vorgefaßten, heute hoffentlich überwundenen Gelehrtenmeinungen ebenſowenig etwas beweiſen, wie mit laienhaften Luftſchlöſſern oder -burgen.

Vermehrung der vorgeſchichtlichen Sammlung des Schleſiſchen Muſeums für Kunſtgewerbe und Altertümer

Als „Steinzeit" gelten die mittlere und jüngere Steinzeit, als „ältere Bronzezeit" die Perioden I und II des Bronzealters. Die „Zeit der Urnenfelder" umfaßt die Perioden III – VI

1. April 1929 — 31. März 1930

Steinzeit

Belkau Kr. Neumarkt. Arbeitsaxt mit ſchrägem Nacken. (Geſchenk von Lehrer Repetzki in Belkau.)

Bettlern Kr. Breslau. Vier Gefäße des Marſchwitzer Typus. (Geſchenk von Rentmeiſter Mende in Klettendorf.)

Birkkretſcham Kr. Strehlen. Zwei Spinnwirtel, Feuerſteinabſpliſſe und verzierte Scherben der Jordansmühler und Nordiſchen Kultur. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Breslau-Alte Oder. Facettierte Streitaxt aus Serpentin. (Geſchenk von Herrm. Kroll in Breslau.)

Breslau-Dürrgoy. Doppelſchneidige Streitaxt aus Serpentin. (Geſchenk von Diplomingenieur Hamburger in Breslau.)

Breslau-Herrnprotſch. Gefäßreſte, Feuerſteingeräte, Steinaxtbruchſtücke, Muſchelſchalen, Tierknochen und Holzkohlereſte aus 14 Wohnplatzgruben der Nordiſchen Kultur. (Amtliche Grabung.)

Buchitz Kr. Brieg. Nachbildung einer durchlochten Steinaxt. (Original im Muſeum Brieg.)

Churſangwitz Kr. Ohlau. Skeletteile und Scherben aus einem zerſtörten Grabe der Marſchwitzer Kultur. (Jungſteinzeitliche Feuerſteinabſpliſſe. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Eichau Kr. Münſterberg. Gut gearbeitete Streitaxt aus Serpentin. (Geſchenk von Gaſthofbeſitzer Berndt in Eichau.)

Graduſchwitz Kr. Ohlau. Zahlreiche Scherben der Nordiſchen Kultur. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Groß Wartenberg. Steinaxtbruchſtück. (Geſchenk von Lehrer Haaſe in Groß Wartenberg.)

Jordansmühl Kr. Nimptſch. Durchlochte Steinaxt und Feuerſteingeräte aus ſteinzeitlichen Anſiedlungen. (Geſchenk von Lehrer Ohlofffohn in Jordansmühl und amtliche Unterſuchung.) Sieben Temperabilder mit Darſtellungen ſteinzeitlicher Gräber. (Gemalt von Kunſtmaler Beuthner in Breslau.)

Kauern Kr. Ohlau. Zwei Steinhacken und zwei Bruchſtücke von durchlochten Äxten. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Klein Wilkawe Kr. Trebnitz. Feuerſteinabſpliſſe und Scherben ſteinzeitlicher Art. (Amtliche Unterſuchung.)

Kniegnitz Kr. Breslau. Steinaxt aus Serpentin. (Geſchenk von Lehrer Bredanowſki in Kniegnitz.)

Kunsdorf Kr. Nimptſch. Leicht beſchädigtes Serpentinbeil. (Geſchenk von Lehrer Frömsdorf in Dirsdorf.)

Kunzendorf Kr. Trebnitz. Durchlochte Steinaxt. (Geſchenk von F. Langner in Breslau.)

Laubegaſt Kr. Freyſtadt. Durchlochte Arbeitsaxt. (Geſchenk von Lehrer Geß in Laubegaſt.)

Lippen Kr. Freyſtadt. Nachbildung einer Steinaxt mit Längsrippe. (Original im Muſeum Neuſalz.)

Marſchwitz Kr. Ohlau. Zwei Temperabilder mit Hockergräbern des Marſchwitzer Typus. (Gemalt von Kunſtmaler Beuthner in Breslau.)

Minken Kr. Ohlau. Beschädigtes Beil aus Serpentin. (Geschenk von Lehrer Bedranowski in Kniegnitz Kr. Breslau.)

Mirkau Kr. Oels. Mittelsteinzeitliche Feuersteingeräte. (Geschenk von Lehrer Zwirner in Sacrau.)

Nerbotin Kr. Glatz. Beschädigte steinerne Pflugschar.

Ober Gläsersdorf Kr. Lüben. Skelettreste, Streitaxt und zwei Schnurbecher aus einem steinzeitlichen Grabe. (Geschenk von Stellenbesitzer Stielke in Ober Gläsersdorf.) Vgl. Brandenburgia XXXIX (1930).

Opperau Kr. Breslau. Skelettreste, Gefäße und Beigaben aus vier Gräbern verschiedener steinzeitlicher Kulturen. Feuersteingeräte, Knochen- und Gefäßreste und zehn Mahlsteine aus 35 Wohnplatzgruben verschiedener steinzeitlicher Kulturen. (Amtliche Grabung.) Abb. 1.

Abb. 1. Opperau. 1/4

Raschwitz Kr. Brieg. Durchlochte Arbeitsaxt. (Geschenk von Lehrer Winkler in Raschwitz.)

Rauschwitz Kr. Glogau. Fünf Gefäße der Marschwitzer Kultur. (Geschenk von Hauptlehrer Kwack in Rauschwitz.)

Reichen Kr. Namslau. Gedrungene Arbeitsaxt. (Geschenk von Sattler Tyrok in Breslau.)

Sadewitz Kr. Breslau. Flacher Spinnwirtel und durchlochte Steinaxt. (Geschenk von Lehrer Hörnig in Karisch Kr. Strehlen.)

Schimmelwitz Kr. Trebnitz. Kleiner Scherben mit Schnurverzierung. (Geschenk von Frau Lehrer Franzke in Obernigk.)

Schönwalde Kr. Frankenstein. Spitznackige Hacke aus schiefrigem Gestein und Bruchstück einer durchlochten Arbeitsaxt. (Geschenk von Lehrer Heinze in Schönwalde.)

Silingberg (Zobten) Kr. Schweidnitz. Dicknackiges Beil aus gebändertem Feuerstein. (Geschenk von Mittelschullehrer Görlich in Breslau.)

Sperlingswinkel Kr. Freystadt. Dicknackiges Feuersteinbeil. (Geschenk von Lehrer Grabs in Lache.)

Sprottau. Drei Gefäße aus einem Grabe der Kugelamphorenkultur. (Gegen Nachbildungen vom Museum Sprottau eingetauscht.) Vgl. Altschlesien II S. 181 ff. Abb. 3—5.

Spurwitz Kr. Ohlau. Spinnwirtel, verzierte Scherben und Feuersteinabsplisse aus Wohnplatzgruben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Tarpen Kr. Guhrau. Skelettreste und zwei Gefäße aus Hockergräbern des Marschwitzer Typus. (Geschenk vom Heimatmuseum in Guhrau.)

Thomaswaldau Kr. Striegau. Durchlochte Steinaxt, Knauf beschädigt. (Geschenk von Lehrer Rudolph in Thomaswaldau.)

Gegend von Trebnitz. Zwei Feuersteinbeile.

Würben Kr. Ohlau. Skelettreste, Gefäße und Feuersteinpfeilspitzen aus einem Grabe der Glockenbecherkultur. (Geschenk von Landwirt Neugebauer in Würben und amtliche Grabung.) Vgl. S. 88 f.

Würchland Kr. Glogau. Durchlochte Steinaxt. (Geschenk von Lehrer Förster in Würchland.)

Ältere Bronzezeit

Breslau-Herrnprotsch. Kleines, verziertes Gefäß und z. T. binsengerauhte Scherben der älteren Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Breslau-Pilsnitz. Dolchklinge, Randäxte und Ringschmuck aus einem Schatzfund der ältesten Bronzezeit. Vgl. Altschlesien I S. 8 ff. Taf. II 2.

Damsdorf Kr. Breslau. Nachbildung eines Griffzungenschwertes der älteren Bronzezeit. (Hergestellt vom Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz.)

Domslau Kr. Breslau. Gefäßrest der ältesten Bronzezeit. (Geschenk von stud. chem. Thederan in Domslau.)

Jelline Kr. Strehlen. Bronzene Ösennadel der älteren Bronzezeit. (Geschenk von Gutsbesitzer Kramer in Jelline.)

Jordansmühl Kr. Nimptsch. Skelettreste und Bronzeringe aus einem Hockergrabe der ältesten Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Krehlau Kr. Wohlau. Temperabild mit Ansicht eines Skelettgrabes der älteren Bronzezeit. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Lampersdorf Kr. Oels. Zahlreiche Gefäßreste und bronzene Ösennadel, z. T. aus zwei Hügelgräbern der älteren Bronzezeit. (Geschenk von Maschinenführer Weiß in Lampersdorf und amtliche Grabung.)

Markt Bohrau Kr. Strehlen. Gefäßreste, Tierknochen und Holzkohlestücke aus vier Wohnplatzgruben der ältesten Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Opperau Kr. Breslau. Skelettreste, Gefäße und Beigaben aus 101 Hockergräbern der ältesten Bronzezeit. Feuersteingeräte, Knochenwerkzeuge und Scherben aus 18 Wohnplatzgruben der ältesten Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Abb. 2. Poischwitz. 1/2

Poischwitz Kr. Jauer. Verziertes, bronzenes Stollenarmband der älteren Bronzezeit. (Durch Vermittlung von Dr. Gandert in Görlitz eingetauscht.) Abb. 2.

Poppelwitz Kr. Nimptsch. Nachbildung einer durchlochten Kupferaxt. (Original im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin.)

Rudelsdorf Kr. Nimptsch. Nachbildung einer durchlochten Kupferaxt mit breiter Schneide. (Original im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.)

Schimmelwitz Kr. Trebnitz. Temperabild mit der Ansicht eines Hügelgrabes der älteren Bronzezeit. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.) Zwei herzförmige Feuersteinpfeilspitzen, Bronzespirale, zwei Gefäße und Scherben der älteren Bronzezeit aus zerstörten Hügelgräbern. (Geschenk von Frau Lehrer Franzke in Obernigk und amtliche Grabung.) Abb. 3.

Abb. 3. Schimmelwitz. Pfeilspitzen 1/2, Gefäße 1/4

Zeit der Urnenfelder

Bettlern Kr. Breslau. Zahlreiche Gefäße und Bronzereste aus zerstörten Gräbern der frühen Eisenzeit. (Amtliche Untersuchung.)

Birkkretscham Kr. Strehlen. Bruchstück einer Gußform und spätbronzezeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Breiter Berg bei Striegau. Geschlossener Bronzearmring mit Leisten und Knöpfchen verziert, aus der frühen Eisenzeit. (Ständige Leihgabe der Stadt Striegau.) Abb. 4.

Breslau-Herrnprotsch. Z. T. erhaltenes, großes Vorratsgefäß der frühen Eisenzeit. (Amtliche Untersuchung.)

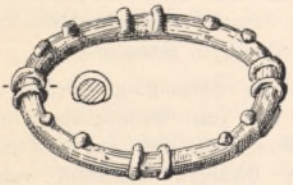


Abb. 4. Breiter Berg. 1/2

Breslau-Oswitz (Kapellenberg). Verzierte, zweihenklige Terrine der jüngsten Bronzezeit. (Überwiesen von der Städt. Friedhofsinspektion.)

Breslau-Schmiedefeld. Zweihenklige Schlüssel der jüngeren Bronzezeit. (Amtliche Untersuchung.)

Chursangwitz Kr. Ohlau. Bronzezeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Domslau Kr. Breslau. Zahlreiche Gefäße aus zerstörten Gräbern und 20 Gräbern der jüngeren und jüngsten Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Frömsdorf Kr. Münsterberg. Spätbronzezeitliche und früheisenzeitliche Scherben. (Geschenk von Gutsbesitzer Buhl in Frömsdorf.)

Gaulau Kr. Ohlau. Gefäßreste und Beigaben aus einem zerstörten Grabe der frühen Eisenzeit. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Graduschwitz Kr. Ohlau. Scherben der mittleren und jüngeren Bronzezeit. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Groß Ellguth Kr. Oels. Trichtervase und mehrere Scherben der frühen Eisenzeit. (Geschenk von Lehrer Niedergesäß in Groß Ellguth.)

Groß Pantken Kr. Wohlau. Zweihenklige Terrine und Gefäßreste der mittleren bis jüngsten Bronzezeit. (Geschenk von Lehrer Peuker in Groß Pantken.)

Groß Perschnitz Kr. Militsch. Zwei Temperabilder über die Verwendung der bronzenen Deichselwagen. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Groß Rackwitz Kr. Löwenberg. Henkeltasse der jüngeren Bronzezeit. (Geschenk von Maurer Josef Schindler in Ober Mois.)

Groß Strenz Kr. Wohlau. Bruchstücke von Bronzenadeln der mittleren Bronzezeit. (Geschenk von Güterdirektor Brodstein in Glumbowitz.)

Haynau. Früheisenzeitlicher Scherben. (Geschenk von Kunstgewerbeschüler Hellmich in Breslau.)

Heinrichau Kr. Münsterberg. Zahlreiche spätbronzezeitliche Scherben. (Geschenk von Primaner Haertel in Breslau und Rechnungsführer Neuhaus in Heinrichau.)

Kaltwasser Kr. Lüben. Gefäße und Scherben der jüngsten Bronzezeit. (Geschenk von Lehrer Anders und Staatsförster Rau in Kaltwasser.)

Jordansmühl Kr. Nimptsch. Gefäße und Beigaben aus zwei Gräbern der mittleren, 31 Gräbern der jüngeren und jüngsten Bronzezeit und einem Grabe der frühen Eisenzeit. (Amtliche Grabung.)

Klein Wilkawe Kr. Trebnitz. Scherben und Leichenbrand aus zerstörten, bronzezeitlichen Gräbern. (Amtliche Untersuchung.) Bronzezeitliche Siedlungsscherben. (Geschenk von Frau Lehrer Franzke in Obernigk.)

Kniegnitz Kr. Breslau. Bronzezeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Bedranowski in Kniegnitz.)

Kol. Raake Kr. Wohlau. Gefäße und Bronzenadel aus zwei Gräbern der jüngsten Bronzezeit. (Geschenk von Stellenbesitzer Kaiser in Raake.)

Langhermsdorf Kr. Freystadt. Früheisenzeitliche Gefäße und Scherben vom Billendorfer Typus. (Geschenk von Lehrer Köchel in Langhermsdorf.)

Laubegast Kr. Freystadt. Gefäße und Beigaben aus drei Gräbern der mittleren,

29 Gräbern der jüngeren und 25 Gräbern der jüngsten Bronzezeit. (Geſchenk von Lehrer Geß in Laubegaſt und amtliche Grabung.)

Lübchen Kr. Guhrau. Mehrere Gefäße der frühen Eiſenzeit. (Geſchenk von Pfarrer Tſchierske.)

Markt Bohrau Kr. Strehlen. Mehrere Gefäße der mittleren Bronzezeit. (Geſchenk von Pfarrer Scheefer in Markt Bohrau.)

Opperau Kr. Breslau. Gefäße und Beigaben aus drei Brandgräbern der jüngeren Bronzezeit. Gefäßreſte, Werkzeuge und Geräte aus Metall und Knochen, ſowie Feuerſteinabſpliſſe, Mahlſteine und dergl. aus 468 Wohnplatzgruben der mittleren bis jüngſten Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Pawellau Kr. Trebnitz. Gefäße und Beigaben aus 22 Gräbern der jüngeren Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Petranowitz Kr. Wohlau. Gefäße der jüngſten Bronzezeit. (Geſchenk von Studienrat Dr. Gollniſch in Pawelwitz.)

Ranchwitz Kr. Nimptſch. Gefäße und Beigaben aus drei Gräbern der mittleren Bronzezeit. (Amtliche Grabung.)

Raſchwitz Kr. Brieg. Gefäße und Bronzenadel aus mehreren Gräbern der jüngeren Bronzezeit. (Geſchenk von Lehrer Wabnitz in Raſchwitz und amtliche Grabung.)

Schlawa Kr. Freyſtadt. Gefäße und Bronzebeigaben aus drei Gräbern der mittleren Bronzezeit. (Geſchenk von Lehrer Geß in Laubegaſt.)

Schreibersdorf Kr. Neumarkt. Verzierte Terrine und Scherben der jüngeren Bronzezeit. (Geſchenk von Landwirt Thuns in Schreibersdorf.)

Silingberg (Zobten) Kr. Schweidnitz. Zahlreiche Scherben der jüngſten Bronzezeit und frühen Eiſenzeit. (Amtliche Grabung.)

Wohlau-Oſt. Zahlreiche Gefäße und Beigaben aus etwa 40 z. T. zerſtörten Gräbern der jüngeren Bronzezeit bis frühen Eiſenzeit und einer Wohnplatzgrube der frühen Eiſenzeit. (Geſchenk von Stud.-Rat Dr. Gollniſch in Pawelwitz.)

Zobten Kr. Schweidnitz. Gefäße und Beigaben aus zwei Brandgräbern der jüngſten Bronzezeit und aus zahlreichen zerſtörten Gräbern (Geſchenk von Berginſpektor a. D. Gürich in Breslau und Dr. med. Hanke in Zobten und amtliche Grabung.)

Temperabild mit der Darſtellung einer Frau in bronzezeitlicher Tracht. (Gemalt von Kunſtmaler Beuthner in Breslau.)

Schleſien, Fundort unbekannt. Vier Gefäße der jüngſten Bronzezeit.

Vorrömiſche Eiſenzeit

Breslau-Herrnprotſch. Gefäßreſte, Metallbruchſtücke, Tierknochen und Holzkohlereſte aus vier Wohnplatzgruben der Spätlatènezeit. (Amtliche Grabung.) Zahlreiche Gefäße und Beigaben aus 17 frühgermaniſchen Gräbern. (Amtliche Grabung.) Vgl. Altſchleſien II S. 213 ff.

Breslau-Pöpelwitz. Reich verziertes Gefäß aus dem Ende der Spätlatènezeit. (Geſchenk von Arbeiter Hahn in Breslau.)

Churſangwitz Kr. Ohlau. Keltiſche und ſpätlatènezeitliche Scherben. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.) Vgl. Jahn, Die Kelten in Schleſien S. 134.

Glofenau Kr. Nimptſch. Keltiſches Hohlbuckelarmband der Mittellatènezeit. (Geſchenk von Lehrer Schneider in Manze.) Vgl. Jahn a. a. O. S. 110 f. Taf. III, 7.

Graduſchwitz Kr. Ohlau. Keltiſche und ſpätlatènezeitliche Scherben. (Geſchenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.) Vgl. Jahn a. a. O. S. 135.

Kainzen Kr. Guhrau. Gefäßreſte, Beigaben, Leichenbrand und Holzkohleſtückchen aus acht ſpätlatènezeitlichen Brandgrubengräbern. (Amtliche Grabung.)

Klein Woitsdorf Kr. Groß Wartenberg. Bruchstück einer frühgermanischen Urne. (Geschenk von Erzpriester Hahn und Kaplan Schölzel in Groß Wartenberg.) Vgl. Altschlesien II S. 224.

Opperau Kr. Breslau. Gefäße und Beigaben aus drei Brandgräbern der Spätlatènezeit. Gefäßreste, Metall- und Knochenwerkzeuge, Schleifsteinreste und dergl. aus 83 Wohnplatzgruben der Spätlatènezeit. (Amtliche Grabung.)

Rayschen Kr. Wohlau. Frühgermanische und spätlatènezeitliche Gefäßreste. (Geschenk von Dr. Czajka in Breslau.) Vgl. Altschlesien II S. 225.

Schickwitz Kr. Trebnitz. Rauhtopf und Scherben aus einem frühgermanischen Grabe. (Geschenk von Lehrer Zischkale in Groß Kommerowe und Gutsbesitzer Hempe in Schickwitz.)

Schönbankwitz Kr. Breslau. Temperabild mit Darstellung eines frühgermanischen Glockengrabes. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Silingberg (Zobten) Kr. Schweidnitz. Drei dreikantige Bronzepfeilspitzen skythischer Art und keltischer Scherben. (Amtliche Grabung.) Vgl. S. 114.

Wirrwitz Kr. Breslau. Zwei Temperabilder mit Darstellungen einer wandalischen Brandgrube. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Schlesien. Karte und schematische Darstellung der Völkergeschichte Schlesiens in der vorrömischen Eisenzeit. (Nach Entwurf von M. Jahn hergestellt von F. Geschwendt.) Vgl. Mannus, 6. Ergänzungsband, 1928, S. 271 ff. Abb. 2—3.

Römische Kaiserzeit

Birkkretscham Kr. Strehlen. Verzierte Scherben des 4. Jahrh. n. Chr. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Breitenau Kr. Neumarkt. Frühkaiserzeitliche Scherben. (Geschenk von Vermessungsrat i. R. Hellmich in Breslau.)

Breslau-Cosel. Zwei Temperabilder mit der Ansicht silingischer Skelettgräber des 1. Jahrh. (Hergestellt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Chursangwitz Kr. Ohlau. Spätwandalische Scherben und Teil einer Gußform. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Conradswaldau Kr. Brieg. Gedrehte Scherben des 4. Jahrh. n. Chr. (Geschenk von Studienrat Günther in Brieg.)

Graduschwitz Kr. Ohlau. Zahlreiche spätkaiserzeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Höckricht Kr. Ohlau. Nachbildungen von drei silbernen Riemenschnallen und zwei goldenen Riemenzungen der Völkerwanderungszeit. (Originale im Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.) Vgl. Schles. Vorzeit N. F. III 47 Abb. 1—3, 10—11.

Kainzen Kr. Guhrau. Kaiserzeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Grande in Kaltebortschen.)

Kniegnitz Kr. Breslau. Doppelkonischer Spinnwirtel. (Geschenk von Lehrer Bedranowski in Kniegnitz.)

Lampersdorf Kr. Oels. Zahlreiche verzierte Scherben des 4. Jahrh. n. Chr. (Geschenk von Maschinenführer Weiß und amtliche Untersuchung.)

Liatkawe Kr. Militsch. Verzierte Scherben und Fußschale mit Mäanderornament aus einer zerstörten Siedlung des 3. Jahrh. n. Chr. (Amtliche Grabung.)

Neudorf Kr. Breslau. Scherben, Bronze- und Eisengegenstände und Leichenbrand aus einem Brandgrabe der frühen Kaiserzeit. (Amtliche Untersuchung.)

Opperau Kr. Breslau. Skelettreste und Bronzeschnalle aus einem Skelettgrabe des 1. Jahrh., ferner spätwandalische, gedrehte Schale, sowie zahlreiche verzierte und unverzierte Scherben des 3.—4. Jahrh. (Amtliche Grabung.) Abb. 5 u. 6.

Pawellau Kr. Trebnitz. Bodenrest eines Fußbechers des 3. Jahrh. (Amtliche Untersuchung.)

Abb. 5. Opperau. 1/2

Rädchen Kr. Freystadt. Gefäße, Scherben, Beigaben und Leichenbrandreste aus vier Brandgräbern des 3. Jahrh. (Amtliche Grabung.)

Rathen Kr. Neumarkt. Temperabild mit Rekonstruktion eines germanischen Holzeimers. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Sacrau Kr. Oels. Zwei Temperabilder mit Ansichten der Königsgräber. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Silingberg (Zobten) Kr. Schweidnitz. Kaiserzeitliche Scherben. (Amtliche Grabung.)

Spurwitz Kr. Ohlau. Früh- und spätkaiserzeitliche Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Thiemendorf Kr. Steinau. Temperabild mit Darstellung eines spätwandalischen Skelettgrabes. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner.)

Trebnitz. Nachbildung eines goldenen Kettengliedes mit Filigranschmuck. (Hergestellt von Metallbildhauer Erpff in Breslau.) Abb. 7.

Abb. 7. Trebnitz. 1/1

Zeißholz Kr. Hoyerswerda. Nachbildung einer schwarzen, reich verzierten, gedrehten Henkelkanne der Völkerwanderungszeit, gotische Arbeit. (Original im Museum Görlitz.)

Schlesien. Temperabild, Heimkehr germanischer Krieger aus dem Feldzuge darstellend. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.) Zwei bronzene Fibeln der frühen Kaiserzeit und bronzene Scheibenkopfnadel mit gezähntem Rande.

Abb. 6. Opperau. 1/4

Slawische Zeit und Mittelalter

Birkkretscham Kr. Strehlen. Slawische Scherben, darunter Randstück eines handgemachten frühslawischen Gefäßes. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Breslau-Herrnprotsch. Gefäßreste, Eisengeräte und Tierknochen aus 14 Hausgrundrissen und Wohnplatzgruben der slawischen Zeit. (Amtliche Grabung.)

Churfangwitz Kr. Ohlau. Slawische Scherben, z. T. mit Wellenlinien verziert. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Graduschwitz Kr. Ohlau. Verzierte slawische Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Hammer-Sulau Kr. Militsch. Verzierte slawische Scherben aus drei Wohnplatzgruben. (Amtliche Grabung.)

Heinrichau Kr. Münsterberg. Verzierte slawische Scherben. (Geschenk von Primaner Haertel in Breslau und Rechnungsführer Neuhaus in Heinrichau.)

Kanth Kr. Neumarkt. Arabische Silbermünze des 10. Jahrh. (Geschenk von Sattlermeister Schelenz in Kanth.) Vgl. Altschlesien III S. 74 f.

Kauern Kr. Ohlau. Hartgebrannter frühdeutscher Scherben mit Laufrädchenmuster. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Klein-Wilkawe Kr. Trebnitz. Gedrehter slawischer Scherben. (Amtliche Untersuchung.)

Liatkawe Kr. Militsch. Skelettreste, verzierte Scherben und Beigaben aus slawischen Hügelgräbern. (Amtliche Grabung.) Vgl. Altschlesien II S. 274 ff.

Neudorf Kr. Breslau. Temperabild mit Darstellung eines slawischen Frauengrabes. (Gemalt von Kunstmaler Beuthner in Breslau.)

Forst Nimkau Kr. Neumarkt. Randscherben eines slawischen Topfes mit Kammstrichverzierung. (Geschenk von Vermessungsrat i. R. Hellmich in Breslau.)

Opperau Kr. Breslau. Skelettreste und Gefäßteile aus einem slawischen Grabe. (Amtliche Grabung.)

Pawellau Kr. Trebnitz. Mehrere verzierte, spätslawische Gefäßreste, z. T. mit Bodenstempeln. (Geschenk von Lehrer Greiner in Pawellau.)

Schimmelwitz Kr. Trebnitz. Zwei verzierte, slawische Scherben. (Geschenk von Frau Lehrer Franzke in Obernigk.)

Silingberg (Zobten) Kr. Schweidnitz. Zur Hälfte erhaltener Mahlstein aus Granit und mittelalterliche Eisenteile. (Geschenk von Mittelschullehrer Görlich in Breslau und amtliche Grabung.)

Spurwitz Kr. Ohlau. Verzierte slawische Scherben. (Geschenk von Lehrer Dasler in Lorzendorf.)

Zwei Darstellungen über den Gebrauch der Töpferscheibe im 16. Jahrhundert nach alten Holzschnitten.

Zeitstellung unsicher

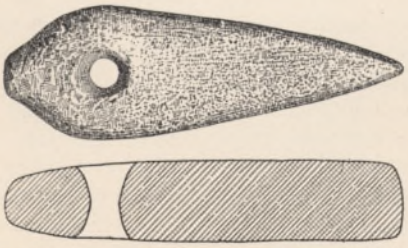
Schlesien. Rekonstruktion eines vorgeschichtlichen Webstuhls nebst Originalen und Nachbildungen vorgeschichtlicher Spinn- und Webewerkzeuge. (Nach Versuchen und dem Schrifttum zusammengestellt von Fräulein G. Sage in Breslau.)

Siling (Zobten) und Umgebung. Gipsrelief des gesamten Silingmassivs. M. 1:10000. (Nach Angaben von Vermessungsrat M. Hellmich hergestellt von U. Hellmich.) Gipsrelief des Silinggipfels. M. 1:500.

Außerschlesische Funde

Krotoschin (früh. Prov. Posen). Kleines Nephritbeil.

Nędzierzewo bei Kalisch (Polen). Fünf Goldsolidi, ein goldener Anhänger und eine reich verzierte, silberne Gürtelschnalle aus einem Schatzfunde der Völkerwanderungszeit. Vgl. Ipek, 1930 S. 56 ff. und hier, Taf. XV, 1.



Lessendorf Kr. Freystadt
(Sammlung Dehmel-Neusalz). 1/3

Bücheranzeigen

Reallexikon der Vorgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Max Ebert. 15 Bände in Lexikon-Oktav. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co.

Mit dem 1932 erschienenen Registerbande steht das Lebenswerk Max Eberts vollendet da, fürwahr ein monumentum aere perennius, ein Denkmal internationaler Zusammenarbeit, aber doch vor allem deutschen Gelehrtenfleißes, ein Denkmal der bewundernswerten Organisationsgabe und Arbeitskraft des nur zu früh dahingegangenen Herausgebers und nicht minder des Wagemuts und der Leistungsfähigkeit des Verlages. Für die Vorgeschichtsforschung bedeutet es das lange entbehrte und auf lange hinaus unentbehrliche Standard- und Nachschlagewerk schlechthin und zugleich eine Tat, die ihr Ansehen in der ganzen wissenschaftlichen Welt gewaltig befestigt und gesteigert hat. Man braucht nur einen Blick in das neuere Schrifttum der mit der Altertumskunde zusammenhängenden Lehrzweige zu tun, um sich zu überzeugen, wie ständig auf Eberts Reallexikon Bezug genommen wird, und welch großartiges Hilfsmittel unserem Fache damit gewonnen worden ist. H. Seger

Hugo Obermaier: Urgeschichte der Menschheit. Geschichte der führenden Völker. Herausgegeben von H. Finke, H. Junker und G. Schnürer, Bd. I, Freiburg i. B., Herder & Co., 1931. 203 S. mit 6 Taf. und 14 Abb. 10 *RM*.

Trotz der Not der Zeit suchen deutsche Forscher und Verleger dem allgemeinen Bedürfnis nach neuen Zusammenfassungen unseres Wissens über die Menschheitsgeschichte in vielbändigen Sammelwerken entgegenzukommen. So beginnt der Herdersche Verlag, eine Weltgeschichte „der führenden Völker" herauszubringen, in deren erstem Bande der Madrider Universitätsprofessor Obermaier die Urgeschichte der Menschheit behandelt. Der Verfasser ist seit seinem vor 20 Jahren erschienenen grundlegenden Werk „Der Mensch der Vorzeit" als einer unserer besten Kenner des Eiszeitmenschen wohlbekannt, dem auch im Ebertschen Reallexikon der Vorgeschichte alle Beiträge über die Altsteinzeit übertragen worden sind. Auch in Obermaiers neuem Werk ist der Abschnitt über die ältesten Stufen menschlichen Daseins während des Eiszeitalters ausgezeichnet gelungen. In kurzen, trefflicher und flüssig geschriebenen Schilderungen läßt der Verfasser die Urzustände des Menschen und seiner so fremdartigen Umwelt vor den Augen des Lesers erstehen, stets die neuesten Ergebnisse der Forschung verwertend. Er macht an den Grenzen Europas und der alten Welt nicht halt, sondern führt uns mit gleicher Kennerschaft um den ganzen Erdball.

Die jüngeren Vorzeitepochen haben in dem Werke keine gleichwertige Behandlung erfahren. Dies fällt wohl weniger dem Verfasser, als den Herausgebern zur Last, die für diesen Abschnitt einen zweiten Bearbeiter hätten heranziehen sollen. Die Erforschung des Paläolithikums ist ein so umfangreicher und selbständiger Wissenszweig geworden, daß von einem ausgesprochenen Vertreter dieses Gebietes nicht die völlige Beherrschung der gewaltigen Forschertätigkeit in den jüngeren Epochen der Vor- und Frühgeschichte verlangt werden kann. So mußte es kommen, daß in Obermaiers Schrift die Altsteinzeit $^3/_5$ des Umfanges einnimmt und daß der Bronzezeit nur 20, der Eisenzeit gar nur 10 Seiten gewidmet sind. Dabei haben gerade diese jüngsten Epochen für eine Weltgeschichte die größte Bedeutung, weil sie die Vorzeit mit der auf geschriebenen Quellen fußenden Geschichte verknüpfen und weil ihre genaue Kenntnis erst ein tieferes Verständnis der Urzustände ermöglichen. Ein derartiges Verständnis können die wenigen Seiten in Obermaiers Schrift nicht vermitteln, zumal von dem Verfasser dieser Quellenstoff nicht so gemeistert worden ist, wie der altsteinzeitliche. An Stelle der zusammenhanglosen flüchtigen Skizzen von kulturellen Zuständen hätte die schon jetzt klar zu erfassende Entwicklung der Völker- und Kulturkreise gegeben werden müssen, die lückenlos und allmählich in die geschichtliche Entwicklung überleitet. Den deutschen Leser wird außerdem die gar zu geringe Berücksichtigung der Vor- und

Frühgeſchichte Deutſchlands empfindlich ſtören, nach einem Niederſchlag der umfangreichen archäologiſchen Germanenforſchung wird er in dem Buche vergeblich ſuchen.

Vielleicht läßt es ſich ermöglichen, eine genauere Behandlung der jüngeren Vorzeitepochen noch nachträglich dem ſo groß angelegten Forſchungswerk der Herderſchen Weltgeſchichte einzufügen und dadurch Obermaiers treffliche Darſtellung der Urzuſtände aus ihrer unüberbrückten Iſoliertheit innerhalb des Geſamtwerkes zu befreien. M. Jahn

F. Herig und G. Kraft: Die Form der paläolithiſchen Geräte. Archiv für Anthropologie, herausgegeben von Georg Thilenius, N. F. Bd. XXII, 4. Heft, S. 177—255, mit 20 Abbildungen. Braunſchweig, F. Vieweg & Sohn, 1932. 21 *RM*.

Die Abhandlung vereinigt zwei Arbeiten, die unabhängig von einander entſtanden ſind und ſich zunächſt nur dadurch berührten, daß ſie denſelben Gegenſtand behandelten. F. Herig iſt Ingenieur und ging von der Geſchichte des Handwerksgerätes aus, das er auf ſeine Grundformen in bezug auf die Hand und auf das Werkſtück (d. h. das Produkt der handwerklichen Tätigkeit) zurückzuführen ſuchte. Die Lehre hiervon wird mit einem hybriden Ausdruck als Manufaktologie bezeichnet. Auf dem Wege von den komplizierten Maſchinen der Gegenwart zurück zu immer einfacheren Geräten gelangte er ſchließlich zu den allerälteſten, wiſſenſchaftlich erfaßbaren Werkzeugformen. Leitfaden war ihm dabei die alte Erkenntnis, daß im Grunde jedes Werkzeug, einſchließlich der Maſchinen, als bloße Funktion der menſchlichen Hand zu betrachten iſt. Kraft wurde hingegen durch den akademiſchen Unterricht genötigt, ſich über die Formgeſtaltung paläolithiſcher Geräte Rechenſchaft zu geben. In dem von E. Peters am Petersfels bei Engen gehobenen Material fand er die ideale Grundlage für ſeine Zwecke. Bei der Verſammlung der Deutſchen Anthropologiſchen Geſellſchaft in Mainz 1930 hatten beide Forſcher Gelegenheit, ihre Anſchauungen vorzutragen, wobei ſich eine weitgehende Übereinſtimmung ergab. Als Frucht der weiteren Zuſammenarbeit wird nun dieſe auf Anregung von Prof. Thilenius entſtandene gemeinſame Veröffentlichung vorgelegt. Ihren Wert erblicke ich darin, daß das für den heutigen Menſchen ſo ſchwer begreifliche und mit rein typologiſchen Methoden kaum lösbare Problem der paläolithiſchen Werkzeug-Fabrikation hier einmal vom technologiſchen und formen-analytiſchen Standpunkt angepackt und allſeitig betrachtet wird. Das Ergebnis iſt freilich nicht überwältigend. Es beſtätigt ſich nur, „daß der Jungpaläolithiker ein ausgebildetes, techniſch-wirtſchaftliches, rationelles Denken beſaß; ferner, daß eine gewiſſe Wahlfreiheit und ein Willen zur Form ſich bis an den Anfang unſerer Beobachtungsreihen zurückverfolgen laſſen, daß wir es alſo ſchon dort mit Kultur im Vollſinn, nicht nur mit Technik zu tun haben. Nur die Kultur des Neandertalers, das Monſterien, beſchränkt ſich auf rein techniſche Formen." H. Seger

Julius Andree: Beiträge zur Kenntnis des norddeutſchen Paläolithikums und Meſolithikums. Nebſt Beiträgen von Hedwig Frenzel, R. Grahmann und F. R. Bicker. Mit 7 Textabb. und 61 Taf. Leipzig, Kabitzſch-Verlag, 1932. Mannus-Bibliothek Nr. 52) VIII + 112 S. Gr. 8°, geb. 14 *RM*.

Der Verfaſſer, der in den letzten Jahren mit einer Reihe von Unterſuchungen über die ältere Steinzeit Weſtfalens hervorgetreten iſt, gibt hier neue und vorbildliche Fundberichte über ſeine Höhlenforſchungen. Beſonders ſchöne Ergebniſſe zeitigten die Grabungen im Hohlen Stein bei Callenhardt, wo A. glaubt, eine zwiſchen Magdalénien und Tardenoiſien ſtehende Kulturſtufe gefunden zu haben. Beſonders anregend ſind die zuſammenfaſſenden Abſchnitte des Buches, die ſich mit der Entwicklung der Klingenkulturen einerſeits und der grobgerätigen Kulturen andrerſeits beſchäftigen, geſchrieben. Andree geht bewußt von der „Kleinarbeit", d. h. der Herausſtellung von einzelnen, bis ins kleinſte unterſuchten Fundplätzen aus, womit er ſich in einen betonten und zum Teil gewiß berechtigten Gegenſatz zu der vielleicht allzuweit geſpannten Großzügigkeit anderer Forſcher ſtellt. Andrerſeits meinen wir, daß bis heute nicht genügend

Handhaben beigebracht sind, die die endgültige Aufnahme der vielen von Andree aufgeführten Lokalstufen, die wir als facies ansehen, in das Schriftum rechtfertigten. Werden gegen die Herleitung des europäischen Tardenoisien aus dem afrikanischen Capsien auch gewichtig erscheinende Gegengründe vorgebracht, so möchten wir aus hier nicht zu erläuternden Gründen an dieser Auffassung dennoch festhalten.

Der Wert der ganzen, äußerst kritischen und überreich mit Abbildungen ausgestatteten Arbeit kann durch die Beiträge der Mitarbeiter des Verfassers nicht vermindert werden. Das Alter der Kultur von Calbe ist u. E. durch die pollenanalytischen Untersuchungen keineswegs einwandfrei festgelegt. Abgesehen davon, daß man unter Heranziehung pflanzensoziologischer Gesichtspunkte die Ergebnisse anders auswerten kann, „war die Menge des zur Verfügung stehenden Materials gering und alle Proben bereits trocken". Diese Bedenken wollen nicht besagen, daß es einem gewiegten Pollenanalytiker bei Aufnahme eines durchgehenden Profils nicht möglich wäre, Beiträge zur Klärung der Altersfrage dieser wichtigen Kultur zu liefern. L. Zotz

Ernst Wahle: Deutsche Vorzeit. Mit 31 Abbildungen, 2 Zeittafeln im Text und 7 Karten. Leipzig, C. Kabitzsch, 1932. XI + 338 S. in Gr. 8°. Geh. 20 *RM*, geb. 22 *RM*.

Unter den mancherlei Darstellungen der deutschen Vor- und Frühgeschichte, deren wir uns jetzt erfreuen, nimmt die Wahlesche eine einzigartige Stellung ein. Wie schon in ihrer früheren Bearbeitung (Vorgeschichte des deutschen Volkes 1924), sieht sie von der landläufigen zeitlichen Gliederung und der Betrachtung des rein Stofflichen, der Gerätformen, Bestattungsbräuche, Funde usw., die ja nur Mittel zum Zwecke sind, ab und verzichtet deshalb auch auf einen größeren Abbildungsapparat. Was sie anstrebt, ist eine aus den Einzelergebnissen gewonnene Zusammenfassung der vorgeschichtlichen Lebensformen und ihrer Entwicklung. Sie will wirkliche Geschichte, wenngleich gemäß der Natur ihrer Quellen, vorwiegend Kulturgeschichte sein. Zweifellos ist dies das höchste und letzte Ziel unserer Wissenschaft. Fraglich ist nur, ob die Zeit dafür schon gekommen, der Baugrund schon genügend gefestigt ist. Man muß anerkennen, daß der Verfasser, trotzdem er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt war, sie dennoch mit frischem Mut und fester Hand angegriffen hat.

Die Einleitung behandelt zuerst das Land, seine geographische Lage und seine Natur in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, ein Thema, das dem Schüler Alfred Hettners und Verfasser mehrerer siedlungsgeographischer Werke, geläufig war. Im Anschluß daran werden die oberirdischen Denkmäler im Landschaftsbilde und die Bodenfunde als Quellen der Forschung summarisch, aber mit Anführung der wesentlichen methodischen Gesichtspunkte besprochen. In einem ausgezeichneten Überblick wird die vorgeschichtliche Forschung als Teilerscheinung in den Verlauf der geistigen Strömungen des letzten Jahrhunderts eingereiht.

Das I. Kapitel der eigentlichen Darstellung beschäftigt sich mit der Urkultur, genauer gesagt, ihrem letzten, mit archäologischen Mitteln erreichbaren Abschnitt, dem Altpaläolithikum und dessen Träger, dem Neandertalmenschen. Die Zeugnisse seiner Tätigkeit und die Erfahrungen an heutigen Primitiven geben einigen Anhalt für die Erkenntnis der damaligen Zustände, doch bedarf es weitgehender Rekonstruktionen, um daraus ein anschauliches Bild zu gestalten. Reichlicher fließen die Quellen für die im II. Kapitel geschilderte Zeit der höheren Sammlervölker, umfassend den jüngeren Abschnitt der älteren und die ganze mittlere Steinzeit. Menschen von höherer Organisation und von verschiedenem Aussehen und Kulturströmungen ebenso verschiedener Art treten miteinander in Wettbewerb. Nach Ansicht des Verfassers sind sie sämtlich aus dem Osten zu uns gekommen, wie er denn überhaupt auf dem Standpunkt steht, daß im Altertum unser Erdteil nur als Ausläufer Asiens zu betrachten sei.

So ist auch zu Beginn der jüngeren Steinzeit (Kap. III) die Pflugkultur und in ihrem Gefolge die Haustierzucht von Vorderasien und Südosteuropa ausgegangen und wahrscheinlich durch neue Einwanderer über ganz Europa ausgebreitet worden, und endlich stoßen um die Wende von Stein- und Bronzezeit die halb-

nomadiſchen Indogermanen von Oſten vor, die, im Beſitz des Pferdes, und als Hirtenvölker zu kriegeriſcher Tüchtigkeit erzogen, den angeſeſſenen Bauernvölkern ihre Herrſchaft und allmählich auch ihre Sprache aufzwingen. — Dieſe bei einem aus der Schule Koſſinnas hervorgegangenen Prähiſtoriker doppelt auffällige Indogermanentheorie dürfte auf vielen Seiten Kopfſchütteln und Widerſpruch erregen. Eine nähere Begründung dafür hat Wahle nicht gegeben, weil das dem Charakter ſeiner Darſtellung nicht entſpricht. Aber aus den Anmerkungen und gelegentlichen Hinweiſen iſt zu entnehmen, daß ihn hauptſächlich zwei Argumente beſtimmt haben: erſtens die den Indogermanen zugeſchriebene Zähmung des Pferdes, die auf ein Hirten- und Reitervolk und demzufolge auf ſeine Herkunft aus der Steppe ſchließen läßt; zweitens die von Sprachvergleichern behauptete Tatſache, daß die indogermaniſchen Teilſprachen, vorweg das Germaniſche, auf Vermiſchung des in den Einzelvölkern vorhandenen indogermaniſchen Völkerkerns mit vor- und nicht-indogermaniſchen Bevölkerungsſchichten hindeuten. Dazu kommen dann noch Gedankengänge auf Grund des archäologiſchen Materials, wie ſie überraſchenderweiſe ganz ähnlich Roſenberg in dem nachſtehend beſprochenen Buche geäußert hat. Das Auftreten der Indogermanen ſoll durch die Streitaxtgräber und die damit geſellte Schnurkeramik bezeichnet ſein. Auch das iſt ſchon ſo oder ähnlich von anderen behauptet worden, wobei die wirklich gut begründete Annahme einer Einwanderung des Einzelgräbervolkes nach der jütiſchen Halbinſel die wichtigſte Rolle ſpielt. Es muß alſo zugegeben werden, daß Wahle ſeine Theorie nicht ins Blaue hinein aufgeſtellt hat. Trotzdem bleibt ſie hypothetiſch, wie alles, was über die Indogermanenfrage bisher geſchrieben worden iſt.

Einen großen Fortſchritt gegenüber der erſten Bearbeitung bedeutet die Einfügung eines eigenen Kapitels (IV) über die Entwicklung des Bildes der frühgeſchichtlichen Zeit. Hier hat die Schilderung des damals übergangenen Zeitraums vom Ende des Neolithikums bis zum Beginn der römiſchen Weltherrſchaft ihren Platz gefunden. Im ſiedlungs- und bevölkerungsgeſchichtlichen Teil werden mit den drei Sprachſtämmen der Illyrier, Kelten und Germanen zugleich die von ihnen bewohnten Siedlungsräume im Oſten, Süden und Weſten und im Norden unſeres Landes, — im kulturgeſchichtlichen Wirtſchaft, Geſellſchaft und geiſtiges Leben dargeſtellt. Das letzte Kapitel (V) behandelt das Werden von Volk und Staat des Mittelalters mit den Unterabſchnitten: Provinzialrömiſche Kultur, Völkerwanderung, Merowingerzeit, Oſtdeutſche Koloniſation.

Eine flüchtige Inhaltsangabe kann ſelbſtverſtändlich dem Weſen eines ſolchen Werkes nicht gerecht werden. Man muß es leſen, um in ſein Gefüge einzudringen. Man wird dann den Eindruck haben, daß es ein Werk aus einem Guſſe iſt, zwar reichlich belaſtet mit Hypothetiſchem, was eben in der Natur der Sache liegt, aber beruhend auf gründlicher Kenntnis nicht nur der engeren Fachwiſſenſchaft, ſondern auch der Nachbar-Diſziplinen, und geſchaffen durch einen aufbauenden, mit Phantaſie gepaarten Geiſt, der die Lücken in unſerem Wiſſen zu überbrücken verſteht. Darſtelleriſch iſt das Buch das beſte, was auf dem Gebiet der Vorgeſchichte ſeit langem erſchienen iſt. Ausgezeichnet ſind auch die ſichtlich mit großer Liebe ausgearbeiteten Siedlungskarten. Das auf ihnen mit unübertrefflicher Klarheit zutage tretende Vordringen der Germanen in nordſüdlicher und öſtlicher Richtung iſt allerdings nicht dazu angetan, die Theſe ihrer öſtlichen Herkunft zu ſtützen.

H. Seger

G. Roſenberg: Kulturſtrömungen in Europa zur Steinzeit. Kopenhagen, Andr. Fred Hoſt & Son, 1931. 176 S. in 8°. Mit 357 Abbildungen.

In Dänemark gehen während der jüngeren Steinzeit auf geſonderten Gebieten zwei verſchiedene Kulturgemeinſchaften nebeneinander her: die der Maſſen- oder großen Steingräber (Megalithbauten) an den Küſten Jütlands und auf den Inſeln, und die der Einzel- oder Erdgräber vorzugsweiſe im Innern Jütlands. Ihr Verhältnis zueinander und ſeine Erklärung hat die Forſchung ſchon oft beſchäftigt und beſitzt ein weit über die Grenzen Dänemarks hinaus-

reichendes Intereſſe. Der als Mitarbeiter Sophus Müllers am Däniſchen Nationalmuſeum und beſter Kenner der keramiſchen Verzierungstechnik rühmlich bekannte Verfaſſer unternimmt es in dieſem Buche, der Löſung des Problems dadurch näher zu kommen, daß er an der Hand der Keramik — die innerhalb der beiden Gruppen in jeder Hinſicht: nach Material, Form und Dekoration, verſchieden iſt — nachweiſt, welche Stilſtrömungen auf ſie von Einfluß geweſen ſind.

Den Ausgang bildet die ſüdruſſiſche Fundſtation Ouſſatova (8 Kilometer NW von Odeſſa). Hier hat das Odeſſaer Muſeum unter Leitung von M. Boltenko 1921 bis 1929 umfängliche Grabungen ausgeführt. Die Veröffentlichung ſteht noch aus, doch hat man dem Verfaſſer, der ſelbſt zweimal am Orte war, die Abbildung der für ihn wichtigſten Stücke bereitwillig geſtattet. Es handelt ſich um einen ausgedehnten Wohnplatz und 7 bis 8 niedrige Grabhügel mit Hockerbeſtattungen derſelben Zeit. Tongefäße und Tonperlen, einfache Feuerſteingeräte, einmal auch eine kupferne Dolchklinge, waren die Beigaben. Auf dem Wohnplatz kommen dazu grob zugehauene Beile aus Kalkſtein, Lochäxte aus Hirſchgeweih, Beinpfriemen und viele Knochen von Schaf, Ziege, Rind und Pferd. Die Tonware zeigt teils vertiefte, teils aufgemalte Verzierung. Die bemalte ſteht ſichtlich in Zuſammenhang mit der Tripolje-Petreni-Keramik und durch ſie mit Cucuteni und Theſſalien. Überall geht aber neben ihr die mit vertieftem Dekor einher. Weitaus die meiſten Scherben tragen Eindrücke von zweifädigen Schnüren oder von einem Fadengerät. Dieſes beſtand aus einem Fadenkörper, der mit einem anderen Faden dicht umwickelt war. Es wurde doppelt zuſammengefaltet, zwiſchen die Finger genommen, die Schlinge in den weichen Ton gedrückt und wieder entfernt. Als Abdruck blieb ein quergerillter Halbbogen. Horizontale Reihungen ſolcher Eindrücke an Rand und Halsanſatz der Gefäße wirken wie Bänder und ſollten auch Bänder nachahmen, wie aus einzelnen Beiſpielen mit echten Bandabdrücken hervorgeht. Die Stratigraphie lehrt weiter, daß die anfangs ganz einfachen Motive allmählich reicher und kunſtvoller werden und ſich zu einem ausgeſprochenen Stil entfalten, dem die weibliche Handarbeit zugrunde liegt. Wenn irgendwo, ſo iſt in Ouſſatova die Heimat dieſes Stils zu ſuchen. Von hier aus hat ſich die Fadenornamentik über große Teile Europas verbreitet.

Zwei Stufen und zugleich zwei Verbreitungswege ſind jedoch dabei zu unterſcheiden. Die ältere führt den Halsbandſtil mit dem bewickelten Faden und dem begleitenden rund umlaufenden Schnurornament auf einem ſüdnördlichen Wege über Rußland und die weſtlich angrenzenden Gebiete: Rumänien, Polen und die baltiſchen Länder, bis nach Skandinavien und Großbritannien. Auch Schleſien und Oſtpreußen werden davon berührt. Im weſtlichen Grenzgebiet (Weſtpolen, Schleſien, Oſtpreußen) kommt ſie jedoch nur in Wohnplatzfunden und häufig in Verbindung mit Kammkeramik vor. Die jüngere Stufe verwendet dagegen ausſchließlich die zweifädige Schnur in gradlinigen, geometriſchen Muſtern. Dieſer Stil iſt nicht unmittelbar aus dem älteren herausgewachſen. Er kam dort auf, wo Cardium- und Schnurtechnik zu einem frühen Zeitpunkt miteinander in Berührung traten, nämlich am unteren Dnjepr, Don und wohl noch in anderen Gegenden Südrußlands. In den Schachtgräbern des Donetzgebiets zeigt er einen ähnlichen Vorrat von Motiven, wie der jüngere Ouſſatovaſtil. Er bildet die Grundlage für die weſtliche Ornamentik: die ukrainiſche Ockergrabkeramik, die polniſche Zlotakeramik, die ſchleſiſche Schnurkeramik und ſchließlich die Elb-Saale-Schnurkeramik und die mit ihr zuſammenhängenden Gruppen. Vom Südoſten kommend, erreicht er ſchließlich Jütland, wo er, wie innerhalb des ganzen übrigen Gebietes, mit wenigen Ausnahmen nur in Gräbern anzutreffen iſt. Denſelben Weg ſind nach Anſicht des Verfaſſers auch einige zylindriſche Beinperlen und eine hammerförmige Knochennadel gegangen, aber auch die dicknackigen Beile und die Streitäxte, deren Formen vom Kupfer auf Stein übertragen worden ſei. Einzelgrab- und Megalithgräberkulturen erweiſen ſich als deutliche Ableger der zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Richtungen von Südrußland, Steppe und Schwarzerde ausgegangenen Strö-

mungen. Die Maſſengräberkultur empfing Impulſe von einer Kultur, die einem ſeßhaften, Viehzucht und Ackerbau treibenden Volke angehörte, während die Erbauer der Einzelgräber in der ſüdruſſiſchen Steppe wie im Norden anſcheinend keine feſten Wohnſitze hatten. Die Frage, ob die erörterten Kulturſtrömungen ſich vielleicht mit Völkerbewegungen deckten, wird von Roſenberg vorläufig nur für die Einzelgräber im Sinne der S. Müllerſchen Anſchauung beantwortet, wonach dieſe Kultur von Völkern, die aus dem Süden kamen, mitgebracht worden ſei. Er weiſt aber darauf hin, welche Bedeutung die Frage für das Indogermanenproblem habe, und welche Hauptpunkte bei deſſen Behandlung von archäologiſcher Seite berückſichtigt werden müßten.

Das Roſenbergſche Buch bietet eine Fülle wichtigen Tatſachenmaterials und wertvoller Gedanken. Niemand, der ſich mit den einſchlägigen Fragen beſchäftigt, kann an ihm vorübergehen. H. Seger

Otto Kunkel: Pommerſche Urgeſchichte in Bildern. Textteil, 175 S. mit 65 Abbildungen. Tafelteil, 110 Tafeln. L. Saunier, Stettin, 1931. Zwei Bände in 8°. Ganzleinen 7,80 *RM*, in Mappenform 7 *RM*.

Seit der Berufung Otto Kunkels nach Stettin und der Errichtung des Provinzialmuſeums Pommerſcher Altertümer hat die Urgeſchichtsforſchung in Pommern einen über Erwarten raſchen Aufſchwung genommen. Vor allem hat es Kunkel verſtanden, durch überſichtliche und lehrreiche Aufſtellung der Sammlungen, aber auch durch anziehend und gemeinverſtändlich abgefaßte Veröffentlichungen die Teilnahme der Bevölkerung für dieſes Gebiet zu wecken, in der richtigen Erkenntnis, daß das Gedeihen der Forſchung und der Erfolg der Denkmalpflege ganz weſentlich auf ſolcher Teilnahme beruht. Demſelben Beſtreben verdankt auch das vorliegende Werk ſeine Entſtehung. Es will den Altertumsfreund mit der Urgeſchichte ſeiner Heimat bekannt machen, vor allem aber dem Lehrer ein Hilfsmittel an die Hand geben, das ihm geſtattet, die erzieheriſchen und Bildungswerte der Denkmäler und Funde im Unterricht nutzbar zu machen. Daher iſt das Schwergewicht auf den Abbildungsteil gelegt. Der Textteil bietet einen Abriß der Beſiedlungsgeſchichte der Provinz und anſchließend in ſyſtematiſcher Ordnung ein Verzeichnis aller wichtigeren Veröffentlichungen aus dem Geſamtgebiet der pommerſchen Urgeſchichte.

Dieſes vom Verfaſſer ſelbſt gegebene knappe Programm bedarf jedoch einiger Ergänzungen. Zunächſt iſt hervorzuheben, daß der vorgelegte Abbildungsſtoff von einer Reichhaltigkeit, Sorgfalt der Auswahl und Trefflichkeit der Wiedergabe iſt, wie wir ihn in dieſer Weiſe kaum von einer zweiten Provinz beſitzen. Sehr viel davon iſt hier zum erſten Male bekanntgegeben, ſo daß auch der Fachmann voll auf ſeine Rechnung kommt. Sodann enthält der Textband weit mehr als eine bloße Einführung. Dadurch, daß zu jeder Abbildung und jeder Tafel genaue, wenngleich kurze Angaben über die Fundumſtände und -zuſammenhänge mit Literaturangaben, ſowie, wo nötig, eingehende Erläuterungen beigefügt werden, wird das Buch eine Art Denkmäler-Inventar, das zwar auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch erhebt, aber immerhin rund 830 Fundorte umfaßt. Auch der Schriftennachweis mit ſeinen 950 Nummern iſt, weil durch einen Fachmann zuſammengeſtellt, ſyſtematiſch geordnet und von unnützem Ballaſt befreit, von außerordentlichem Wert. Sehr willkommen iſt endlich eine Liſte der Muſeen mit pommerſchen Bodenaltertümern nebſt einem Kärtchen, auf dem Gewäſſer, Kreiſe und Hauptfundorte eingetragen ſind. So wird das Werk zu einem wahren Handbuch für pommerſche Altertumskunde, und zwar wird es dies nicht allein durch ſeine Vielſeitigkeit, ſondern auch durch ſeine abſolute Zuverläſſigkeit. Die ſtrenge alt-philologiſche Schulung des Verfaſſers zeigt ſich hier im glänzendſten Lichte. Welche ungeheure Arbeit in dieſen Verzeichniſſen, in dieſen auf engſtem Raum zuſammengedrängten Angaben ſteckt, welches Maß von Gewiſſenhaftigkeit, Fleiß und Entſagung dazu gehört, um ſich dieſer Arbeit zu unterziehen, kann nur der beurteilen, der ähnliches verſucht hat. Und wie ſelten hat man Gelegenheit, ein ſolches uneingeſchränktes Lob auszuſprechen!

Nicht zu vergeſſen iſt ſchließlich ein Wort der Anerkennung über den beiſpiellos niedrigen

Preis des Werkes. Natürlich war seine Ansetzung nur möglich durch die Unterstützung von seiten der Provinzialverwaltung. Hoffentlich wird ihr durch einen entsprechend guten Absatz gedankt. H. Seger

Walter Frenzel: Vorgeschichte der Lausitzen, Land und Volk, insbesondere die Wenden. „Die Lausitzer Wenden", Forschungen zur Geschichte und Volkstum der Wenden (im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, Leipzig, herausgegeben von R. Kötzschke), Heft 1. Langensalza, Berlin, Leipzig (Julius Beltz), 1932. VIII, 167 S. mit 40 Taf. und 8 Karten.

Erwachsen aus jahrelangen Studien über die Besiedelungsgeschichte seiner engeren Heimat gibt der Verfasser in der vorliegenden Arbeit eine zusammenfassende Darstellung der Vorzeit der Lausitzen, unter besonderer Berücksichtigung der frühgeschichtlich-slawischen Zeit. Das Buch gliedert sich in die beiden Hauptteile: „Die Lausitzen als Siedlungsland in vorgeschichtlicher Zeit" und „Wendisches Leben in den Lausitzen in vorgeschichtlicher Zeit" und enthält in einem Anhang Fundstatistik, Erläuterung der Tafeln und Karten nebst Ortsverzeichnis. Ausgehend von der Urlandschaft der Lausitzen und einem Überblick über die mitteldeutschen Gaue um 800 n. Chr. nimmt Frenzel im ersten Teile eine Abgrenzung des sorbischen Gebiets vor, um im Anschluß daran den vorgeschichtlichen Siedlungsgang seines Gebietes und die Einwanderung der Slawen zu streifen. Der zweite Teil gibt eine erschöpfende Übersicht über die stoffliche und geistige Kultur der Sorben. In der Heranziehung eines umfangreichen Quellenstoffes bildet das Buch ein eindrucksvolles Zeugnis für den großen Fleiß, mit dem sich der Verfasser um die Meisterung seines Stoffes bemüht hat; gleichwohl erschwert die Fülle der Anmerkungen mit ihrem bisweilen recht subjektiv gefärbten Inhalt die Benutzung der Arbeit für weitere Kreise. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß sich Frenzel in der Beurteilung vieler Einzelfragen im Widerspruch zu nicht wenigen seiner Fachgenossen befindet, was wegen Raummangels hier nicht näher ausgeführt werden kann. So ist z. B. nach wie vor umstritten, ob und inwieweit für waldfreie Flächen eine kontinuierliche Besiedlung seit dem Ende der Eiszeit gefordert werden kann; ferner ist eine ganze Anzahl der vom Verfasser als mesolithische Geräte bezeichneten Feuersteinformen weder in ihrem Alter noch überhaupt in ihrem Artefaktcharakter gesichert. Auch die Zusammengehörigkeit von Schnurkeramik mit solcher der ältesten Bronzezeit läßt sich durch den ‚Siedlungsfund" von Stiebitz keineswegs beweisen. Wie schon Gandert und Bierbaum betont haben, ist der Befund dort nicht leicht zu erklären. Bedauerlich ist schließlich, daß der Verfasser noch immer eine Ausdehnung der Lausitzer Kultur bis in die Mittel-, ja Spätlatènezeit für möglich hält, und S. 32 f. sagt, es hätten sich „noch keine zwingenden Beweise dafür ergeben", während tatsächlich genügend Gegenbeweise vorliegen; zu seiner unhaltbaren Ansicht treibt ihn, wie auch früher schon, die Anschauung, eine zeitweilige Siedlungsleere sei in der Vorgeschichte auch einer eng begrenzten Landschaft unmöglich. Wenn spätlatènezeitliche Funde auf späten Lausitzer Gräberfeldern vorhanden wären, hätte sie gerade der Verfasser in seinem von ihm gut durchforschten engeren Arbeitsgebiet finden müssen. Diese wenigen Bemerkungen zeigen schon, daß der tatsächliche Stand der Forschung sich nicht in jeder Beziehung so apodiktisch umreißen läßt, wie es der Verfasser gern tut. Das Spezialschrifttum ist etwas ungleichmäßig herangezogen; vor allem hat der Verfasser in überwiegendem Maße auf gar nicht oder nur schwer zugängliche Heimatschriften verwiesen, während man andererseits leicht erreichbare Zusammenfassungen nicht selten vermißt. Auch macht sich unangenehm bemerkbar, daß die beigegebenen Karten in verschiedenem Maßstabe gezeichnet sind, so daß ihre Vergleichung bisweilen fast unmöglich wird. So wird nur kritischste Lektüre imstande sein, den Nutzen aus der Arbeit zu ziehen, den man vor allem den Mitarbeitern und Freunden der Vorgeschichtsforschung aus Laienkreisen gewünscht hätte. E. Petersen

K. H. Jacob-Friesen: Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. 8°, 216 S. mit 366 Abb. auf 75 Taf. Hildesheim und Leipzig 1931. 5,60 *RM*.

Sind die Beziehungen Schleſiens zu Niederſachſen während der vorgeſchichtlichen Zeit auch nicht groß, ſo glauben wir unſern Leſern die Anzeige dieſes Buches dennoch nicht vorenthalten zu dürfen. Seinem Verfaſſer nämlich iſt es gelungen, im Text weit mehr zu bieten, als der Titel vermuten läßt. In chronologiſcher Reihenfolge wird eine Auswahl der wichtigſten hannöverſchen Funde aufgeführt, wobei der Verfaſſer gewöhnlich in ſehr geſchickter Weiſe die Finder ſelbſt ſprechen läßt. So lieſt man eine Reihe von Autoren und hat dabei zugleich den Vorteil, ſie zu einer Einheit zuſammengefaßt zu ſehen. Jedem Fundbericht gehen allgemeine Kapitel, wie: Eiszeit und Urmenſch, Steintechnik des Neolithikums, die erſten Metalle, uſw. voraus, oder aber der Leſer gewinnt am Ende eines Abſchnittes eine Überſicht über die lebendigen Erkenntniſſe, die ſich aus dem toten Fundſtoff ergaben, durch Hinweiſe über Klima, über Handel und Verkehr, über Religion der vorgeſchichtlichen Zeit. So wächſt der Inhalt des Buches über eine Einführung in die Urgeſchichte eines Teilgebietes hinaus, wird zur Einführung in die Urgeſchichte ſchlechthin und vermittelt an Hand weniger wichtiger Funde weittragende kulturgeſchichtliche Erkenntniſſe. So reich das Abbildungsmaterial einerſeits iſt, ſo weiſe iſt es auch wiederum beſchränkt, um den, der einen Überblick ſucht, nicht zu verwirren. Denn das Buch ſoll ja dem Anfänger weiterhelfen. Dieſe Aufgabe erfüllt es reſtlos. Es iſt außerdem dem Fachmann wertvoller Wegweiſer. Jacob-Frieſen, deſſen Muſeum in Hannover eine vorbildlich eingerichtete Volksbildungsſtätte genannt werden darf, hat hier erneut bewieſen, daß er ein Meiſter der Methodik iſt. L. Zotz

Joſef Steinhauſen: Archäologiſche Karte der Rheinprovinz 1. 1. Halbblatt: Trier—Mettendorf. Publikationen der Geſellſchaft für Rheiniſche Geſchichtskunde XII, 3. Bonn, Peter Hanſtein, 1932. XX + 383 S. mit 32 Taf., 38 Abb. und 7 Karten.

Nach 20jährigen, mehrfach unterbrochenen Vorarbeiten iſt es möglich geworden, das erſte Halbblatt einer überaus groß angelegten Fundkarte der Rheinprovinz herauszubringen, das einen nördlich von Trier gelegenen Teil der ſüdlichen Eifel umfaßt. Auf vier Karten ſind in farbigem Druck die Funde der Steinzeit, der vorrömiſchen Metallzeit, der römiſchen Zeit und der fränkiſchen Zeit wiedergegeben; außerdem ſind ſämtliche Fundeintragungen noch einmal auf einer Sammelkarte vereinigt und der mutmaßliche Verlauf der alten Straßen und Wege auf einer weiteren Karte vermerkt. Es handelt ſich um einen beachtenswerten, ernſthaften Verſuch rheiniſcher Forſcher und Körperſchaften, die ſchwierige und immer dringender werdende Aufgabe der Schaffung einer guten archäologiſchen Provinzkarte zu löſen. Um eine genaue topographiſche Grundlage für die Darſtellung zu gewinnen, benutzte man Zuſammendrucke der Karte des Deutſchen Reiches 1 : 100 000. Dieſe mit Höhenſchraffen arbeitende Karte iſt aber als Untergrund für Fundeintragungen zu dicht und zu dunkel; ſie verſchluckt die farbigen Fundzeichen und erſchwert einen klaren Überblick, wie am ſchärfſten die Steinzeitkarte zeigt. Gut ſetzen ſich dagegen die hellroten Zeichen der römiſchen Siedlungskarte, die auch inhaltlich am beſten ausgereift iſt, durch. Ein weiterer Nachteil der gewählten Grundkarte iſt das Fehlen der unbedingt notwendigen Gemarkungsgrenzen und ſchwer zu entbehrender Angaben über die Hauptbodenarten.

Obwohl das dargeſtellte Gebiet planmäßig bereiſt wurde und dabei viele neue Fundſtellen feſtgeſtellt werden konnten, dürften die in den Fundkarten wiedergegebenen Siedlungsbilder — abgeſehen vielleicht von der römiſchen Karte — kaum den tatſächlichen Verhältniſſen entſprechen. Wenn z. B. aus der geſamten Bronze- und vorrömiſchen Eiſenzeit dieſes mehrere Kreiſe umfaſſenden Gebietes — außer den ohne weiteres erkennbaren Hügelgräbern und Burgwällen — nur acht Fundſtellen nachgewieſen werden, ſo ſpricht dies für eine noch recht unvollſtändige Erfaſſung der Bodenaltertümer. Die überſichtliche Bearbeitung des alphabetiſch geordneten Fundſtoffes bildet mit ihren ſorgfältigen Literaturangaben eine wertvolle Grundlage für weitere Forſchung; nur wäre hier eine Scheidung nach Kreiſen erwünſcht geweſen. M. Jahn

Ernst Sprockhoff: Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. (Vorgeschichtliche Forschungen, begründet von Max Ebert, in Verbindung mit G. Karo und H. Obermaier herausgegeben von Ernst Sprockhoff, Heft 7.) Mit 45 Tafeln. Berlin, W. de Gruyter & Co., 1930. XII + 161 Seiten in Lex. 8°. Geh. 28 *RM*.

Seitdem es eine Wissenschaft der Vorgeschichte gibt, ist die Bedeutung des Handels für die Kulturbeziehungen zwischen Süden und Norden unseres Erdteils erkannt und die wichtige Rolle des Bronzegeschirrs in diesem Handel aufs stärkste betont worden. Vor einem Menschenalter hat Montelius die getriebenen Bronzegefäße in nordischen Funden zum Gegenstand einer Spezialarbeit gemacht. Inzwischen ist viel Neues hinzugenommen, auch sieht man manche Dinge heute anders an. So mochte eine Neubearbeitung des ganzen Materials und der damit zusammenhängenden Fragen verlockend scheinen. Ernst Sprockhoff hat ihr das erste Heft der Vorgeschichtlichen Forschungen gewidmet, das nach dem Tode des Begründers dieser Schriftenreihe herausgekommen ist. Außer den Gefäßen werden darin auch die Schilde und Helme, soweit sie zu demselben Formenkreis gehören, aufgeführt.

Schon wenn sich der Verfasser begnügt hätte, den recht umfänglichen und über weite Länderräume verstreuten Fundstoff zu sammeln und richtig einzuordnen, würde er sich ein unbestreitbares Verdienst erworben haben. Er hat aber mehr getan: sein Ziel war, von jedem Typus, der in Nordeuropa gefunden ist, Verbreitung, Heimat und Zeitstellung zu ermitteln. Aus der Gesamtheit der eingeführten Gegenstände sollte dann versucht werden, unter Hinzuziehung anderer Funde die allgemeine Richtung der damaligen Handelswege festzulegen, während ihr Verlauf im Gelände der örtlichen Forschung überlassen blieb. Dieses Programm forderte, daß die Untersuchung weit über die Grenzen des germanischen Nordens ausgedehnt und das Vorkommen ähnlicher Typen über ganz Mitteleuropa und darüber hinaus verfolgt wurde, eine Aufgabe, deren Erfüllung dem Verfasser freilich nur in beschränktem Maße möglich war. Sie forderte außerdem eine Auseinandersetzung mit den gerade jetzt wieder im Mittelpunkt der Erörterung stehenden Fragen der bronzezeitlichen Chronologie, namentlich im Hinblick auf die Parallelisierung der für den Norden und für den Süden geltenden Systeme. Sprockhoff nimmt zu diesen Fragen eine etwas schwankende Stellung ein. Er ist im allgemeinen geneigt, die aus den nordischen Verhältnissen gewonnenen Datierungen zu hoch zu finden, und läßt sich dadurch verleiten, die Existenzberechtigung einer ganzen Periode innerhalb des Systems der skandinavischen Chronologie (P. IV Montelius, Zeitstufe 7 S. Müller) anzuzweifeln. Darin liegt eine, im neueren deutschen Schrifttum übrigens nicht seltene Unterschätzung der nordischen Archäologie und der Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse; sie kann nicht anders wie durch ungenügende Kenntnis der dortigen Arbeitsweise erklärt werden. Auf Einzelheiten muß im Rahmen dieser kurzen Anzeige verzichtet werden. (Vgl. jedoch die Besprechung des Buches durch E. Petersen in der Präh. Zeitschr. 1930 S. 348ff.)

Die Ausstattung des Buches ist von der bei de Gruyter gewohnten Freigebigkeit und Güte. Die meisten Funde sind nach neuen Aufnahmen abgebildet, viele überhaupt zum ersten Male veröffentlicht. Bei den Typenkarten hätte man gewünscht, daß ihnen neben dem Kennwort auch ein Hinweis auf die Abbildung oder noch besser ein Schema des betreffenden Typus beigegeben wäre, wie es in der folgenden Abhandlung über die Niedersächsischen Depotfunde geschehen ist. So muß der Leser immer erst eine Weile suchen, bis er herausgefunden hat, was mit dem Typ Friedrichsruhe, Kirkendrup usw. gemeint ist, zumal auch in den Kapitelüberschriften zwar auf die Karten, aber nicht auf die Abbildungen verwiesen ist, und auf den Tafeln zwar die Fundorte, aber nicht die Typen angegeben sind.

H. Seger

Ernst Sprockhoff: Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit. (Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Provinzialmuseums zu Hannover Band 2.) Mit 187 Abbildungen auf 24 Tafeln und 19 Karten. Hildesheim und Leipzig, August Lax, 1932. 124 Seiten in 4°. Geb. 18 *RM*.

Auch dieſes Werk — das dritte innerhalb dreier Jahre von Sprockhoff herausgebrachte — enthält mehr, als der Titel verſpricht. Die niederſächſiſchen Depotfunde, von denen nur die bisher noch nicht veröffentlichten abgebildet und näher betrachtet werden, geben dem Verfaſſer den Anlaß, eine umfaſſende typologiſche Unterſuchung der darin vertretenen Waffen, Werkzeuge, Schmuckſachen und Bronzegefäße vorzunehmen, die ſich über ganz Nord-, Oſt- und Mitteldeutſchland erſtreckt. Nicht weniger als 19 Karten in Zweifarbendruck dienen dazu, ihre Verbreitung aufzuzeigen. Sprockhoff ſetzt damit in gewiſſem Sinne die Arbeit fort, die ſeinerzeit die von der Deutſchen Anthropologiſchen Geſellſchaft gewählte Kommiſſion für prähiſtoriſche Typenkarten begonnen hatte, und es bewährt ſich dabei aufs neue, daß bei ſolchen Unterſuchungen ein einzelner Forſcher ſchneller zum Ziele kommt, als eine vielköpfige, auf die Mitarbeit von Laien angewieſene Kommiſſion. Die Ergebniſſe ſind zunächſt für Niederſachſen wichtig. Mit großer Deutlichkeit tritt ſeine Zugehörigkeit zum nordiſchen, germaniſchen Kreiſe hervor, doch hat es dieſem gegenüber immer eine gewiſſe Selbſtändigkeit bewahrt und ſich empfänglich auch für andre Einflüſſe, beſonders aus Oſtdeutſchland, in geringerem Grade aus weſtlicher Richtung (Großbritannien) und aus dem Hallſtattkreiſe, gezeigt. Darüber hinaus ſind aber die Typenkarten und die dazu gegebenen Erläuterungen auch von allgemeinem Intereſſe, inſofern ſie an einer Reihe von Leitformen die wechſelnden Grenzen und Überſchneidungen der verſchiedenen Kulturkreiſe während der jüngeren Bronze- und frühen Eiſenzeit vor Augen führen. Rühmend hervorzuheben iſt auch bei dieſem Werke die bildneriſch und buchtechniſch glänzende Ausſtattung.

H. Seger

Martin Jahn: Die Kelten in Schleſien. 8 und 160 Seiten, 76 Abb. (darunter eine Fundkarte) im Text und auf 12 Tafeln. (Quellenſchriften zur oſtdeutſchen Vor- und Frühgeſchichte, herausgegeben von H. Seger, Bd. 1) Leipzig 1931, C. Kabitzſch. 13 *RM*; Vorzugspreis 11 *RM*.

Die Keltenzeit Schleſiens galt der Forſchung bisher nur als eine frühlatènezeitliche Epiſode; als Seger vor dreißig Jahren den betreffenden Stoff in ſeiner bevölkerungsgeſchichtlichen Bedeutung erkannte, mußte er zu dieſem Schluß gelangen. Seitdem iſt ein ſehr reiches Material hinzugekommen, und ſo kann denn Jahn ein ganz neues Bild von der keltiſchen Beſiedelung des Landes entwerfen. Freilich erſchweren verſchiedene Umſtände die Bearbeitung dieſes Stoffes. Die Gräber liegen tief und nur zu kleinen Gruppen vereint im Boden; ſo werden ſie nur zufällig angeſchnitten, und der Fundplatz iſt bereits erſchöpft, wenn der Fachmann erſcheint. Das aus den Gräbern der Früh- und Mittellatènezeit gewonnene Bild wird nicht durch die zugehörigen Siedelungsfunde abgerundet, und umgekehrt iſt das ſpäte Latène nur aus Siedelungsreſten bekannt. Wenn der Verfaſſer trotzdem zu einer geſchloſſenen Darſtellung gelangt, die eine Lücke in den bisherigen Arbeiten des Breslauer Muſeums ſchließt, ſo verdankt er dies ſeiner gründlichen und kritiſchen Betrachtungsweiſe, welche in die feinſten Einzelheiten des Stoffes eindringt.

Die frühlatènezeitlichen Kelten ſiedeln in Ober- und Niederſchleſien; nach Ausweis der mittelſchleſiſchen Körpergräber mit Hohlbuckelringen werden ſie auch in der Mittellatènezeit nicht von den Germanen bedrängt. Erſt um 100 v. Chr. erobern dieſe das Lößgebiet zwiſchen Oder und Siling, und zu Beginn unſerer Zeitrechnung räumen die Kelten, offenbar ohne beſonderen germaniſchen Druck, auch Oberſchleſien. Man folgt dem Verfaſſer gerne in dieſen Darlegungen, in denen die niederſchleſiſchen Kelten mit den böhmiſchen Bojern, die oberſchleſiſchen mit den mähriſchen Volkern verknüpft werden. Wie Jahn an dem ſehr reichen Stoff die Entſtehung der Hohlbuckelringe aus den Knotenringen nachweiſt (was Reinecke einſt nur andeuten konnte), ſo vermag er anderwärts, dank derſelben typologiſchen Kleinarbeit, die keltiſchen Einflüſſe auf die mittelſchleſiſchen Germanen während der Spätlatènezeit nachzuweiſen. Zu dieſen Einflüſſen gehört auch eine Reihe von Münzen; dank peinlichſter Quellenkritik kommt der Verfaſſer gerade hier zu der Ermittelung eines bisher unbekannt gebliebenen Materials.

Freilich vermag Ref. trotz dieser Anerkennung gerade der Arbeitsweise des Verfassers ein Bedenken nicht zu unterdrücken, das ebenfalls die Methode betrifft. Der Verfasser nimmt von Anfang an Reineckes Gliederung der Latènekultur als die gegebene Voraussetzung seiner Ordnung des Stoffes, anstatt aus diesem selbst heraus zu einer Gliederung zu gelangen. Ich gebe durchaus zu, daß der zweite Weg bei der Natur des schlesischen Fundstoffes nicht der nächstliegende ist. Aber sollte man nicht gerade am Rande der keltischen Welt versuchen, zunächst auf eigenen Füßen zu stehen? Das Verdienst von Reineckes Überschau sei damit nicht geschmälert; sie ist aber heute schon drei Jahrzehnte alt, und wir müssen auf Grund der Bearbeitung anderer Kulturkreise erwarten, daß ihr starres typologisches und chronologisches System für viele Gebiete nur sehr bedingte Geltung hat. Es kann doch kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß Reineckes Latène B-Typen in Schlesien nur mit gewissen Einschränkungen vertreten sind; Reinecke selbst macht auf das gänzliche Fehlen von Keramik im Gebiete der Bojer aufmerksam. Auch der Formenkreis von Latène C ist in Schlesien kleiner als beispielsweise in Manching. Leider werden diese Unterschiede nicht herausgearbeitet, und zudem scheint mir Verfasser die Bedeutung und den Umfang des Latène B-Stoffes zu überschätzen. Wenn ich ihn recht verstehe, verteilt er ihn auf die ganze Zeit, die in dem Schema Reineckes dafür zur Verfügung steht, ohne mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Einwanderung erst während dieses Zeitabschnittes erfolgte. (Wenn die keltische Besitzergreifung Ober- und Niederschlesiens von zwei verschiedenen Richtungen her vor sich ging, dann liegt auch die Frage nahe, ob dies zu demselben Zeitpunkt geschehen sein muß.) Jahn meint, daß durch die Metallbeigaben der Gräber von Großburg und Oberhof die ebendort gehobene weitmundige Scheibenkeramik in die Stufe B gesetzt werde (S. 44); ich möchte gerade umgekehrt sagen, daß die C-Keramik der genannten zwei Fundorte die Benutzung der mitgefundenen Gegenstände auch noch in der Stufe C bekundet, und möchte darüber hinaus ganz allgemein zu erwägen geben, ob nicht hier in der keltischen Grenzprovinz ein wesentlicher Teil des B-Ringschmuckes in die Periode C hineinragt. Diese Überlegungen bewegen sich zum Teil in derselben Richtung, wie die von Pittioni, die der Verfasser nur noch während der Drucklegung heranziehen konnte (S. 35 Anm. 1), und die sich darauf gründen, daß die Entwickelung im Osten des keltischen Siedelungsraumes anders war als am Rhein. Ich würde sie auch dann geäußert haben, wenn sich nicht ganz allgemein eine gewisse „Auflockerung" der typologischen Betrachtungsweise heute in unserem Fach zu erkennen gäbe.

Der Dank für die schöne und willkommene Gabe soll damit aber nicht geschmälert werden; und es sei ihm derjenige an den rührigen Herausgeber der neuen Schriftenfolge hinzugefügt, der damit sowohl als erfahrener Denkmalpfleger wie als Sachwalter eines verdienstvollen Vereines zu uns spricht.

E. Wahle, Heidelberg

Gustaf Kossinna: Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus. Band I. Mannus-Bibliothek Nr. 50, Leipzig, Verlag C. Kabitzsch, 1932. XII und 367 S. mit einer Tafel und 422 Abb. Broschiert 22 *RM*, geb. 24 *RM*.

Es ist wohl kein Zufall, daß Kossinna am Ende seines Schaffens wieder zu demjenigen Stoff zurückgefunden hat, den seine ersten archäologischen Arbeiten einst behandelt haben, nämlich die germanische Frühgeschichte. Nun hat ihm der Tod kurz nach Vollendung des ersten Bandes seiner groß angelegten Kulturgeschichte der Germanen in nachchristlicher Zeit die Feder aus der Hand genommen, ohne daß auch noch des Meisters umfassende Forschungen zur Kultur der Wikinger- und Karolingerzeit endgültige Gestalt gewonnen hätten. Doch auch so bildet das hinterlassene Werk des Verewigten eine stolze Bekrönung seiner Lebensarbeit, das so recht seine eindrucksvolle Beherrschung des germanischen Denkmälerbestandes vor Augen führt, aus der die Kulturschilderung und das geschichtliche Werden der wichtigsten germanischen Stämme erwachsen sind. Das in Kossinnas eigentümlich getragenem Stil geschriebene Werk bildet ein treffliches Handbuch, unbeschwert von Schriftennachweisen und an-

derem gelehrtem Beiwerk, für jeden der Germanenforschung ferner Stehenden, faßt jedoch andererseits für den Fachmann übersichtlich alle die Anschauungen zusammen, die sich Kossinna bis zu seiner letzten Zeit über die Germanen, ihre Kultur und ihre früheste Geschichte erarbeitet hat. In den ersten Abschnitten sieht man, wie er selbst sagt, „den Untergrund der „Altgermanischen Kulturhöhe" deutlich durchleuchten". Die folgenden Teile mit der Darstellung der Frühgeschichte der germanischen Stämme fassen sodann Kossinnas und vieler anderer an verschiedensten Orten vorgetragene Forschungsergebnisse in einer erschöpfenden Darstellung zusammen und dürften eine unentbehrliche Quelle für jeden sein, der sich mit dem gegenwärtigen Stande der Germanenforschung vertraut machen möchte. Für die schlesische Forschung ist vor allem Kossinnas Standpunkt in der Frage nach der Urheimat der Wandalen von Bedeutung; er zeigt eine bemerkenswerte Annäherung an die von Richthofen in Altschlesien III S. 22 ff. vorgetragene Meinung und bietet die Gewißheit, daß die schlesische Forschung mit ihren Versuchen zur Klärung dieser für die Besiedelungsgeschichte Ostdeutschlands so wichtigen Frage auf dem richtigen Wege ist.

Möge das prächtige Werk, um dessen Ausstattung sich der Verlag Kabitzsch ein besonderes Verdienst erworben hat, auch in der heutigen Notzeit weiteste Verbreitung finden und allen Teilen unseres Volkes die seelische Aufrichtung verschaffen, der letzten Endes das Schaffen des verewigten Altmeisters immer hat dienen sollen! E. Petersen

Walter Matthes: Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit. Mannus-Bibliothek Nr. 48. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1931. 108 S. mit 27 Taf. und 10 Karten. 12 *RM*.

Walter Matthes: Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung. Mannus-Bibliothek Nr. 49. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1931. 138 S. mit 70 Tafeln. 21 *RM*.

Der Leiter des Städtischen Museums in Beuthen OS., dem schon die prächtige „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz" (1929) verdankt wird, bringt als weitere Früchte seiner mehrjährigen, erfolgreichen Tätigkeit in der Prignitz zwei stattliche Bücher über die germanische Kultur des 3. und 4. Jahrhunderts heraus. Das Heimatmuseum in Heiligengrabe hat es in vorbildlicher Weise verstanden, durch Heranziehung von Fachgelehrten den umfangreichen, wertvollen Fundstoff aus den Friedhöfen von Dahlhausen, Kuhbier und Kyritz nicht nur sachgemäß zu bergen, sondern ihn auch aufs beste zu bearbeiten und in reicher Ausstattung zu veröffentlichen. Wahrlich eine gewaltige Leistung für ein Kreismuseum!

Die Arbeitsweise des Verfassers ist durchaus sorgfältig und vorsichtig. Er bietet in dem einen Buche eine unbedingt zuverlässige Quellensammlung von dauerndem Werte, in der fast 250 Grabinhalte übersichtlich geordnet und durch 408 Abbildungen veranschaulicht, ihre Zeit- und Kulturstellung dargelegt werden. In der anderen Abhandlung wird der niederelbische Kulturkreis, zu dem die Prignitzer Gräberfelder gehören, in seiner Gesamtheit behandelt, seine Ausdehnung und Abgrenzung gegen die benachbarten germanischen Kulturprovinzen klargestellt. Die Entwicklung der Leitformen, der Keramik und der Fibeln, ermöglicht eine Teilung des Kulturnachlasses in zeitliche Untergruppen, und diese wiederum gestattet in den Hauptzügen eine Herausarbeitung der geschichtlichen Entwicklung des niederelbgermanischen Volksstammes vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zur Auswanderung in der Völkerwanderungszeit.

Die beiden Bücher klären die frühgeschichtliche Landeskunde eines westgermanischen Teilgebietes, sie weisen aber auch offen auf die künftigen Aufgaben der Forschung hin, die aus den zuverlässigen Erkenntnissen des Verfassers wertvolle Förderung schöpfen wird. M. Jahn

E. Beninger: Der Wandalenfund von Czéke-Cejkov. Mit 14 Tafeln und einer Textfigur. Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien. XLV. Band, S. 183—224.

Es ist sehr verdienstvoll, daß B., der Anregung eines schlesischen Forschers folgend, die Aufmerksamkeit der Wissenschaft aufs neue auf diese hervorragend bedeutenden germanischen

Altertümer gelenkt hat. Die an goldenem Zierat reichen Funde, die schon 1856 gehoben wurden, erinnern in vielem an unsere Funde von Sacrau und stammen ebenso wie diese wahrscheinlich aus dem Körpergrab einer Fürstin.

Unter der Irdenware wird einer durch Stempelornamentik verzierten Schüssel erhöhte Bedeutung beigemessen, weil dieses Gefäß „nicht später als um 250 entstanden sein kann". Wir möchten uns über die, für die provinzialrömische Keramik dieser Art herausgearbeitete Datierung kein Urteil erlauben, verstehen aber nicht, warum sich der Verfasser unbedingt auf diese Datierung versteift, zumal er doch richtig erkannt hat, daß die übrigen Beigaben für eine spätere zeitliche Ansetzung sprechen. Die Annahme, die Wandalen hätten sich ein solch provinzialrömisches, also doch wertvolles und seltenes Gefäß, 50 Jahre, „ein klein wenig später", also, wie der Autor diesen Zeitraum auf S. 194 charakterisiert, noch im Besitz gehabt, erscheint ihm unbefriedigend. Da aber gleichzeitig darauf hingewiesen wird, in dem Gräberfeld von Maroslekencze gehöre diese Keramik der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts an (was übrigens noch bewiesen werden muß), so muß sich B. aus dem Dilemna befreien, indem er zu der Annahme greift, die römischen Fabriken hätten den „wandalischen Markt" noch mit einer Ware beschickt, als in der Provinz keine Nachfrage mehr nach ihr bestand. Wie viele derartige oder überhaupt römische Keramik liegt denn aus dem wandalischen Gebiet vor, die uns berechtigte, von einem „wandalischen Markt" zu sprechen!

Es ist gewiß erfreulich, wenn der Vorgeschichtsforscher versucht, zu einer möglichst genauen Datierung zu gelangen. Setzt aber Beninger an: „Czéke um 300, und zwar eher später als älter; Osztropataka um 300 oder Beginn des 4. Jahrhunderts" (also doch genau dasselbe!), „Sacrau bereits sicher Beginn des 4. Jahrhunderts", so erscheint uns damit die auf typologischen Kriterien ruhende Erkenntnismöglichkeit entschieden überschritten, und wir werden uns damit begnügen, zu wissen, daß alle genannten Wandalenfunde der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts angehören. Die schlesische Forschung wird deshalb für diese schöne Arbeit nicht weniger dankbar sein. L. Zotz

E. Beninger: Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa. Mannus-Bibliothek Nr. 51. Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. G. Kossinna. V und 132 Seiten mit 50 Abb. im Text. Leipzig 1931, 8°. 22 *RM*.

Der Wiener Forscher B. hat in letzter Zeit wertvolle Arbeiten herausgebracht, die sich mit den germanischen Kulturen in der ehemaligen Donaumonarchie befassen, bei der bisherigen Vernachlässigung dieses Stoffgebietes, ein gewiß begrüßenswertes, verdienstliches und auch dankbares Unternehmen. In dem vorliegenden Buche wird nun ein gewisser zusammenfassender Abschluß erzielt, in dem versucht wird, den bisherigen Ergebnissen, in einer geistreichen Hypothese, eben dem westgotisch-alanischen Zug nach Mitteleuopa, historischen Sinn zu verleihen. Das Werk vermittelt demgemäß eine Fülle geistreicher Anregungen, wenn es für den Leser auch nicht einfach ist, den gesamten behandelten Stoff mit dem Autor unter einem einheitlichen Gesichtswinkel zu betrachten.

Beninger hätte, sofern dieses möglich ist, vor allem die westgotische Keramik klar herausschälen müssen. Daß dies mit der Herausstellung zweier Gefäßformen, dem bikonischen Napf und dem Henkelkrug geschehen sei, wird man nicht annehmen können. In Maroßzentanna, dem größten bisher bekanntgewordenen westgotischen Gräberfeld, kommt z. B. der Henkelkrug unter rund 100 Gefäßen nur zweimal vor, durchaus typisch aber sind Töpfe mit kugelig ausgebauchtem Schulter- oder Bauchteil. Abwegig erscheint uns des Verfassers Meinung über die alanische Keramik. Wenn das u. E. völlig untypische Gefäß von Untersiebenbrunn deutlich asiatische Abstammung bekunden soll, wo überall werden wir dann in der kaiser- und völkerwanderungszeitlichen Irdenware alanischen Einfluß sehen müssen! Ob die Keramik von Dux in B.'s Sinn zu verwenden ist, was uns keineswegs sicher erscheint, werden spätere Forschungen ergeben.

B. hat die verschiedenen Kulturströme, er nennt sie sich an ältere Forschungen anlehnend,

treffend pontisch-germanische, in fünf Denkmälergruppen zu ordnen versucht. Wir glauben dem Autor gern, daß er selbst diese Denkmälergruppen stets auseinander zu halten weiß, hätten es aber begrüßt, wenn er uns ihre sich gegenseitig unterscheidenden Merkmale, zumal die der 4. zur 2. Gruppe, weit eingehender und breiter dargelegt hätte. Über die zahlreichen, wie es uns scheint, manchmal etwas übergenauen Neudatierungen, die in dem Buche gegeben werden, dürfte das letzte Wort noch nicht gesprochen sein, zumal z. T. die Meinung von Forschern richtigzustellen versucht wird, die in dem in Frage stehenden Material außerordentlich bewandert sind.

Zum Schluß möchten wir unserm Bedauern Ausdruck geben, daß ein deutschsprachiger Forscher in einem deutschen Buch, dessen Wert für die Erforschung des vorgeschichtlichen Germanentums außer jedem Zweifel steht, die alte schwäbische Siedlung Kronstadt in Siebenbürgen Brasov nennt, und daß er gar vergessen zu haben scheint, daß die mährischen Städte seiner eigensten Heimat altbekannte und gute deutsche Namen besitzen. L. Zotz

Ernst Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken, herausgegeben von Dr. Hans Witte, zweite Folge: Quellenforschung, zweiter Band.) München und Berlin, R. Oldenbourg, 1931. XV + 507 Seiten in Gr. 8°. Mit 13 Abb. im Text, einer Grundkarte und 10 z. T. mehrfarbigen Deckblättern. Geh. 36 *RM.*

Dieses groß angelegte Werk des Professors der Germanistik an der Prager Deutschen Universität setzt eine ältere Arbeit desselben Verfassers (Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern, Reichenberg 1923; vgl. Altschlesien I 276) in erweitertem Umfang fort. An den Ortsnamen des behandelten Gebietes wird gezeigt, welche vorzügliche Geschichtsquelle die Ortsnamen im deutschen Osten sind. Das gilt schon für die vor- und frühgeschichtliche Zeit. So kann Schwarz für die Annahme einer vorkeltischen, illyrischen Besiedlung des sudetenländischen und ostdeutschen Raumes jetzt ein unvergleichlich viel reicheres Beweismaterial beibringen, als noch vor wenigen Jahren möglich war. Ebenso eingehend werden die aus dem Keltischen und Germanischen zu deutenden Namen behandelt und für die Besiedlungsgeschichte bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit ausgewertet. Den breitesten Raum nehmen aber natürlich die deutschen und tschechischen Namen ein, wobei das Hauptgewicht auf die wechselseitige Übernahme der andersprachigen Namen gelegt wird. Um die deutsche Wiederbesiedlung im Mittelalter möglichst klar herauszuschälen, wird das Aufkommen und die Verbreitung der deutschen Ortsnamen und die bis etwa 1300 erfolgende Eindeutschung tschechischer oder Slawisierung deutscher Namen an der Hand der Urkunden und mit gründlicher sprachlicher Betrachtung untersucht. Deckblätter gestatten eine rasche Übersicht über die Urlandschaft und über die durch tschechischen oder deutschen Anbau des Landes bewirkten Veränderungen. Fragen der Sprachgrenz- und Sprachinselforschung, der Mundarten, der germanischen und slawischen Philologie, der historischen Geographie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte werden erörtert oder gestreift. Es ist das erste Mal, daß im deutschen Osten, in den die Sudetenländer bewußt hineingestellt sind, der Namenschatz eines Landes nicht nur auf seine Herkunft geprüft, sondern auch in den verwickelten Beziehungen seiner Bildungselemente zueinander nach geschichtlich vertiefter geographischer Methode und mit den Mitteln der modernen Sprachwissenschaft für die Geschichte nutzbar gemacht wird. Das Werk ist vorbildlich für ähnliche Untersuchungen, die auch für andere ostdeutsche Siedlungsgebiete, nicht zuletzt für Schlesien, dringend erwünscht sind, vorbildlich auch durch seine strenge, wahrhaft deutsche Objektivität gegenüber den Namendeutungen. „Und dennoch oder vielleicht gerade darum hat er der deutschen These des geschichtlichen Anspruchs auf weite Teile der heutigen tschechoslowakischen Republik ein ehernes Fundament geschaffen, das vielleicht im einzelnen noch Änderungen erfahren wird, im ganzen aber wissenschaftlich nicht mehr erschüttert werden kann." (Franz Tierfelder, Bedeutung und Wirken auslandsdeutscher Wissenschaft in Europa. Deutsche Akademie, Mitteil. 1932.) H. Seger

Karl Schirmeiſen: Mythos und Prähiſtorie. Unterſuchungen über die Stufen der Mythenbildung. Landskron in Böhmen, J. Czerny, 1931. VII + 178 Seiten in 8°. 3,50 *RM*.

Der auf dem Gebiete der mähriſchen Altertumskunde wohlverdiente Verfaſſer ſucht in dieſer Schrift nachzuweiſen, daß es mit Hilfe der Mythenforſchung möglich ſei, die Kulturverhältniſſe vergangener geſchichtloſer Zeiten deutlicher vor unſeren Augen erſtehen zu laſſen, als bei der bloßen Heranziehung der Vorgeſchichte und der Völkerkunde. Es gelte nur, die Mythen zeitlich einzuordnen und ihren kulturgeſchichtlichen Hintergrund zu verwerten. Zum Beweiſe wird ein ſehr großes Material aus der Mythologie beſonders der indogermaniſchen Völker herangezogen und auf die fünf vom Verfaſſer angenommenen mythenbildenden Stufen verteilt. Dieſe entſprechen einerſeits der Kindheitsentwicklung von den Anfängen des kauſalen Denkens bis zum völligen Heranreifen der Urteilskraft, andrerſeits der vorgeſchichtlichen Entwicklung vom jung-paläolithiſchen Zeitalter bis zum Beginn der Eiſenzeit. H. Seger

F. Wiegers: Herman Wirth und die deutſche Wiſſenſchaft. Unter Mitwirkung von F. Bork, H. Pliſchke, B. Schultz, L. Wolff. 69 Seiten mit 2 Abbildungen. 8°. München 1932. 2,50 *RM*.

Man muß es dem als Geologe und Altſteinzeitforſcher bekannten Verfaſſer danken, daß er ſich der undankbaren Aufgabe unterzog, eine Schrift gegen den Phantaſten Wirth herauszubringen. Wirth beruft ſich neuerdings darauf, daß vereinzelte Vertreter der Wiſſenſchaft ſeine Theorien nicht unbedingt ablehnen. Es muß aber verlangt werden, daß dieſe Vertreter nur zu jenen Gebieten Stellung nehmen, die ihrem Urteilsvermögen unterliegen. Natürlicherweiſe wäre z. B. ein Sprachforſcher, und hätte er auf ſeinem Gebiet noch ſo großes geleiſtet, als Laie anzuſprechen, wenn er die Wirthſchen Gedankengänge, ſoweit ſie ſich auf Vorgeſchichte beziehen, im zuſtimmenden oder ablehnenden Sinne werten zu können glaubt. Es iſt deshalb beſonders zu begrüßen, daß die verſchiedenen Wiſſensgebiete, mit denen ſich Herman Wirths Gedankengänge beſchäftigen, in der Wiegers-Schrift jeweils von namhaften Vertretern dieſer Diſziplinen ad absurdum geführt werden. Die Einſtellung ehrlicher und nach Wahrheit ringender deutſcher Forſchung wird nicht deutlicher dargetan, als durch einen Satz von Profeſſor Bork, der als Orientaliſt die Verirrungen Wirths widerlegt hat. „Da nun aber religiöſe Dogmen unbeweisbar ſind, ſo wird man vergebens in Wirths Buche wiſſenſchaftliche Beweiſe für dieſe Dinge ſuchen, die doch den eigentlichen Inhalt desſelben bilden. Es iſt eben kein gelehrtes Werk, ſondern eine Urkunde der privaten Religion des Verfaſſers, deren Anfang er, wie die meiſten Religionsſtifter, in die Urzeit verlegt. Jeder Kampf dagegen iſt zwecklos, da in ſolchem Falle keine Vernunftsgründe zu verfangen pflegen."

Obwohl das von der Wirth-Sekte geſäte Unkraut in Schleſien, wo Land und Volk ſeit Jahrzehnten eng mit der berufenen Urgeſchichtsforſchung verknüpft ſind, kaum aufgehen wird, empfehlen wir das billige Büchlein unſeren Leſern als ein bemerkenswertes Kulturdokument. L. Zotz

Ochrona Zabytków Sztuki (Der Schutz der Kunſtdenkmäler) Redaktor: Jerzy Remer, Generalny Konſerwator Warszawa 1930 – 1931. Zeszyt 1 – 4, erſter Teil X, 1 – 239, zweiter Teil, S. 240 – 488. Fol. Mit 391 Abb. und einer Karte.

Dieſe dem Schutz, der Inventariſierung und Geographie der Kunſtdenkmäler eigens gewidmete Zeitſchrift wird vom Kunſtdepartement des polniſchen Kultusminiſterium herausgegeben und vom General-Konſervator geleitet. Die Mitarbeiter ſind in der Hauptſache die amtlichen Konſervatoren, die hier über ihre Tätigkeit berichten und kunſtgeſchichtlich wichtige Gegenſtände aus ihrem Wirkungsbereich behandeln. Vorangeſtellt ſind drei Aufſätze zur Geſchichte der Denkmalspflege in Polen von J. Wojciechowſki, G. Remer und B. Antoniewicz. Im zweiten Teil werden allgemeine Probleme, wie „Die Muſeen und die Denkmalpflege" (Remer) oder die Konſervierung der Holzkirchen durch muſeumsartige Unterbringung in einem Schutzpark (Walicki), techniſche und Inventariſierungs-

fragen erörtert und die ganz junge „Geographie der Kunſtdenkmäler" dargeſtellt. Die außerordentlich reich mit Abbildungen ausgeſtattete Zeitſchrift wird zweifellos der Denkmalpflege in Polen gute Dienſte tun, aber auch im Auslande Intereſſe erregen, um ſo ſehr, als das veröffentlichte Material hier größtenteils unbekannt und durch franzöſiſche Auszüge dafür geſorgt iſt, daß auch der des Polniſchen unkundige Leſer über den Inhalt der Abhandlungen unterrichtet wird.

H. Seger

Alfred Neumann: Narrenſpiegel. Roman. Propyläenverlag Berlin (1932). 412 Seiten in 8°. Geh. 3,50 *RM*, Ganzleinen 4,80 *RM*.

Daß wir dieſen Roman in „Altſchleſien" anzeigen, rechtfertigt der Stoff. Sein Held iſt nämlich jener wunderliche abenteuernde Liegnitzer Herzog Heinrich XI. († 1588), deſſen Irrfahrten uns ſein Hofmarſchall und Begleiter Hans von Schweinichen ſo anſchaulich geſchildert hat. Der erſte Herausgeber von deſſen Denkwürdigkeiten war Johann Guſtav Gottlieb Büſching, zugleich der Begründer des erſten Vereins für Schleſiſche Geſchichte und Altertumskunde und unſerer Altertumsſammlung. Sie ſind dann noch oft Gegenſtand von Veröffentlichungen geworden, eine dichteriſche Bearbeitung aber haben ſie m. W. bisher noch nicht erfahren. Alfred Neumann gehört zu den geleſenſten und geſchätzteſten Romanſchriftſtellern unſerer Zeit. Seine Begabung für hiſtoriſche Stoffe hat er ſchon durch ſeinen Romen „Der Teufel" bewieſen, der in der Zeit Ludwigs XI. von Frankreich ſpielt. Der vorliegende beginnt und endet in Schleſien, führt uns aber inzwiſchen nach Krakau, Prag und durch all die Lande, die Heinrich mit ſeinem Gefolge von Marſchall, Leibarzt, Hofnarr und Pagen durchzog. Eine wahre Falſtaffnatur, von gewaltiger Körperfülle und ebenſo mächtiger Leiſtungsfähigkeit im Zechen, ewig geldbedürftig, ein Genie im Pumpen, immer voll großer, manchmal an Tollheit grenzender Pläne und doch ein Lebenskünſtler, jeder Lage gewachſen und ſeiner fürſtlichen Würde wohl bewußt. Ebenſo gelungen iſt die Zeichnung der Nebenfiguren: des bedächtigen, rührend treuen Schweinichen, des unheimlichen Narren, des traurig-ſchönen Florentiner Pagen, des pedantiſchen Herzogs Friedrich, der verführeriſchen „Kittlitzin" uſw. Die Handlung hält ſich an die geſchichtlichen Tatſachen, faßt ſie aber zu einem Bilde von dramatiſcher Wucht und Wirkung zuſammen. Höhepunkte ſind das Zechgelage mit den polniſchen Magnaten in Krakau, das Gaſtmahl bei Max Fugger in Augsburg, die grauſige Schilderung der Peſt in Köln. Wer Freude an echtem, zuweilen recht derbem Humor und an packender, künſtleriſch vollendeter Darſtellung vergangenen Lebens hat, dem kann dieſer Schleſierroman warm empfohlen werden.

H. Seger

Heinrich XI. von Liegnitz
Einſeitige Medaille

Schlesischer Altertumsverein

Bericht über das Vereinsjahr 1931/32

Zum vorjährigen Berichte (Altschlesien III 329/30) ist nachzutragen, daß am 1. März 1931 eine Sondertagung des Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Oppeln zur Besichtigung der dortigen Ausgrabungen stattgefunden hat, an der auch viele Mitglieder unseres Vereins teilnahmen.

Die Hauptversammlung tagte am 27. April 1931. Auf den geschäftlichen Teil folgten Vorträge: 1. von Direktor Dr. Jahn: Der Kimbern- und Teutonenzug und seine Beziehungen zu Schlesien; 2. von Vermessungsrat Hellmich: Zum Schädel von Dyhernfurth, Vampir oder Hingerichteter?

Am 21. Juni trafen sich über hundert Breslauer und auswärtige Mitglieder zu einer Wanderversammlung in Namslau. Nach einem Rundgang durch die Stadt fand in Grimms Hotel die öffentliche Vortragssitzung statt. Es sprachen Prof. Dr. Seger über Urgeschichtliche Funde aus dem Kreise Namslau und Lehrer Kotschate über die Geschichte der Stadt Namslau. Nach dem Mittagessen wurde in von der Stadt gestellten Kraftwagen eine Grenzlandfahrt unternommen. Sie führte zuerst zu den prächtigen alten Schrotholzkirchen in Michelsdorf und Belmsdorf, dann an den viel genannten vorgeschichtlichen Fundstätten von Kaulwitz, Lorzendorf und Groß Hennersdorf vorüber ein Stück der heutigen Grenze entlang. Die unsinnige und aller Gerechtigkeit Hohn sprechende Grenzziehung, die von Landrat Dr. Danckelmann erläutert wurde, machte auf die Teilnehmer einen tiefen Eindruck.

Am 18. Oktober führte eine Kraftwagenfahrt, „Rund um den Siling", durch das fundreichste Gebiet von Schlesien nach Jordansmühl, Petersdorf (Johnsberg), Schlaupitz (Altes Schloß), Költschen (Költschenberg), Kaltenbrunn, Gorkau (Kloster und Kirche) und war, wie auch die erste Wanderfahrt, vom traditionellen Wetterglück des Vereins begünstigt.

Am 31. Oktober nahm der Verein an einer von der Direktion des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer veranstalteten Gedächtnisfeier für Prof. Dr. Erwin Hintze teil. Die Gedächtnisreden hielten der Vorsitzende und Herr Edmund Glaeser.

Im Winterhalbjahr fanden folgende mit Vorträgen verbundene Sitzungen statt:

9. November 1931: Dr. Erich Wiese, Direktor des Schlesischen Museums der bildenden Künste: Der Meister der Breslauer Schönen Madonna.

14. Dezember 1931: Direktor Edmund Glaeser, Neusalz: Alte Städte und Schlösser in Niederschlesien.

11. Januar 1932: Dr. Christian Gündel: Meisterwerke der Waffenschmiedekunst im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

8. Februar 1932, gemeinsam mit dem Verein für Geschichte Schlesiens: Dr. Willi Czajka, Assistent am Geographischen

Institut der Universität: Der Urwald als Grenze Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

29. Februar 1932: Privatdozent Dr. Franz Messerschmidt: Neue Forschungen zur Frühgeschichte Italiens.

Prähistorische Fachsitzungen wurden 10 abgehalten. Von wichtigeren Verhandlungsgegenständen seien erwähnt:

13. Mai 1931: Keltische Körpergräber von Glosenau (Petersen). Steinzeitliches Hockergrab in Wiltschau (Boege). Zur Geschichte der slawischen Keramik (Kurtz).

10. Juni 1931: Bodendenkmalpflege im Kreise Fraustadt (Pfützenreiter).

1. August 1931: Hockergräber in Krolkwitz (Hoffmann). Burgwall bei Senftenberg Niederlausitz (Seger).

9. September 1931: Neue Funde aus der Oberlausitz (Gandert). Ein mittelalterlicher Mauerbrecher aus Oberschlesien (Gündel). Neue kartenmäßige Darstellungen schlesischer Burgwälle (Hellmich).

14. Oktober 1931: Der Guß prähistorischer Bronzen (Kunstgießermeister Mühl). Fälschung mesolithischer Knochengeräte (Zotz).

4. November 1931: Neue Eiszeitkarten (Olbricht). Spätgermanisches Gräberfeld von Groß Sürding (Zotz).

7. Dezember 1931: Neue fossile Menschenfunde (Frhr. von Eichstedt). Nachbildung eines steinzeitlichen Teppichs (Matthes).

19. Dezember 1931: Führung durch das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege. Anschließend Weihnachtsfeier.

3. Februar 1932: Klima und Urlandschaftsforschung (Zotz).

9. März 1932: Siedlungsgeschichtliche Beobachtungen im Oder-Weidetal (Geschwendt).

Über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft für niederschlesische Ur- und Frühgeschichte ist in den Altschlesischen Blättern 1931 S. 72 und 1932 S. 46 berichtet worden.

Trotz der immer schwieriger werdenden allgemeinen Verhältnisse gelang es, die wissenschaftlichen Arbeiten des Vereins rüstig zu fördern. Der dritte Band von „Altschlesien" wurde durch Ausgabe eines Doppelheftes nebst Registern vollendet. Von den „Altschlesischen Blättern" erschien Jahrgang 1931 mit 5 Heften. Als erster Band der neu begründeten „Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte" erschien das Werk von Martin Jahn: „Die Kelten in Schlesien". Dasselbe geschah mit dem nachgelassenen Werke von Ferdinand Friedensburg: „Die Schlesischen Münzen des Mittelalters". Endlich konnte von einem schon vor dem Kriege begonnenen Werke: „Der Breite Berg bei Striegau, eine Burgwallunterſuchung" der erste, die Grabungen behandelnde Teil, bearbeitet von Gerhard Bersu, herausgegeben werden. Es versteht sich von selbst, daß diese ungewöhnlich rege Publikationstätigkeit nur durch besondere Umstände veranlaßt und ermöglicht wurde, unter denen die Zuwendungen der Deutschen Notgemeinschaft an erster Stelle stehen.

Wie von Erwin Hintzes „Führer durch das Schloßmuseum" hat der Verein auch einen Teil der Auflage des neuerschienenen Führers und Katalogs zur Sammlung alter Musikinstrumente des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer erworben, um dem Museum die Herausgabe zu erleichtern und um die Exemplare unmittelbar an seine Mitglieder abzusetzen. (Preis 1 *RM.*) Wir bitten dringend, von diesem Angebot Gebrauch zu machen und die Führer direkt vom Vereine zu beziehen.

Die Not der Zeit fand in der Mitgliederbewegung nur zu deutlichen Ausdruck. Der Mitgliederbestand ging von 1932 auf 1422 zurück. Darunter sind 243 niederschlesische und 115 oberschlesische Körperschaften. Von den 1064 Einzelmitgliedern haben 306 ihren Wohnsitz

in Breslau, 539 im übrigen Niederschlesien, 188 in Oberschlesien und 31 außerhalb Schlesiens.

Vom Vorstande verstarben im Laufe des Berichtsjahres Prof. Dr. Erwin Hintze und Dr. Ludwig Burgemeister. Geh. Rat Engel legte sein Amt mit Rücksicht auf sein hohes Alter nieder. An Stelle von Dr. Burgemeister wurde das langjährige Vorstandsmitglied Sanitätsrat Dr. Lustig zum stellvertretenden Vorsitzer gewählt. Neu aufgenommen wurden in den Vorstand die Herren Landeshauptmann Dr. von Thaer und Edmund Glaeser.

Der Vorstand:

Dr. Hans Seger
Museumsdirektor i. R.
Universitäts-Professor
1. Vorsitzender

Dr. Georg Lustig
Sanitätsrat
2. Vorsitzender

Georg Kuhn
Bankdirektor
Schatzmeister

Dr. Martin Jahn
Direktor des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege
Privatdozent an der Universität
Schriftführer

Dr. Fritz Geschwendt
Kustos am Landesamt

Dir. Edmund Glaeser
Leiter
des Schlesiendienstes

Max Hellmich
Vermessungsrat i. R.

Dr. Walter Matthes
Direktor des Städt. Museums in Beuthen

Dr. von Thaer
Landeshauptmann der Provinz Niederschlesien

Neuerscheinungen

Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Hans Seger, Verlag von Kurt Kabitzsch in Leipzig.

Band I: **Die Kelten in Schlesien** von Martin Jahn. VIII und 160 Seiten mit 76 Textabbildungen und 12 Tafeln. Ladenpreis M. 13.–, Vorzugspreis für Mitglieder des Schlesischen Altertumsvereins M. 9.75.

Mit der vorliegenden Abhandlung über „Die Kelten in Schlesien" eröffnet der Schlesische Altertumsverein eine neue Bücherreihe, die eine planmäßige Bearbeitung der einzelnen Zeitabschnitte und Siedlungsepochen unserer heimischen Vor- und Frühgeschichte bringen soll. Dank der uns hierzu gewährten Zuschüsse und des Entgegenkommens des Verlegers sind wir in der Lage, den Preis trotz der vielen Abbildungen verhältnismäßig niedrig zu halten und unseren Mitgliedern außerdem noch eine Vergünstigung von 25% einzuräumen.

Die Schlesischen Münzen des Mittelalters von Ferdinand Friedensburg. Folio, 16 Seiten und 15 Lichtdrucktafeln. Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins. Vertreten durch Ferdinand Hirt in Breslau. Ladenpreis M. 12.–, Vorzugspreis für Mitglieder M. 9.–.

Das nachgelassene Werk des Altmeisters der Schlesischen Münzkunde, Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Friedensburg, füllt eine sehr empfindliche Lücke aus. Seine ältere Veröffentlichung über die Münzgeschichte Schlesiens im Mittelalter ist seit Jahren vergriffen und war überdies durch die Forschung überholt. Der Münzfreund und Sammler erhält hier eine übersichtliche Zusammenstellung des gesamten Vorrats an schlesischen Mittelaltermünzen mit einer an Klarheit nicht zu überbietenden Abbildung aller unterscheidbaren Gepräge. Auch bei diesem Werke konnte den Mitgliedern ein Vorzugspreis von 25% gewährt werden.

Der Breite Berg bei Striegau. Eine Burgwalluntersuchung, herausgegeben vom Schlesischen Altertumsverein mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Bearbeitet von G. Bersu, H. Kurtz, E. Petersen und H. Seger.
Teil 1: **Die Grabungen** von G. Bersu. Groß-Folio, 46 Seiten Text mit 38 Abbildungen und 4 Tafeln in Farbendruck. Preis kartoniert M. 24.–, Vorzugspreis für Mitglieder M. 18.–.

Der Schlesische Altertumsverein liefert seinen Mitgliedern ferner die folgenden, vom Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer herausgegebenen Museumsführer zum Selbstkostenpreise:

Führer und Katalog zur Sammlung alter Musikinstrumente von Peter Epstein und Ernst Scheyer. Mit 10 Tafeln M. 1.–.

Führer durch das Schloßmuseum in Breslau von Erwin Hintze. Mit 64 Tafeln M. 2.–.

Ein Werk, das für die Kenntnis der Zeit Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege und besonders für jeden Schlesier von höchstem Interesse ist.

Bestellungen sind an den Schlesischen Altertumsverein in Breslau I zu richten (Postscheckkonto Nr. 62420). Zu dem Bücherpreise treten die Kosten für Verpackung und Versendung hinzu.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D 1174/IV/1-3
013-001180-00-0

Veröffentlichungen des

Die Mitglieder des Schles. Alter

1. Schlesiens Vorzeit in Bild und
Band I und II: vergriffen — Band III: M. 12.—
M. 12.— — Band VII: M. 12.— — Einzelne Hefte M. 0.50 — M. 2.—
2. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge. (Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.)
Band I u. II: vergriffen — Band III, IV, V, VI: je M. 12.— — Band VII, VIII: je M. 15.— Band IX: M. 24.—.
3. Altschlesien. Mitteilungen des Schles. Altertumsvereins. Band I: M. 18.—, ferner einzeln Band I, Heft 3—4: M. 9.—. Band I Schlußheft: M. 2.—. Band II, Heft 1 und Heft 2 je M. 3.—, Heft 3: M. 6.—, Band III Heft 1: M. 4.50, Heft 2—3: M. 9.—.
4. Altschlesische Blätter. Jahrgang 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931: je M. 2.—.
5. W. Grempler: Der Fund von Sackrau. Teil I und II (1.—3. Fund). Mit 13 Tafeln. Preis M. 4.50.
6. M. Zimmer: Die bemalten Tongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Mit 7 Farbentafeln und 1 Karte. Preis M. 3.—.
7. F. Friedensburg: Die schlesischen Münzen des Mittelalters. Mit 16 Lichtdrucktafeln. Preis M. 12.—.
8. G. Bersu: Der Breite Berg bei Striegau. Teil I: Die Grabungen. Preis M. 24.—.

Sonderabdrücke, Preise herabgesetzt:

9. Vorgeschichtliche Abhandlungen aus Schlesiens Vorzeit. Neue Folge, Band VIII: M. 4.50, Band IX: M. 3.—.
10. K. Masner: Die schlesischen Stammbücher und ihre künstlerische Ausschmückung. (Schles. Vorzeit, Neue Folge IV.) Preis M. 3.—.
11. E. Hintze: Schlesische Zinngießerwerkstätten. (Schles. Vorzeit, N. F. V.) M. 3.—.
12. E. Hintze: Schlesische Goldschmiede. (Schles. Vorzeit, Neue Folge VI und VII.) Preis 1. Teil M. 3.—, 2. Teil M. 2.—.
13. F. Friedensburg: Neue schlesische Münzfunde (Brakteatenfund von Salesche usw. Altschlesien I). Preis M. 1.—.

Ferner kann durch den Verein bezogen werden:

C. Buchwald: Einige Hauptwerke der kirchlichen Malerei und Bildhauerei des Mittelalters. Preis M. 0.50.

H. Seger: Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung und das Antikenkabinett. Preis M. 0.80.

E. Hintze: Führer durch die Abteilung Alt-Breslau. Preis M. 0.50.

K. Masner: Führer durch das Haus Albert und Toni Neißer. Preis M. 0.20.

K. Masner: Die Innungsstube der Breslauer Gerber. Mit 10 Tafeln. M. 0.50.

E. Hintze: Führer durch das Schloßmuseum. Mit 64 Tafeln. Preis M. 2.—.

P. Epstein und E. Scheyer: Führer und Katalog zur Sammlung alter Musikinstrumente. Mit 10 Tafeln. Preis M. 1.—.

Bestellungen sind an den Schlesischen Altertumsverein in Breslau I zu richten (Postscheckkonto Nr. 62420). Zu dem Bücherpreise treten die Kosten für Verpackung und Versendung hinzu.

Druck: Schlesische Druckerei A.-G., Breslau 2, Tauentzienstraße 49.